Reisen eines Franzosen,
oder
Beschreibung
der
vornehmsten Reiche
in der Welt,
nach ihrer ehemaligen und itzigen
Beschaffenheit;
in Briefen an ein Frauenzimmer
abgefasset
und herausgegeben
vom
Hrn. Abte Delaporte.

Sechster Theil.

Mit Churfürstl. Sächs. gnädigster Freyheit.

Leipzig,
bey Bernh. Christ. Breitkopf u. Sohne.
1771.

Der 67. Brief.

Japan.

Nach einer Schiffahrt von etlichen Tagen entdeckten wir die vordersten Inseln von Japan, Gotho genennet, welche blos mit Ackersleuten besetzet sind. Bey unserer Annäherung mußten wir dem Schiffs-Capitain unsere Gebeth-Bücher, und übrigen Andachts-Zeichen, so wie das Geld, welches wir etwa noch aus Europa bey uns hatten, einhändigen. Es wurde über das, was einem jeden zugehörete, ein Verzeichniß gemachet, alles aber in einen alten Kuffer gethan, um es vor den Japanern zu verbergen. Diese Vorsicht ist um so viel nö-

thiger, weil man bey allen Ankommenden scharf untersuchet, ob sie etwa unter ihren Kleidern Rosenkränze, Bücher, Bilder, oder Geld haben, worauf das Zeichen des Kreuzes, oder das Bild eines Heiligen, steht. Dergleichen Merkmale von Religion bey sich zu führen, wäre ein Verbrechen, das an dem Leben gestrafet würde.

Wir liefen endlich in einem Haven ein, der mit hohen Bergen, Inseln, und Felsen umgeben, und daher vor Winde und Wetter gesichert war. Es war der berühmte Haven von Nangasaqui, in demjenigen Theile der Insel Ximo, der Europa am nähesten und bekanntesten ist. Achtzehn kleine Japanische Schiffe kamen uns entgegen, und begleiteten uns bis zu dem Holländischen Kauf-Hause, mehr um auf uns Acht zu haben, als uns Ehre zu erweisen. Zwey obrigkeitliche Personen, mit Unter-Bedienten, Dollmetschern, und Soldaten, begaben sich auf unser Schiff, und forderten das Verzeichniß der Schiffsladung, den Namen der darauf befindlichen Personen, ihr Alter, Stand, Vaterland, und Bedienung. Ich gab mich für den Wundarzt des Schiffes aus, und hatte die Erlaubniß, mich einen Holländer zu nennen. Man befragte uns

wegen

wegen der Absicht unserer Reise, und schrieb unsere Antwort auf. Hernach las man uns die Polizey-Ordnung vor, die wir während unseres Aufenthaltes beobachten sollten; und sie wurde so wohl auf unserm Schiffe, als in verschiedenen Gegenden der Insel öffentlich angeschlagen. Diese besaget unter andern, daß kein Holländer sich von seinem Schiffe entfernen darf, um in oder aus der Stadt zu gehen, ohne eine schriftliche Erlaubniß eines Japanischen Beamten zu haben; dieser aber muß solche jedesmal, daß man von einem Orte an einen andern gehet, erneuern. Wenn der Abend herankommt, werden alle Holländer, nach dem einer nach dem andern gezählet worden ist, durch die zu Untersuchung der Schiffe verordneten Commissarien in ihr Haus eingeschlossen; und des Morgens wird diese Vorsicht und Untersuchung wiederholet, um zu sehen, ob jemand entwischet sey.

Etliche Tage nach unserer Ankunft bestimmten die Commissarien die Zeit und Weise, wie die Waaren sollten ausgeladen werden. So wie man sie herbeybrachte, wurden sie besichtiget; man verglich sie mit dem darüber eingegebenen Verzeichniße, und machte von jeder Gattung etliche Ballen auf, um zu sehen,

ob sie mit selbigem übereinkämen. Alsdenn wurden sie in den Magazinen der Holländischen Compagnie verschlossen, die Commissarien behielten die Schlüssel, und an die Thüre drückten sie ihr Siegel. Hier blieben die Waaren so lange, biß es der Regirung gefällig war, die Zeit des öffentlichen Verkaufes anzuordnen. Nach angesetztem Tage schlug man das Verzeichniß der Waaren öffentlich an, nnd sie wurden in einem großen dazu bestimmten Gebäude an die Meistbietenden verkaufet.

Unser Factor ist gegenwärtig mit den Anstalten seiner Reise nach Jedo beschäfftiget. Ich meines Ortes, Madame, wende die wenige Freyheit, welche mir die Japaner lassen, an, ihre Gemüths-Beschaffenheit kennen zu lernen, ihre Gebräuche zu untersuchen, hauptsächlich aber die Stadt Nangasaqui, wo ich mich itzt aufhalte, fleißig zu durchwandern. Sie beträgt ohngefähr drey viertel Stunde in der Länge, und eben so viel in der Breite. Ihr Aufnehmen hat sie den Portugiesen zu danken. Als selbige Besitz davon nahmen, war sie ein bloses Dorf, wo die Portugiesen die erste Niederlage ihrer Handlung anlegten. Erst von dieser Zeit an, sah man

eine

eine große Menge fremder Schiffe in ihrem Haven ankommen. Selbst die Japaner, durch Hoffnung des Gewinnstes angelocket, kamen und ließen sich daselbst nieder. Nangasaqui kam dadurch empor, und wurde eine der blühendesten Handelsstädte von Japan. Als die Portugiesen hernach aus dem Reiche vertrieben wurden, verlor die Stadt viel von ihrer Größe; und heut zu Tage ist sie nur mittelmäßig bevölkert. Die Einwohner sind mehrentheils Handwerksleute, oder Tagelöhner, und man sieht wenige Kaufleute. Unterdessen ist dieser Haven noch itzt der Sammelplatz aller derer, denen erlaubet wird, in dieses Land zu handeln. Auf den Gipfel der herumliegenden Berge, sind Wach-Häuser angeleget, um der Obrigkeit von allem, was auf dem Meere vorgeht, Nachricht zu geben. Das Ufer wird durch verschiedene Bollwerke beschützet; und die Seite nach der Stadt ist mit Tüchern umspannet, damit die ankommenden Fremden die Anzahl der Truppen und des Geschützes, die man unterhält, nicht sehen können.

Nangasaqui hat keine Mauern: die Gassen sind enge und unordentlich, der Boden ist ungleich, die Häuser sind niedrig und von nicht

sonderlichem Ansehen; doch sind sie reinlich, und ihre innere Abtheilung ist sehr bequem eingerichtet. Sie haben nur ein Erd-Geschoß, oder höchstens noch ein Stockwerk darüber, das nicht bewohnet, sondern zu Niederlagen gebrauchet wird. Hier, wie in China, sieht man keine Fenster auf die Gasse heraus; an der vorderen Seite der bürgerlichen Häuser ist gemeiniglich nur der Eingang angebracht. Bey den Kauf- und Handwerksleuten ist überdieß noch ein Laden, wo sie arbeiten, oder ihre Waaren auslegen. Diese Häuser sind von Holze, mit Leimen beworfen, und mit Bretern gedecket: zuweilen ist eine Leinwand darüber gezogen, und mit Kalche überstrichen. Die Zimmer bestehen aus Verschlägen, die jeder einrichtet, wie er will; die Fenster sind von Papiere, und wenn man dem ganzen Hause frische Luft geben will, nimmt man die Verschläge weg, und öffnet die Fenster. Die Fußböden und Decken sind von Cedern- oder Tannen-Holze: auf erstere werden Fußdecken gebreitet, letztere aber mit goldenen oder silbern Papiere überzogen. Die Fußdecken dienen zugleich statt des Bettes und der Stühle; oder besser zu sagen, die Japaner haben weder Stühle noch Betten, noch einige

andere

andere Art von dergleichen Bequemlichkeit. Sie sind gewohnet, auf der Erde zu sitzen, wie die meisten Asiatischen Völker, und auf Teppichen zu schlafen. Das Innere des Hauses, die Fenster, Thüren, und etwa vorhandenen Treppen, werden gemalet und lackiret, und alles mit einer ungemeinen Reinlichkeit unterhalten.

Einige **Gebäude** in Nangasaqui sind merkwürdig; als, die Zeughäuser, die Tempel, und der Statthalter Paläste, die einen ansehnlichen Umfang haben, und über die ganze Stadt hervorragen. Die **Tempel**, welche theils den alten einheimischen Göttern geweihet sind, theils fremden Götzen, derer Verehrung aus den benachbarten Ländern eingeführet worden ist, sind hier sehr zahlreich: sie sind wohl gebauet, und nicht allein zu ihrem Götzendienste, sondern auch zu öffentlichen Lustbarkeiten bestimmet. Sie werden von weitläuftigen **Gärten** umgeben, worinnen noch andere Gebäude, außer denen wo die Götzen stehen, angeleget sind. In diesen Gebäuden, und in denen sie umschließenden vortreflichen Lustplätzen, ist es, wo die Spiele und die feyerlichen Feste gehalten werden. Die **Holländer** bewohnen eine kleine an dem

Haven gelegene Insel, wo sie so gut als eingeschlossen sind. Diese Art von Gefängniße hat nur sechs hundert Fuß in der Länge, und zwey hundert in der Breite. Den Schiffen aus der Stadt ist verboten, daselbst anzulanden; man könnte nicht mehr Aufsicht brauchen, wenn man Missethäter bewachte. Die Chineser, die eben so eingeschränket sind wie die Holländer, haben ihre Wohnungen auf einer Anhöhe, in einem jenem gerade entgegen gelegenen Quartiere. Es ist mit einer Mauer umgeben, woraus sie ohne besondere Erlaubniß der Obrigkeit nicht gehen dürfen.

Unerachtet die Japaner mistrauisch und zurückhaltend sind, sollten Sie wohl glauben, Madame, daß ich mir, durch Höflichkeit und gefälliges Bezeigen, vieler ihr Zutrauen erworben habe. Ich kenne keine Nation, welche die Merkmale der Hochachtung mehr empfindet, und wo sie nichts zu befürchten glaubet, sich mit bessern Herzen der Freundschaft überläßt, als diese. Außerdem machet sie der lange Umgang mit den Holländern weniger schüchtern, und mehr gesellig. Unter diesem Namen habe ich mich ohne Zweifel des Vortheils zu erfreuen, daß ich mit Leuten vertraut leben kann, derer Bekanntschaft ich für un-

möglich hielt: ja so gar ihre Priester, (Bonzen,) thun mir die Ehre, mich in ihrer Gesellschaft zu leiden. Die Religion ist das meistemal der Gegenstand unserer Unterhaltung, und wir haben uns zusammen sehr oft über die Japanische ganz frey erkläret. In diesem Reiche sind dreyerley Religionen eingeführet. Die erste, welche als die reineste Lehre angesehen wird, heißt Sintos: sie hält über die Verehrung der alten Götter des Landes, die, nach der Meynung des Volkes, Japan viele Millionen Jahre beherrschet haben. Die zweyte wird Budsdo genennet, und besteht in der Anbethung der fremden Götzen. Sie wurde zu Anfange unserer christlichen Zeitrechnung auf diesen Inseln eingeführet. Die dritte, Siuto genennet, ist ein neueres Lehrgebäude, das auf das bloße Licht der Vernunft gegründet ist, und die Ausübung der Tugend zu seinem einzigen Vorwurfe macht, ohne sich um den Dienst einer Gottheit zu bekümmern.

Die Religion, Sintos, ist ein Geheimniß für das Volk: die Priester vertrauen es nur ihren Schülern, und diese, wenn sie es erlernen, verbinden sich eidlich, es nicht zu offenbaren. Es betrifft dieser Eid hauptsächlich

den Ursprung der Welt, der in Japan, wie anderwärts, ein geheimnißvoller Gegenstand ist. Die Geschichte der ersten Zeiten enthält nichts als die Erzählung des Streites, den die Götter mit Riesen, mit Drachen, und anderen die Erde verwüstenden Ungeheuern gehabt haben. Viele Städte und Dörfer des Reiches haben von diesen in ihrer Gegend vorgefallenen merkwürdigen Thaten ihren Namen erhalten. Man behält in den Tempeln die Schwerde und Waffen dieser Götter oder Helden auf, weil sie sich durch ausnehmende Thaten berühmt gemacht haben, von dem aus Ehrfurcht gerührten Volke aber hernach sind vergöttert, und ihnen zu Ehren Altäre aufgerichtet worden. Daher kommt die große Anzahl Gottheiten, welche von den Sintoisten in verschiedene Classen eingetheilet, und unter den Namen unsterblicher Geister angebetet werden. Sie sehen diese Helden nicht nur als die Schutz-Götter der Nation an, sondern auch als die Stiffter des Reiches, und als ihre ersten Könige. Die Geschichte dieser Götter macht einen der wichtigsten Artikel in der Japaner Theologie aus.

Nur dem Dairi, dem allgemeinen Oberhaupte der Japanischen Geistlichkeit, kommt es

zu,

zu, berühmte Männer in die Zahl der Heiligen zu versetzen. Es geschieht dieß von Zeit zu Zeit mit gewissen Personen, die er dieser Ehre würdig hält, es sey nun in Ansehung ihres geführten heiligen Wandels, oder wegen der Wunderwerke, die man ihnen zuschreibt. In solchem Falle erlaubt er dem Volke, sie anzurufen, und ihnen Tempel zu bauen. Die Ceremonie der **Vergötterung** geschieht mit großer Zurüstung, und man bestimmet dem neuen Gotte die Art von Macht, die er über die Sterblichen ausüben soll. Da die Anzahl dieser Gottheiten alle Tage größer wird, auch keine neue entsteht, der man nicht eine Pagode erbauete, so ist keine Stadt, wo man nicht eben so viel Tempel und Kapellen, als andere Häuser sieht. Der Gewohnheit gemäs werden die Gebeine und Waffen des Gottes, und die Arbeit, die er bey seinem Leben mit eigener Hand verfertiget hat, in einem Kasten verwahret. Der Dairi hat nicht allein die Macht, Götter zu machen, sondern er selbst ist den Sintoisten ein Gegenstand der Verehrung und Anbethung. Weil man glaubet, er stamme von den alten Gottheiten der Nation in gerader Linie ab, und habe alle Tugenden und herrliche Eigenschaften seiner Vor-

fahren

fahren geerbet, so hält man ihn für ihr lebendes Ebenbild, und erweiset ihm ohngefähr gleiche Ehre. Man bildet sich so gar ein, die Götter des Landes hätten eine so große Hochachtung für ihn, daß sie mit ihm einen geheimen Umgang unterhielten, und sich zur Pflicht rechneten, ihn alle Jahre einmal, im Monate November, oder December, zu besuchen. Die Japaner nennen diese Zeit, den Monat der Ankunft und des Besuches der Götter: so wie die Christen in eben dieser Jahreszeit den Advent, das ist die Zukunft des Heilandes der Welt, zu feyern pflegen: oder wie die Alten, welche glaubeten, daß ihre Götter jährlich nach Ethiopien kämen, und zwölf Tage daselbst blieben. In allen Städten selbiger Gegend, und in ganz Egypten, war man zu solcher Zeit in Bewegung: man sah nichts als Umgänge, und Wallfahrten, wobey die Bildseulen der Götter im Triumphe getragen wurden. Die Japaner thun das Gegentheil; sie schließen ihre Tempel zu. Sie bilden sich ein, der Himmel sey leer, und die ganze himmlische Hofstatt komme in diesem Monate herunter, bey ihrem allgemeinen höchsten Priester zu residiren; der auch während dieser Zeit nicht unterläßt, offene Tafel zu halten, um sie zu bewirthen.

Die

Die Sintoisten glauben keine Wanderung der Seelen; unterdessen enthalten sie sich, Thiere, die dem Menschen nützlich sind, zu tödten, und zu essen: sie sehen als eine Grausamkeit und Undank an, sie zu vernichten. Von der Unsterblichkeit der Seele, und in Ansehung eines künftigen Zustandes von Glückseligkeit oder Unglückseligkeit haben sie einige Begriffe, jedoch ohne davon sonderlich gerühret zu seyn: ihre Hoffnung oder Furcht schränket sich auf die Vortheile, oder Beschwerlichkeiten dieses Lebens ein. Sie glauben eine Zukunft, verwerfen aber die Hölle. Ihrer Meynung nach, kommen die Bösen wieder auf die Welt, um ihre Sünden zu büßen. Keine Religion ist gelinder und ruhiger als die ihrige: sie verwirft alle Bezähmung, als den Göttern unangenehm, welche lieber sehen, daß sich die Menschen vergnügen, und den Ergötzlichkeiten überlassen. Die einzige Bemühung der Sintoisten ist, in der Welt glücklich zu seyn: und dennoch hat ihre Religion in Japan die wenigsten Anhänger. Sie beobachten gesetzliche Ceremonien, davon der gröste Theil die Reinlichkeit des Leibes betrifft. Diese Reinlichkeit besteht hauptsächlich darinnen, daß man sich nicht mit Blute besudele,

kein Fleisch esse, und keinem todten Körper zu nahe komme. Wer sich einer dergleichen Unreinigkeit schuldig weis, der kann in keinen Tempel gehen, und keinen heiligen Ort besuchen, ohne zu sündigen. Wenn jemand einen Tropfen Blut auf seine Kleider fallen läßt, der ist sieben Tage unrein. Der Tod eines Verwandten verunreiniget, und solches zu büßen, erfordert es mehrere oder wenigere Zeit, nachdem der Grad der Verwandtschaft nahe ist. Derjenige, welcher gewisser zahmer Thiere Fleisch ißt, muß sich auch reinigen. In dieser Religion kennet man keine anderen Teufel, als die Seelen der Füchse; denn diese Thiere thun in Japan großen Schaden. Diese Meynung mag dem Jesuiten Bougeant zu seiner Lehre, von den Seelen der Thiere, Gelegenheit gegeben haben.

Die Feyer **festlicher** Tage ist ein anderer wesentlicher Punct der Religion der Sintoisten. Diese Tage sind vornehmlich den Besuchen und Höflichkeits-Bezeigungen unter guten Freunden gewidmet; denn die Japaner haben von ihren Festen nicht leicht mehr als die Ergötzlichkeiten beybehalten. Man hält zwar in den Tempeln einige Umgänge, allein der gröste Theil des Tages wird mit Besuchen,

Gastge-

Gastgeboten, und Lustbarkeiten zugebracht. Sie haben drey Feste, welche alle Monate wiederkommen, andere aber grössere, welche fünfmal im Jahre mit großer Feyerlichkeit begangen werden. Das Neu-Jahres-Fest dauert verschiedene Tage; während selbigem machet man einander, wie in Europa, Glückwünschungen und Geschenke. Das Jahr fängt sich an mit dem Neumonde, der nach dem fünften Februar folget, zwischen dem kürzesten Tage und dem Anfange des Frühlinges: dieser Tag ist also ein bewegliches Fest, wie bey uns Ostern.

Es giebt noch ein anderes Fest, das hauptsächlich ein Tag der Freude ist für die jungen Mägdgen; ein anderes für die jungen Knaben; ein drittes für die Kinder; und ein viertes, das dem Schmausen, Spielen, Tanzen, und Schauspielen gewidmet ist. Freude, ausgelassenes Wesen, und Lüderlichkeit, dauern alsdenn viele Tage. Jeder bemühet sich seine Bekannten zu bewirthen; ja die Fremden, und die gleichgültigsten Personen werden zu diesen Gastgeboten eingeladen. Dieses Fest gleichet, was die Ueppigkeit anbelanget, den Saturnalien und Bachanalien der Römer. Ungeachtet es eigentlich zu der Religion der

Sintoisten gehöret, doch aber weniger den Götzendienst, als die Lustbarkeiten betrifft, worauf die Japaner sehr begierig sind: so ist es durch die Länge der Zeit geschehen, daß alle Secten an diesem Feste Theil nehmen.

Die **Wallfahrt** nach **Isje** ist noch ein anderer Artikel der Religion Sintos. Isje ist eine Provinz von Japan, berühmt wegen der Geburt des ältesten und mächtigsten Gottes im Lande. Diese Völker behaupten, daß ihre ersten Aeltern sich daselbst aufgehalten haben, und der Ursprung des menschlichen Geschlechtes daher zu nehmen sey, wie bey uns das Land Eden. Die Andächtigen gehen alle Jahre einmal dahin: jedermann aber thut diese Reise wenigstens einmal in seinem Leben, um den Segen des Himmels in dieser Welt, und die ewige Glückseligkeit in jener, zu erhalten. Das Ziel der Wallfahrt ist eine Pagode, die sie den **Tempel des großen Gottes** nennen. In ganz Japan ist kein so heiliger und berühmter Ort; gleichwohl kann man kein schlechteres und armseligeres Gebäude, von Holze gebauet, und mit Strohe gedecket, sehen. Seine gröste Zierde ist ein Spiegel, der einer Sintoistischen Einbildung das Auge, die Scharfsinnigkeit, und die Reinigkeit der höchsten Weisheit vorstellet.

Nicht weit davon, auf einem Hügel, ist eine Höhle, welche die Pilgrime zu besuchen niemals ermangeln. Hier, erzählt man ihnen, hat sich ihr großer Gott vormals verstecket, als er die Welt ihres Lichtes beraubete: man zeiget ihnen einen auf einer Kuh sitzenden Götzen, den sie die Vorstellung der Sonne nennen. Die Japaner unterhalten alle diese Gebäude in schlechtem Ansehen, um die große Armuth der ersten Menschen dadurch anzuzeigen. Sie haben fast keine Feyerlichkeit, oder andere Gebräuche, welche nicht die erste Dürftigkeit des menschlichen Geschlechtes erinnerlich machen. Der Tempel von Isje ist mit einer Menge kleiner Kapellen umgeben, davon die meisten so niedrig sind, daß die Priester darinnen kaum aufgerichtet stehen können. Es sind eigentlich keine Geistliche, die darüber gesetzet sind, sondern Laien, welche ihre Oberen, nebst einer Kleidung haben, die sie von andern weltlichen Standes unterscheidet. Auf dem Kopfe tragen sie eine längliche Mütze, die sie unter dem Kinne mit seidenen, längern oder kürzern Schnüren befestigen, nach Beschaffenheit des Ranges dessen, der sie trägt. Er braucht sich vor Personen höhern Ranges nicht tiefer zu bücken, als bis

das Ende der Schnure auf die Erde trifft. Diese Priester sind dem allgemeinen geistlichen Oberhaupte, in Sachen welche die Religion angehen, unterworfen; aber, was das Zeitliche betrifft, gehorchen sie, wie die anderen Geistlichen des Reichs, der weltlichen Obrigkeit.

Es ist merkwürdig, daß die **Geistlichkeit** von Japan, die sehr arm, und daher gezwungen ist, die schlechtesten Handthierungen zu treiben, um ihr Leben hinzubringen, der weltlichen Obrigkeit die Verwaltung der Tempel in Isje überlassen hat, da sie doch selbst großen Vortheil davon ziehen könnte, sowohl wegen der ansehnlichen Einkünfte, die diesen Tempeln zugehören, als auch wegen der vielen Allmosen, welche die dahin haufenweise kommenden Pilgrime, männlichen und weiblichen Geschlechtes, daselbst niederlegen. Man giebt vor, daß die monatliche **Beschwerlichkeit** des weiblichen Geschlechtes während dieser Reise unterbrochen würde: es kann seyn, daß die Ermüdung diesen Erfolg veranlasset; es kann aber auch vielleicht zur Ursache haben, daß die Weiber alsdenn ihre Umstände sorgfältig verheelen: denn, weil dergleichen Beschaffenheit eine gesetzmäßige Unreinigkeit bey ihnen ausmachet, so würden sie der Verach-

tung

tung und Schimpfe der andern Pilgrime ausgesetzet seyn. Diese **Reise** wird zu aller Jahreszeit unternommen; doch ist der gröste Zulauf in den Monaten März, und April, der schönsten Jahreszeit in Japan. Man sieht daselbst Personen von allerhand Stand und Würden, nur die Vornehmsten des Reiches nicht, welche die Reise selten in Person thun. Die meisten begnügen sich, Abgeordnete zu schicken, nach dem Beyspiele des Kaisers, welcher alle Jahre eine öffentliche Gesandtschaft dahin veranstaltet. Leute vom niedrigeren Stande glauben, daß sie sich von dieser Religions-Uebung nicht ausschließen dürfen. Einige reisen zu Pferde, andere in Sänften, die meisten zu Fuße. Die Armen tragen ihr Bette, das heißt, eine zusammengerollte strohherne Matte, auf den Rücken. Sie haben einen Stock in der Hand, und eine hölzerne Schaale am Gürtel hängen, worinnen sie das Allmosen empfangen; denn auf der ganzen Reise leben sie blos von der Freygebigkeit der andern Pilgrime. Den Kopf bedecken sie mit einem großen Hute von Rohre, worauf, so wie auf der Schaale, ihr Name, ihr Geburtsort, und woher sie kommen, geschrieben ist, damit, im Falle daß sie sterben, man sie erkennen,

nen, und es der Obrigkeit des Ortes berichten kann.

Unter der großen Menge Pilgrime giebt es einige, die sich durch ein sonderbares Bezeigen zu unterscheiden suchen. Viele gehen Truppweise, singen und spielen den ganzen Weg über, auf der Zither. Andere gehen in der grösten Kälte nackend, und haben nichts als ein wenig Stroh um den Leib. Diese sondern sich von den andern ab, sie laufen fast beständig, fordern von niemanden nichts, und leben höchst armselig. Ehe ein Pilgrim die Reise nach den heiligen Oertern antritt, ist er besorgt, an seine Hausthüre einen Faden mit ausgeschnittenem Papiere zu hängen, wodurch er diejenigen, welche eine gesetzmäßige Unreinigkeit an sich haben, warnet, nicht in sein Haus zu gehen. Wer diese Anzeige nicht achtete, würde sich, glauben sie, verdrüßliche Zufälle zuziehen, und übele Träume haben. Die Leichtgläubigen unter den Andächtigen versichern, daß dieses alles durch die Erfahrung bestätiget werde. Doch diese Vorsicht allein ist nicht hinlänglich, der Andacht des Pilgrims einen erwünschten Fortgang zu verschaffen; er selbst muß auf der ganzen Reise in der grösten Reinigkeit leben; er muß sich so gar

der

der Ehestands-Pflichten enthalten. Nicht, als ob die Götter durch dieses so natürliche und nothwendige Vergnügen beleidiget würden; sondern weil zu befürchten stünde, daß die fleischlichen Gedanken die geistlichen unterdrücken, und solchergestalt unreine Vermischungen daraus entstehen möchten. Diejenigen Weiber also, die ihre Männer begleiten, dürfen ihnen einen nähern Umgang nicht verstatten, noch weniger aber sich mit andern Mannspersonen einlassen. Man muß die strengeste Enthaltsamkeit beobachten; und es werden wunderliche Historien von Leuten erzählet, die, weil sie dieses Gesetz übertreten haben, so genau mit einander sollen vereiniget worden seyn, daß, um sie aus einander zu bringen, man seine Zuflucht zum Beschwören und Verbannen hat nehmen müssen.

Wenn der Pilgrim an Ort und Stelle kommt, so besuchet er alle Tempel und Kapellen, und wenn er damit fertig ist, bekommt er eine kleine Schachtel, worinnen die Erlassung seiner Sünden enthalten ist. Diese befestiget er unter seinem Hute, um sie vor Winde und Wetter zu sichern; und bey seiner Heimkunft verwahret er sie in einer besonderes dazu bestimmten Bilder-Blinte. Ungeachtet

achtet die Kraft dieser Reliquien-Schachteln nur auf ein Jahr eingeschränket ist, so heben sie die Japaner doch sorgfältig auf. Man verkaufet ihrer eine erstaunende Menge zum Gebrauche für diejenigen, denen es unmöglich fällt, die heiligen Oerter selbst zu besuchen. Es macht eine unerschöpfliche Quelle von Reichthum für die Priester, welche großen Handel damit treiben.

Ohngefähr zu der Zeit, da die Mönchs-Orden in der Christenheit sind eingeführet worden, entstund in Japan eine Gesellschaft **Eremiten**, die wie unsere ehemaligen Einsiedler gelebet haben. Dieser Ordensleute giebt es noch itzt, und sie führen ihrem Gelübde gemäs ein sehr einsames Leben. Viele unter ihnen sind dieser Regel unter der Aufsicht eines einzigen Oberhauptes gefolget. In der Folge der Zeit sind sie durch Spaltungen in verschiedene Zweige vertheilet worden, davon die zwey vorzüglichsten Generale haben, die zu Meaco wohnen. Der Zweck ihres Instituts ist, daß sie, erforderlichen Falles, für die gerechte Sache der Götter, und für die Religion des Landes streiten müssen. Sie beobachten die genaueste Strenge, und bringen ihr Leben zu, von einem Berge zu dem

andern

andern zu reisen: sie rechnen sich zur Pflicht, alle Jahre auf einen sehr hohen Berg, voller steilen Klüfte, zu klettern; und zu dieser Wallfahrt bereiten sie sich durch Fasten, und durch die genaueste Enthaltsamkeit. Gemeiniglich findet man diese Herumschweifer bey den Tempeln, wo sie mit vielem Ungestüme Allmosen fordern. Sie erwarten die Reisenden in engen Wegen, und schwerlich kann man ihrem dringenden Betteln einige Freygebigkeit versagen. Ihre Kleidung ist eben so, wie der Laien, nur fügen sie gewisse Unterscheidungs-Zeichen hinzu. Auf dem Rücken haben sie einen Sack, wo sie ihre Bücher, ihr Geld, und ihre Wäsche hinein thun. In der Hand halten sie einen Rosenkranz mit vielen Körnern, wornach sie ihre Gebethe hersagen. Diese Mönche sind der Weißagungs- und Zauber-Kunst sehr ergeben. Sie behaupten, daß wenn sie etliche geheime Worte sagen, und gewisse Figuren zeichnen, sie den Urheber eines Diebstahles entdecken, das Künftige prophezeyen, Träume auslegen, und Krankheiten heilen können. In den ersten Zeiten war ihre Bemühung, Gott und die Natur kennen zu lernen; daher haben sie geglaubet, die Schlüssel zum Himmel allein zu besitzen. Weil sie sich für Seelen-Aerzte

hielten, glaubten sie nach und nach, auch den Leib heilen zu können. Ein doppeltes dienliches Mittel, theils die Leute zu betrügen, theils ihnen zuweilen nützlich zu seyn: so wie es auch viele unserer Mönchs-Orden mit ihren Bibliotheken, und mit ihren Apotheken machen. Es giebt etliche unter diesen Japanischen Eremiten, die sich rühmen, alte Leute wieder jung zu machen. Die Fabel des Brunnen von Jouvence findt zu allen Zeiten, und in allen Ländern statt.

Die Sintoisten haben noch verschiedene andere **Brüderschaften**, mehrentheils von müßigen und bedürftigen Leuten, die unter dem Schutze des Altares aller Bequemlichkeit des Lebens genießen, sich aber heimlich allen Arten von Lüderlichkeit überlassen. Auch findet man in Japan, so wie bey uns, Bettel-Orden beyderley Geschlechtes. Eine Gesellschaft von **Nonnen**, die zwey und zwey das Land durchstreichen, stellen so ziemlich die herumirrenden Ordens-Schwestern vor, die bey uns auf dem Lande herumlaufen, und während der Fasten in die Städte kommen, und Allmosen sammeln. Ein Mägdgen, von armen Aeltern geboren, die nichts als ein hübsches Gesicht zu ihrem Erbtheile erhalten hat, erwählet diese Lebensart

um so viel lieber, weil sie versichert ist, daß ihr nichts fehlen kann; sehr oft aber dienet diesen schönen Pilgriminnen die Religion zum Schleier ihrer Ausschweifungen. Sie wenden zu Erhaltung ihrer Haut und Gesichtes alle mögliche Sorgfalt an, und schminken sich mit vieler Kunst. Ihre Kleidung ist schlecht, aber reinlich. Die Brust entblößen sie völlig, nehmen aber dabey ein bescheidenes und andächtiges Wesen an. Alle Tage begeben sie sich aus ihrem Kloster, etliche Stunden, an die Wege und Straßen, die am meisten besuchet werden: begegnet ihnen daselbst ein Reisender, von einigem Ansehen, so nähern sie sich ihm, und singen; haben sie nun Ursache von seiner Freygebigkeit zufrieden zu seyn, so wissen sie ihm ganz angenehme Augenblicke zu verschaffen.

Es giebt auch noch eine andere uralte Ordens-Gesellschaft im Lande, die in großem Ansehen steht. Es ist die Gesellschaft der **Blinden** alles Standes und Alters. Ihren Ursprung erzählet man auf folgende Art. Der Prinz eines ehemaligen Japanischen Kaisers verliebte sich in eine Prinzeßinn, die für ihren Liebhaber ungemein große Liebe hatte. Beyde genossen verschiedene Jahre alles Vergnügen, das eine gegenseitige heftige Leidenschaft er-

wecken

wecken kann; ihre Glückseligkeit aber währete nicht lange. Die Prinzeßinn starb; und ihr Geliebter, von dem schmerzlichsten Leide durchdrungen, verlor durch das viele Weinen sein Gesicht. Um sich wegen dieses doppelten Unglückes zu trösten, und vielleicht seine Geliebte zu verewigen, stiftete er eine Ordens-Gesellschaft, worinnen niemand als Blinde aufgenommen wurden. Man sieht sie weder auf den Straßen, noch in den Tempeln betteln gehen, wie unsere blinden Bettelmönche, (les quinze vingts,) die ebenfalls von königlicher Stifftung sind. Viele Jahrhunderte ist diese Gesellschaft in der blühendesten Verfassung gewesen, allein nunmehr werden nur geistliche Personen darinnen aufgenommen. Ihr Verfall ist einer andern errichteten Brüderschaft von Blinden zuzuschreiben, in welche alle vornehme blind gewordene Herren treten. In vormaligen Zeiten, als die Japaner in zwey Partheyen getheilet waren, hatte der General der einen Armee für den überwuudenen Fürsten unglücklich gefochten. Der Ueberwinder, der den General hochschätzte, wollte ihn in seine Dienste nehmen, dieser aber antwortete: Alles was ich für Sie thun kann, ist, daß ich meine beyden Augen, die Ihr Verderben wünschen,

schen, ausreiße: ich kann Sie nicht ansehen, ohne ein Verlangen zu empfinden, Ihnen das Leben zu nehmen, und meinen Herrn zu rächen. Indem er dieses sagete, riß er seine Augen aus, legete sie auf einen Teller, und überreichte sie dem Monarchen. Eine Vermischung von Abscheu und Bewunderung brachte ihm seine Freyheit zu Wege, er verließ den Hof, und stiftete diese zweyte **Ordens-Gesellschaft** der Blinden. Sie unterhält sich durch ihren Fleiß, und durch die nach ihrem Zustande eingerichtete Arbeit sehr reichlich. Viele unter ihnen legen sich auch auf die Musik und Poesie, und haben daher, als schöne Geister, Zutritt in den Palästen der Großen. Und in der That sagt man, daß die Geschichts-Bücher des Reiches, die Lebensbeschreibungen der berühmten Männer, und die alten Urkunden der Familien nicht zuverläßiger seyn können, als das Gedächtniß dieser vornehmen Blinden. Ihre Kenntniß wird als eine historische Aussage angesehen, die niemand in Zweifel zu ziehen sich einfallen läßt. Sie haben Academien, wo sie Ehren Stufen annehmen; und sie bringen die merkwürdigsten Thaten ihrer Helden in Verse, und Gesänge. Man gebrauchet sich ihrer auch bey gewissen

wissen Feyerlichkeiten, bey öffentlichen Festen, bey Processionen, Hochzeiten, und andern Ceremonien. Wer in dieser Gesellschaft einmal aufgenommen ist, kann nicht wieder heraustreten. Der General residiret zu Meaco, wo er ansehnliche Einkünfte zu genießen hat: die übrigen leben iu dem Reiche zerstreuet. Der Orden wird durch ein Collegium regiret, das aus den zehn Aeltesten besteht, und über Leben und Tod sprechen kann; das Urthel aber muß von dem Presidenten des höchsten Gerichtes in Meaco bestätiget werden. Diese Rathsversammlung schickt Aufseher in die Provinzen, derer Amt mit dem von unsern Ordens-Visitatoren und Definitoren übereinkommt.

Die Secte von **Budsdo** hat ihren Ursprung aus Indien, von dar sie sich unter verschiedenen Namen in Siam, China, und Japan ausgebreitet hat. Man erzählet tausenderley fabelhafte Dinge von ihrem Stiffter; seine Geschichte aber ändert sich in den verschiedenen Ländern, wo er verehret wird: jedoch ist man überall einig, ihm göttliche Ehre zu erweisen. Die Indianer nennen ihn Wisthnu, die Siamer Sommonacodon, die Chineser Foë, die Japaner Buds, oder Siaka. Er hatte Schüler, die seine vornehmsten Meynungen,

nungen, und die wichtigsten Artikel seiner Lehre sammelten. Sie selbst wurden nach der Zeit in die Zahl der Gottheiten dieser Secte aufgenommen. Man erweist ihnen eben so viel Ehre als ihrem Meister; sie sind in eben den Tempeln, und auf eben den Altären aufgestellet. Der Götzendienst des Siaka wurde durch die Missionaire, die ihn bey den Chinesern eingeführet hatten, nach Japan gebracht. Etliche Jahrhunderte nach einander fand er daselbst keinen sonderlichen Fortgang, seitdem aber hat er so zugenommen, daß es heutiges Tages die am meisten befolgte Religion im Lande ist. Selbst die Sintoisten haben die wesentlichsten Stücke davon angenommen. Die vornehmsten betreffen die Lehre vom zukünftigen Leben, vom Ende der Welt, und von der Verachtung des itzigen Lebens. Diese Lehrsätze sind sehr erhaben abgefasset: sie vernichten den Menschen, um ihn mit Gott zu vereinigen; sie verordnen, Vater und Mutter zu verlassen, und ihm zu folgen; sich selbst zu vergessen, sich der Vollkommenheit zu bestreben, gewissermaaßen unempfindlich zu werden, und blos nach den ewigen Belohnungen zu trachten. Diese von den andächtigen Japanern unrecht verstandenen Lehren vermögen sie zu grausamen Hand-

lungen

lungen gegen sich selbst, und zu unnützen für die Gesellschaft. Sie unternehmen unmäßige Penitenzen; sie ersäufen sich in durchlöcherten Barken; sie stürzen sich von den höchsten Felsen herab; sie mauern sich ein; sie lassen sich unter Wagen zerquetschen; und dieses alles in der Absicht eines auserwählten Lebens, oder aus Furcht, einem alles verheerenden Gotte zu misfallen. Ihre Gebethe und andächtigen Betrachtungen sind nichts als närrisches Wesen und Entzückungen, ihre Demüthigung Unanständigkeit, ihre Buße Raserey. Ich will mich in keine genaueren Umstände dieser Religion wegen einlassen, welche die Wanderung der Seelen zum Grunde hat, und woher alle die Folgen entstehen, die von diesem alten Lehrgebäude bereits bekannt sind. Unterdessen giebt man darinnen ein Paradies, und eine Hölle zu: um nun das eine zu verdienen, und das andere zu vermeiden, überlassen sich die strengen Vertheidiger dieser Secte allen Grausamkeiten und Begeisterungen. Was ich Ihnen ehedem von den rasenden Nachfolgern der Lehre des Foë gesaget habe, ist mit denen Unmenschlichkeiten, die von den Anbethern des Siacka vorgenommen werden, nicht zu vergleichen.

Die Bonzen in Japan, als die Priester der Secte von Budsdo, sollen eben so scheinheilig, und noch verderbter als die von China seyn; nur stehen sie in größerm Ansehen. Das Volk hält sie für Heilige, und daher gewinnen sie eine unumschränkte Herrschaft über alle Personen, die sich ihrer Führung überlassen. Das Ansehen bey den Göttern, das man ihnen zuschreibt, und die Sorgfalt, die sie haben, junge Leute von vornehmem Stande an sich zu ziehen, erhält ihren Ruhm wider alle Anfälle. Es ist kein vornehmer Herr in Japan, der sich nicht zur Ehre rechnet, einen Sohn unter ihnen zu haben. Sie machen eine Art von geistlicher Regirung aus, und stehen unter einem Oberhaupte, das sie in Religions-Sachen als untrüglich ansehen. Unter ihm stehen die Priester, die Mönche, und der gröste Theil der Brüderschaften. Diese Priester sind in verschiedene Classen eingetheilet, die mit allen Würden unserer Geistlichkeit übereinkommen. Die Japanischn Prelaten werden von dem obersten Priester geweihet und eingesetzet. Die Bonzen sind in besondere Brüderschaften vertheilet, und bekennen sich zu der strengsten Regel. Man saget, daß sie sich ihres Zwanges wegen heim-

lich zu entschädigen suchen; ja man giebt ihnen die abscheulichsten Vergehungen Schuld. Keine List ist so groß, die sie nicht anwenden, um ihre Klöster zu bereichern, worinnen die Hälfte der Güter der Privatpersonen verschlungen werden. Sie haben einen erstaunenden Abgang von gewissen papiernen Kleidern, die sie verfertigen, worauf die Bilder ihrer Götter vorgestellet sind. Jedermann will auf dem Todes-Bette mit dieser heiligen Bekleidung versehen seyn. Und endlich, Madame, wenn man diese Geistlichen mit denen in verschiedenen andern Ländern vergleichen wollte, so würde man tausenderley Züge von Aehnlichkeit finden.

Die Verehrer des Siaka haben auch besondere Feste, wie die Sintoisten. Eine Reihe Wagen, mit symbolischen Figuren besetzet, begeben sich mit einem zahlreichen Gefolge in den Tempel ihres Gottes, wo sie ihn abholen, und in der Stadt herum fahren. Das Kebsweib dieses Gottes sieht man auf einer andern Seite, wie sie seiner rechtmäßigen Frau begegnet, welche darüber eifersüchtig wird. Verdruß und Traurigkeit bemächtiget sich des Volkes, es vergießt Thränen, und jedes scheint sich zu einer Parthey zu schlagen,

bis man sich endlich vergleichet, und jede Gottheit sich weg begiebt. Bey einem andern Feste führet man einen Götzen zu Pferde herum, mit einem Schwerde in der Hand, und mit Pagen umgeben, die seinen Bogen und Pfeile tragen: ihm folget ein leerer Triumph-Wagen, dem das Volk eben die Ehre erweiset, als wenn der Gott darinnen säße. Die Bonzen singen allerhand Lobgesänge, und das Volk schreyt, und wiederholet den ganzen Tag: tausend Jahre Vergnügen, tausend und aber tausend Jahre Freude.

Unter den vielerleyen Festen, die in Japan gefeyert werden, muß ich eines erwähnen, das Ihnen grausam vorkommen wird. Bewaffnete Reiter begeben sich auf einen Platz, und jeder trägt auf seinem Rücken das Bild des Gottes, den er anbetet. Bey ihrer Ankunft theilen sie sich in Schwadronen, welches die Anstalt zu einem blutigen Gefechte abgiebt, das mit Steinwerfen seinen Anfang nimmt. Bald darauf ergreift man die Pfeile, Lanzen, und Säbel, und geht mit größter Wuth und Hasse auf einander los. Es ist dieses daher der Sammelplatz aller derer, die Zwistigkeiten mit einander auszumachen haben; jeder übet alsdenn seine Rache unter dem Vorwande der

Religion, aus. Der Kampfplatz bleibt mit Toden und Verwundeten bedecket, ohne daß die Obrigkeit ein Recht habe, die Ursachen solcher Gewaltthätigkeiten zu untersuchen.

Die dritte Secte in Japan, unter dem Namen Siuto bekannt, ist die Religion der Moralisten. Diese lehreten, daß das höchste Gut des Menschen in dem Vergnügen bestehe, welches der Geist empfindet, ein ehrbares und tugendhaftes Leben zu führen; daß die Vernunft uns nicht anders von der Natur verliehen worden sey, als ihrem Lichte gemäs zu wandeln; daß man müsse gerecht, höflich, ein guter Mitbürger seyn, und sein Gewissen unverletzt behalten. Sie nahmen nicht mehr als einen Gott an, den Herrn der ganzen Welt; und ohne einen bestimmten Gottesdienst zu beobachten, begnügten sie sich, ihm für seine Wohlthaten zu danken. Sie folgten der Sittenlehre des Confucius, dessen Andenken in Japan eben so hoch gehalten wird, als in China. Sie ehreten ihre Vorfahren, so wie die gelehrten Chineser; und sie hatten die größte Nachsicht für alle andere Secten. Ehedem hatte diese Religion eine große Menge Anhänger, besonders unter den Gelehrten und unter den Hofleuten, das heißt, unter den aller-

höflich-

höflichsten und witzigsten Leuten. Sie würde endlich gar die herrschende geworden seyn, wenn nicht die in das Reich gebrachten Götzen dazwischen gekommen wären, und sie den Begeisterungen, die jedermann damals ansteckten, hätte weichen müssen. Eine so gelinde und duldende Secte war nicht gemachet, Unsinnigen zu gefallen, die da glaubten ihren Göttern gefällig zu werden, wenn sie alle diejenigen vertilgeten, die an ihrer Betäubung keinen Antheil nahmen. Man sagt, die Moralisten hätten Wohlgefallen an dem Christenthume gefunden, und zu dem verwunderns-würdigen Wachsthume desselben in Japan vieles beygetragen. So viel ist gewiß, daß mit dem Christenthume ihre Secte gefallen ist, und daß man sie gezwungen hat, sich für eine der beyden im Reiche eingeführten Religionen zu erklären. Um nicht in die wider die Christen entstandene Verfolgung verwickelt zu werden, und ihr Leben und ihre Güter zu retten, hat jeder von ihnen, in seinem Hause, einen Götzen des Landes aufgestellet. Die Ansicht und die gezwungene Verehrung dieser Bilder hat sie unvermerkt zu dem Götzendienste verleitet; ihre Secte aber hat fast alles Ansehen verloren. Ohngefähr im Mittel des vergan-

genen Jahrhundertes wollte sie ein Japanischer Herr wieder einführen; allein, weil der Götzendienst anfieng vernachläßiget zu werden, wurden die Priester, die sich fürchteten, daß es ihnen an Unterhalte fehlen würde, aufgebracht. Ihr Geschrey drang bis zum Throne, und ihre Heimtücke, welche die Religionsduldung verabscheuete, weil sie ihre Rechnung dabey nicht fanden, stürzte die Suitistische Lehre, und brachte sie in Vergessenheit.

Die Einführung des **Christenthumes** in Japan ist ohne Zweifel der merkwürdigste Zeitpunct ihrer Geschichte, so wie ihre Bekehrung der glänzendeste Theil des Missionwerkes des heil. Xaver. Dieser Morgenländische Apostel erhielt den Ruhm, daß die christliche Religion in einem Lande triumphirete, wo in Religions-Sachen die Helden bey dem Volke am meisten gelten. Was aber noch mehr zu bewundern steht, ist der Eifer, den die neuen Christen bey der so geringen Anzahl der Missionaire selbst bezeigten; so daß Christus in weniger Zeit erkennet und angebethet wurde, so gar in Gegenden, wo vorher kein Prediger hatte hinkommen können. Sein Gesetz wurde in dem ganzen Reiche verkündiget und angenommen, unerachtet sich

die

die Bonzen einer Lehre widersetzten, die ihren Stand unnütz und verächtlich machte, ihre Unwissenheit und Betrügereyen aber entdeckte. Hundert andere Bewegungs-Gründe widerstunden dieser Aufnahme und Ausbreitung. Konnte den Japanern wohl verborgen seyn, was in vielen Ländern von Asien vorgegangen war, wo die Portugiesen mit dem Degen in der Faust eingedrungen waren, einen Theil der Einwohner umgebracht, und ihre Könige sich zinsbar gemacht hatten? Ueberdieß führten auch die Portugiesen ein ziemlich lüderliches Leben. Was für ein Widerspruch mit der Lehre, die sie bekenneten, und welche die Missionaire mit so vielem Eifer predigten! Nichts desto weniger brachte die natürliche Neugierde der Japaner, und ihre Abneigung für die närrischen Meynungen ihrer verschiedenen Secten, sie gleich dahin, daß sie den Lehren des Christenthumes Gehör gaben; die Geduld, das uneigennützige Bezeigen, und die Frömmigkeit der Prediger des Evangelii, überwogen hernach den Haß, und die falschen Beschuldigungen der Bonzen. Man sah in kurzer Zeit gekrönte Häupter sich unsern Geheimnissen unterwerfen, und die neue Religion annehmen. Jeder Tag wurde durch eine merk-

würdige Bekehrung bezeichnet: man sah Kinder, die ihre Familien unterrichteten, und überzeugten; hochmüthige Bonzen, von der Wahrheit gerührt, die ihre Irrthümer abschwuren; und mehrere dergleichen Wunder, die durch eine wahrhaft kräftige Gnade gewirket wurden. Ein so wichtiger Erfolg konnte nicht fehlen, die Götzendiener aufmerksam zu machen: sie hielten sich alles erlaubt, um diesen Fortgang zu hemmen. Sie ließen die Fürsten ihren Absichten gemäße Unternehmungen veranstalten, entweder daß sie ihnen Furcht wegen der Unruhen machten, welche die Religions-Veränderung veranlassen würde, oder daß sie ihren Leidenschaften schmeichelten, welche durch die neue Lehre so sehr bestitten wurden. Sie erweckten so gar etliche blutige Kriege, die sich niemals als zum Nachtheile des Christenthumes endigten. Was entstunden nicht für Empörungen in diesem Reiche bey seinem Wachsthume! Was für unerwartetes Glück, was für grausame Verfolgungen! Bald Triumphe, bald Schrecken, Erniedrigung, Leiden, Vergießung des Christen-Blutes auf allen Seiten, dieserhalb aber Unruhen, Rebellionen, Gewaltthätigkeiten, Blutbäder. Tausend Beyspiele von Herzhaftigkeit, Beständigkeit,

digkeit, und Heldenmuth auf der neubekehrten Christen Seite, die die Zeiten der ersten Kirche erinnerlich machen; aber auch von Zeit zu Zeit Verrätereyen, Schwachheiten, und Abfall. Der Widerstand der Christen erbitterte die Härte der Obrigkeit noch mehr; was sie aber in dem ganzen Reiche auf ewig gehäßig machte, war die Entdeckung einer Verschwörung wider den damals regirenden Monarchen. Ein Portugiesischer Officier wurde für deren Urheber gehalten; seine Briefe, sagt man, wurden aufgefangen, und an den Hof geschicket; er erkennete seine Unterschrift, und wurde öffentlich verbrennet. Von dieser Zeit an, huben die Japaner allen Umgang mit den Fremden auf; und der Kaiser, nach einer allgemeinen Versammlung aller Großen des Reiches, ließ den bekannten Befehl ausgehen, welcher allen seinen Unterthanen bey Lebensstrafe verbietet, außerhalb Landes zu gehen. Vermöge der übrigen Artikel sollte kein Fremder in Japan aufgenommen, die Portugiesen und Spanier aber wieder zurückgeschicket werden; alle Christen im Lande, und wer die Ausbreitung ihrer Lehre befördern würde, sollten in das Gefängniß gebracht, diejenigen hingegen ansehnlich belohnet wer-

den, die einen Catholischen Priester anzeigen würden.

Alsdenn sah man die entsetzlichste Verfolgung entstehen, die jemals die Kirche Christi betroffen hat. Man erfand die grausamsten Martern, die so gar den ehemaligen Europäischen Verfolgern unbekannt gewesen waren. Erlauben Sie mir, Madame, daß ich die Umstände davon verschweige; auch ihre Erzählungen würde Ihnen Entsetzen verursachen. So viel barbarische Grausamkeit brachte endlich die Christen auf; bey nahe vierzig tausend unter ihnen, da sie sahen, daß sie durch Feuer, Kreuzigung, und durch die entsetzlichsten Martern umkommen sollten, und sie unerachtet ihrer Unterwürfigkeit, nicht erhalten konnten, in einem verborgenen Winkel ruhig zu leben, entschlossen sich, ihr Leben an ihre Henker theuer zu verkaufen. Sie flüchteten in eine alte Festung, mit dem Vorsatze, sich auf das äußerste zu wehren. Der Landesfürst belagerte sie, und nahm sich vor, sie gänzlich zu vertilgen; und mit Hülfe der Holländer gelung es ihm. Diese waren Ursache, daß bey dieser Gelegenheit vierzig tausend Personen umkamen, die eben an den Gott glaubeten, wie sie, und die dieses Glaubens wegen

verfol-

verfolget wurden. Von dem Augenblicke an war Japan den Römisch-Catholischen, hauptsächlich aber den Portugiesen, verschlossen. Diese ganz untröstbar, schickten Gesandten, nebst einem zahlreichen Gefolge, an den Kaiser, um ihn zu bewegen; allein bey ihrer Ankunft in Nangasaqui wurden sie gefangen gesetzet, und zum Tode verurtheilet. Verschiedene Missionaire haben von Zeit zu Zeit versuchet, wieder in das Land zu kommen; aber allezeit ohne Erfolg. Die Zugänge sind so gut bewachet, daß es fast unmöglich fällt, diese Hinderungen zu übersteigen. Im Jahre 1709 ließ sich ein Italienischer Geistlicher, der zwey Jahr in Manilla zugebracht hatte, um die Japanische Sprache zu lernen, in einer Schaluppe auf eine der Inseln dieses Reiches übersetzen: man hat aber niemals mit Gewißheit erfahren, wo er hingekommen ist.

Der verhaßte Dienst, den die **Holländer** dem Kaiser von Japan leisteten, hat ihnen die Erlaubniß Ausschlußweise zu Wege gebracht, in dieses Land zu **handeln**. Aber um was für einen Preis haben sie dieses Vorrecht nicht erkaufen müssen? Diese Könige von Batavia, und der Moluckischen Inseln, lassen sich hier wie Sclaven behandeln, und leiden allen Verdruß,

druß, den die Einwohner ihnen anthun, gutwillig. Sie werden genau bewachet, und nicht aus den Augen gelassen: im Anfange mußten sie bey jedesmaliger Landung schwören, daß sie weder aus dem Lande, noch von der Religion der Portugiesen wären; heut zu Tage aber läßt man sie von diesem Eide frey.

Hier ist der Ort, Madame, wo ich von dem Jesumi reden muß, einer abscheulichen Ceremonie, die von den Japanern erfunden worden ist, um die Christliche Religion bey ihnen vollends gänzlich zu vertilgen. Diese entsetzliche Gewohnheit besteht darinnen. An den Oertern, wo man vermuthet, daß sich Christen etwa noch aufhalten möchten, machet man alle Jahre ein genaues Verzeichniß aller Einwohner: die Verordneten über die Quartiere der Stadt gehen von Hause zu Hause, und haben zwey Leute bey sich, derer einer ein Crucifix, der andere ein Marien-Bild trägt. Man rufet die Bewohner des Hauses, und, so wie sie erscheinen, müssen sie den Fuß auf diese Bilder setzen: niemand aber ist von dieser Ceremonie ausgenommen. Wenn die Commissaire auf diese Art durch alle Quartiere der Stadt gegangen sind, so machen sie selbst den Jesumi, verfertigen eine Registra-

tur darüber, und drücken ihr Siegel darauf. Es ist falsch, wie man vorgiebt, daß die Holländer, die nach Japan handeln, verbunden wären, sich dieser Gewohnheit zu unterwerfen.

Ich bin 2c.

Nangasaqui, den 23sten July, 1745.

Der 68. Brief.

Fortsetzung von Japan.

Wir sind im Begriffe, nach Jedo abzureisen, und es bleibt mir kaum der Augenblick übrig, Madame, daß ich Ihnen die Fortsetzung meiner Unterredung mit unseren Japanern schicken kann. Sie lassen, sagte ich zu ihnen, den **Ursprung** ihres **Reiches** sehr weit hinauf steigen. Wir, in Europa, glauben, daß sie eine Colonie von China sind. Wenn nun die Vernünftigsten unter den Chinesern sich kein höheres Alterthum, als vier oder fünf tausend Jahre, zuschreiben, woher nehmen sie denn eine so lange Reihe von Jahren, die ihre Zeitrechnung so erstaunend groß macht? „Wir haben unsere Grillen, wie andere

andere Völker, antwortete mir einer von ihnen; wir haben aber auch, so wie die Chineser, verständige Geschichtschreiber, die das erste gewisse Zeit-Alter unserer Geschichte in die Regirung des Sin-Mu setzen. Dieser Fürst stiftete unsere Monarchie ohngefähr vor zwey tausend fünf hundert Jahren, das ist, um die Zeit da ihr Romulus den Grund des Römischen Reichs legte. Sie müssen mich darüber um keine näheren Umstände fragen; unsere Jahr-Bücher bestehen aus chronologischen Tabellen, die nur die Namen und das Geschlechts-Register unserer Kaiser enthalten. Der Anfang und das Ende ihrer Regirung sind zwar genau genug darinnen angemerket, aber man findt wenig von ihrem Privat-Leben, und von ihrer politischen Verfassung. Die Geschichtschreiber, welche uns aus China herstammen lassen, beschreiben die Veranlassung dazu sonderbar genug. Ein Chinesischer Kaiser, der das Leben lieb hatte, und für die Geheimnisse des Steines der Weisen sehr eingenommen war, glaubte, es möchte vielleicht nicht ganz unmöglich seyn, ein Elixier zu erfinden, das ihn unsterblich machte. Diesen Einfall entdeckte er seinem Arzte, der den Monarchen beredete, daß man die Kräuter zu

einem

einem dergleichen Tranke auf den benachbarten Inseln finden würde; diese Kräuter aber müßten durch reine und noch unschuldige Hände gesuchet werden, außerdem sie ihre Kraft verlieren würden. Er setzte hinzu, man sollte drey hundert Knaben, und eben so viel Mägdgen von einer bekannten unschuldigen Lebensart, und von zarten Jahren, aber doch stark genug, um die Beschwerlichkeit der Reise auszuhalten, dahin schicken. Der Kaiser genehmigte den Vorschlag, und trug seinem Arzte auf, diese Colonie selbst dahin zu bringen. Sie kamen glücklich in Japan an; allein, anstatt sich mit der nichtigen Aufsuchung der Kräuter zu beschäfftigen, setzten sie sich auf einer dieser Inseln fest. Es ist wahrscheinlich, daß sie die Insel Ni-Pon, als die ansehnlichste, wähleten, und die Provinz Isje, die wir als das Vaterland unserer Vorfahren ansehen, zu erst bevölkert haben. Wir thun öfters Wallfahrten dahin, so wie sie nach Palestina, und die Mahometaner nach Mecca, wo ihr Gott, und jener ihr Prophet, sollen, wie man sagt, seyn geboren worden.

Das was die Holländer in unserer Historie am meisten bewundern, ist, daß seit unserm ersten Monarchen Sin-Mu, bis auf unsern

itzt

itzt regirenden Kaiser, das ist, binnen einer Zeit von ohngefähr zwey tausend fünf hundert Jahren, das Reich beständig bey eben derselben Familie geblieben ist. Sie haben uns versichert, daß, da sie alle Nationen in der Welt kenneten, sie bey keinem Volke ein Beyspiel einer so langen Erbfolge gefunden hätten. Es ist wahr, unsere Fürsten haben sich einen Theil von ihrem Ansehen nehmen lassen; aber die Nachkommen des Sin-Mu haben allezeit den Titel als Kaiser, und eine unumschränkte Gewalt in Religions-Sachen, behauptet. Seit diesem Vorfalle, der dem Staate noch einen zweyten Herrn gegeben hat, wird unsere Monarchie von zwey Souverainen beherrschet; einem Geistlichen, Dairi genennet, der nichts thut; und einem Weltlichen, der Cubo heißt, und alles machet. Die Ursache dieser Theilung unter zwey Landesherren ist folgende:

Die Nachfolger des Sin-Mu, die Japan, im Geistlichen und Weltlichen, unumschränkt beherrschet hatten, aber an den angenehmen Vorrechten des Priesterthumes mehr Gefallen fanden, als an den beschwerlichen Rechten der königlichen Würde, theilten das Reich in verschiedene Statthalterschaften, und vertrauten

die Aufsicht darüber etlichen der Vornehmsten. Diese Statthalter entzogen sich nach und nach der ihrem Landesherrn schuldigen Unterthänigkeit, maaßeten sich die höchste Gewalt an, und verbanden sich, einander beyzustehen. Gar bald aber bekriegten sie einander selbst, und beförderten des Reiches Untergang durch ihre Uneinigkeit. Um dem Staate die Ruhe wieder zu verschaffen, und die rebellischen Unterthanen zu bezähmen, stellete der damals regirende Monarch einen der Großen vom Hofe an die Spitze seiner Armee. Dieser, anstatt die rechtmäßige Herrschaft wieder herzustellen, trachtete vielmehr sich selbst zu der höchsten Gewalt zu erheben. Als er die Feinde seines Herrn bezwungen hatte, vereinigte er die bisher unter ihnen getheilte Macht des Reiches in seiner Person, und entzog dem Dairi die Besorgung der politischen Angelegenheiten. Auf diese Art erkennen wir zwey Kaiser: einen der die wirkliche Macht hat; den andern, der aller Ehrenbezeigungen genießt. Weil man hernach fortgefahren ist, letztern blos zu ehren, und er von den Souverainetäts-Rechten, fast nichts als den Schein hat, so begnüget er sich damit. Er ist niemals des Thrones beraubet worden, aber er regiret nicht.

Er sieht mit einer aus Nothwendigkeit und Gewohnheit angenommenen Unempfindlichkeit einen andern Thron neben dem seinigen, der äußerlich zwar weniger verehret wird, wo aber eigentlich alle Macht befindlich ist. Einer der Vorzüge des geistlichen Monarchen ist das Recht, den Cubo bey jeder Regirungs-Veränderung einzusetzen und zu bestätigen. Ingleichen ernennet er zu allen geistlichen Würden: er empfängt die Huldigung, von dem weltlichen Monarchen, welcher, wie ein Vasall seinem Landesherrn, ihm einen öffentlichen Besuch aller fünf oder sechs Jahre abstattet, zu gleicher Zeit aber ihn in einer wirklichen Gefangenschaft hält.

Nichts sieht majestätischer, und nichts ist mit mehrerem Aufwande verknüpfet, als diese Besuche. Der Cubo hat seine Residenz in der Hauptstadt, und der geistliche Monarch in der heiligen Stadt Meaco, die etwa sechzig Stunden von Jedo liegt. Man bringt ganze Jahre mit den Anstalten zu dieser Reise hin. Außer einer Menge großer Städte, die die Hofstatt des Fürsten fassen, werden noch acht und zwanzig schöne Häuser, gleich weit von einander, an den Weg gebauet. In jedem derselben findt der weltliche Monarch eine an-

dere

dere Hofstatt, andere Officiere, andere Soldaten, und alles, was zu dem Gefolge eines mächtigen Kaisers nöthig ist, der in Begleitung einer Armee einem Souveraine seine Ehrenbezeigung abstattet, dessen Herr er in der That ist. Alle diese verschiedenen Gefolge versammeln sich zu Meaco, und machen ein so ansehnliches Corps Truppen aus, daß man auf den Gassen, auf den öffentlichen Plätzen, ja selbst außerhalb der Stadt, Zelte aufschlagen muß, um den Soldaten Quartier zu verschaffen. In diesem Glanze der Hoheit zeiget sich der Cubo dem Dairi, und erweiset ihm äußerlich einige Ehrenbezeigungen, die gewissermaaßen dem mächtigen Vasalle der sie leistet, zu mehrerem Ruhme gereichen, als dem ohnmächtigen Monarchen, der sie empfängt. Um der Ceremonie mehr Ansehen zu geben, vereinigen beyde Fürsten ihr Gefolge, und ziehen zusammen durch die heilige Stadt. Alle Gassen, wo der Zug durch geht, sind mit weißem Sande und mit Talk-Staube bestreuet, welches den Weg eben macht, und ein silberfarbenes Ansehen giebt. Längst den Häusern werden Geländere eingeschlagen, und doppelte Reihen Soldaten hingestellet. Noch vor Tage fangen die Feyerlichkeiten an. Zu

erst sieht man die Livree-Bedienten beyder Souveraine, mit den Geschenken, die ihre Herren einander machen, welche von etlichen Compagnien Soldaten begleitet werden. Alsdenn folgen kostbare Tragsessel, mit Blumen-Schnuren und andern Zierathen behangen, und von vier weiß gekleideten Männern getragen, vor welchen ein fünfter mit einem prächtigen Sonnen-Schirme geht. In diesen Sesseln sitzen die Vornehmsten von Herren und Damen. Nach den darauf folgenden Wagen kommen eine Menge anderer von den Großen, zu Pferde: zwey Bediente bey jedem Pferde halten mit der einen Hand den Zügel, mit der andern einen Sonnen-Schirm. Jeder dieser Herren wird von acht Bedienten begleitet. Nach ihnen kommen drey Wagen, woran Glanz und Kostbarkeit alles übersteigt, was man in dieser Art sehen kann: Gold und Edelsteine prangen überall. Sie werden von schwarzen Ochsen gezogen, derer jeder von vier Männern geführet wird. Diese Wagen gehören des Dairi Gemahlinnen. Ihnen folgen drey und zwanzig andere, für die Kebsweiber, und Hof-Damen. Ein zweyter Zug von zwey und siebenzig Edelleuten zu Pferde, die paarweise reiten, erscheint vor einem Hau-

fen

sen vornehmer Herren vom ersten Range. Alsdenn kommt der Wagen des Cubo, der noch weit prächtiger ist, als die drey vorher erwehnten. Die Prinzen seines Hauses, seine Söhne, seine Brüder, und vier hundert wohl gekleidete Soldaten folgen ihm, und schließen den Zug. Unmittelbar darauf sieht man eine große Anzahl Trag-Sessel, Kutschen, und Fuhrwerke, die von einer großen Menge vom Adel, und anderen zu Pferde und zu Fuße begleitet werden, wobey sich Musikanten hören lassen, die mit ihren Stimmen und Instrumenten die ganze Luft erfüllen. Endlich kommt der Trag-Sessel, (Palankin,) des Dairi, von funfzig Edelleuten getragen, und mit seiner Garde umringet. Alles was Kunst und Materialien vollkommenes hervorbringen können, findet sich an diesem prächtigen Sitze vereiniget. Auf solche Art langet man in dem Palaste an, wo der Fürst von dem Cubo, und seinen Söhnen, drey Tage lang bedienet wird. Sie selbst bereiten die Speisen; und nachdem sie ihn mit Geschenken überhäufet haben, nehmen sie, mit allen seinem Range zukommenden Respects-Bezeigungen, von ihm Abschied.

Es ist nichts mit der außerordentlichen Hochachtung zu vergleichen, die wir ins-

gesamt für die geheiligte Person dieses geistlichen Monarchen haben. Wir sehen ihn als einen Gott an, den die Erde zu besitzen, und die Sonne zu erleuchten, nicht werth sind. Seine Heiligkeit würde verunehret, wenn seine Füße den Boden berührten, oder er sich der freyen Luft aussetzte. Männer in weißen Kleidern, tragen ihn auf ihren Achseln, und er würdiget nicht leicht die um ihn befindlichen Gegenstände seines Anschauens. Ja die Heiligkeit der geringsten Theile seines Leibes ist so groß, daß er sich nicht darf die Haare, den Bart, noch die Nägel abnehmen lassen. Man bedienet sich der Zeit, wenn er schläft, um ihn solche, ihm unwissend, abzuschneiden. Alle Tage hat er auf seiner Tafel neues Geschirr, welches so gleich nach dem Essen zerbrochen wird, aus Furcht, es möchte unter die Hände der Laien kommen; und wir glauben, daß demjenigen, der solches nach ihm brauchte, der Hals schwellen würde. Gleiche Bewandniß hat es mit seinen Kleidern: wer sich unterstünde, solche zu tragen, würde Augenblicklich mit einer schmerzhaften Geschwulst über den ganzen Leib bestrafet.

In den Zimmern dieses Fürsten sind drey hundert und sechs und sechzig Götzenbilder auf-

aufgestellet, die Wechselsweise bey seinem Bette die Wache haben. Wenn Seine Heiligkeit nicht wohl geschlafen hat, bekommt der Götze, der Wache gestanden hat, die Bastonnade, und wird auf hundert Tage aus dem Palaste verbannet. Der Dairi steht bey uns in solchem Ansehen, daß das Volk das Wasser als heilig ansieht, womit dieses Monarchen Füße gewaschen werden. Man sammelt es, hebt es auf, und niemand untersteht sich, es zu weltlichen Dingen zu brauchen.

Die **Würde** dieses patriarchalischen Königes ist **erblich**, und in der Ordnung gehöret sie dem Aeltesten. In Ermangelung aber männlicher Erben, folgen die Töchter: es ist so gar geschehen, daß Wittwen diesen geistlichen Thron bestiegen haben. Im Falle Streitigkeiten wegen dieser geistlichen Krone entstehen, so entscheidet die Geistlichkeit. Zuweilen legt der Vater die Krone nieder, und überläßt sie seinen Söhnen, einem nach dem andern, damit die Mütter das Vergnügen haben, ihre Söhne insgesamt mit dieser geistlichen Würde beehret zu sehen. Dieser Wechsel geschieht auf die geheimnißvolleste Weise. Der Dairi stirbt, oder entsaget der Krone, ohne daß jemand etwas davon er-

fährt: so gar der Hof zu Jedo wird nicht eher davon benachrichtiget, als bis der Nachfolger eingesetzet ist.

Der Cubo überläßt diesem höchsten geistlichen Oberhaupte, zu seinem Unterhalte, die Einkünfte der Stadt Meaco, mit ihrem Gebiethe, nebst einigen Gnaden-Geldern, die nicht richtig bezahlet werden. Allein der Dairi zieht einen sicherern Gewinnst von der Macht, die er hat, Ehren-Titel zu vergeben und zu verkaufen, nicht nur an Privat-Personen, sondern an den Cubo selbst, der ihm dieses Vorrecht der höchsten Gewalt gelassen hat. Diese Titel kommen mit denen von unsern Herzogen, Marquis, Grafen, und Rittern überein. Der gröste Theil der Einkünfte dieses geistlichen Monarchen wird angewendet, seiner ohnmächtigen königlichen Würde ein gewisses Ansehen zu verschaffen: denn die Regel dieses Hofes ist, das Volk durch einen äußerlichen Glanz zu verblenden, die Armuth durch Pracht zu verbergen, und die ihm fehlende wirkliche Größe, durch den Schein zu ersetzen. Diese Prahlerey zeiget sich in allem, was die Person des Fürsten angeht. Seine Verheurathung, die Geburt, und Erziehung des Thronfolgers, besonders aber die Wahl einer Amme verursachen

ursachen außerordentliche Anstalten. Bey dieser letzten Ceremonie werden achtzig der schönsten Weiber im Königreiche zusammen gebracht, und der Mutter, der Braut, und neunen der nächsten Verwandten des Monarchen vorgestellet. Einen ganzen Tag bewirthet man sie auf das beste, und begnadiget sie mit Titeln, die sie Lebenslang führen. Des andern Tages wird ihre Anzahl um die Hälfte verringert, und die verabschiedeten bekommen kostbare Geschenke. Den folgenden Tag vergrößert man den Titel derer, die geblieben sind, und unter diesen vierzigen, suchet man zehne aus, die hernach auf dreye heruntergesetzt, die übrigen aber mit überhäuften Gnaden-Bezeigungen zurück geschicket werden. Nach einigen Tagen wählet man eine von diesen dreyen, der man nebst andern Ehren-Zeichen die Stelle einer Amme des Prinzen giebt. Bey ihrer Einsetzung, wird sie in das Zimmer des Kindes geführet, das sie in den Armen einer der ersten Damen des Palastes findt, welche es von dem Tage seiner Geburt an gestillet hat. Man giebt dem jungen Prinzen ein wenig Milch in den Mund, und er wird der Amme übergeben.

Der Dairi heurathet, nach hergebrachter Gewohnheit seiner Vorfahren, ordentlich

zwölf Gemahlinnen, davon eine den Titel als Kaiserinn führet, und die Mutter des Erb-Prinzen ist. Sie wohnet bey ihrem Gemahle, die übrigen aber in andern nahe gelegenen Palästen. Eine jede von ihnen hält alle Tage in ihrem Zimmer ein prächtiges Gastmahl bereit; sie läßt Musik und Tänzerinnen kommen; und wenn der Fürst gewählet hat, bey welcher er essen und schlafen will, so werden alle diese Gastmahle, die Musik, und Spiele zusammen, und zu der Gemahlinn gebracht, die er mit seiner Gegenwart beehret.

Ungeachtet der Dairi seinen Hofbedienten nur mäßige Besoldungen giebt, so ist seine Hofstatt doch sehr zahlreich. Der Reiz der geistlichen Würden, die er zu vergeben hat, bringt die vielen Leute in seine Dienste. Die Erlernung der Wissenschaften ist die vornehmste Beschäfftigung der Großen am Hofe; dieser aber besteht aus lauter Geistlichen, die sich alle einbilden, von unsern Göttern abzustammen. Diese vermeynte Herkunft macht das Priester-Volk unerträglich stolz, und flößt ihnen eine allgemeine Verachtung für die Weltlichen ein, derer Dienstgefälligkeit sie doch bey aller Gelegenheit erbetteln. Die Vornehmsten unter ihnen leben auf Kosten

anderer Leute, unterdessen daß die Geringen sich zu den schlechtesten Handthierungen herablassen, dergestalt daß man diese Götter-Kinder sieht Schuhe machen, damit sie leben können. Aus dem Schooße dieses geistlichen Hofes kommen die Superiore der Klöster, die sich in die Provinzen vertheilen. Sie lassen zwey Schwerde vor sich her tragen, wie die Weltlichen vom höchsten Range, und gehen mit so viel Stolze und Ansehen einher, als ob sie die ersten Stellen im Staate verwalteten. Sie enthalten sich aller Gemeinschaft mit dem Volke, und verbergen ihre Unwissenheit mit einem zurückhaltenden Wesen. Die Generale der Orden können nirgends als in Meaco, unter den Augen ihres höchsten Oberhauptes residiren; und diese Stadt wird bey uns als der Sitz der Heiligkeit, und der Wohnplatz der Religion angesehen. So groß aber auch das Ansehen unserer Geistlichen ist, so sind sie dennoch in allem, was weltliche Sachen betrifft, der Gewalt des Cubo unterworfen. Ihre Verbrechen werden am Leben gestrafet, obschon mit etwas mehr Nachsicht, als bey den Laien. Das vermeynte Vorrecht, vermöge welches der weltlichen Obrigkeit die Untersuchung des von einem

Prie-

Priester oder Mönche begangenen Verbrechens benommen ist, kennen wir hier nicht.

Alle Hofleute des Dairi, so wie alle Geistliche im Königreiche, nehmen die Benennung, gnädiger Herr, an. Die eigentliche Kleidung ihres Ordens besteht in weiten Beinkleidern, und in einem Rocke mit einem langen Schweife. Ihre Mütze ist schwarz, und nach Beschaffenheit der Würde von verschiedener Forme. Man erkennet daher an der Kleidung, welchen Rang ein Geistlicher bey Hofe hat. Auch die Damen haben eine besondere Kleidung, die sie von den Weltlichen ihres Geschlechtes unterscheidet.

Nachdem ich von allem, was den Hof des Dairi betrifft, Nachricht eingezogen hatte, fragte mich unser Japaner: „Was müssen sie für eine Meynung von mir heegen? Sie wissen, daß wir gegen Fremde sehr zurückhaltend seyn sollen, und uns eidlich verbinden müssen, daß wir in Staats- und Religions-Sachen ein unverletzliches Stillschweigen gegen sie beobachten wollen. Ich müßte befürchten, fuhr er fort, ihre Verachtung gegen mich würde eben so groß, als mein Zutrauen gegen sie, werden, wenn ich ihnen nicht erklärete, wie dieser Eid eigentlich beschaffen ist.

Mei-

Meiner seits ist er vollkommen wider meinen Willen geleistet worden; und ich verehre weder, noch bethe die Götter und Geister an, die ich zu Bürgen meines Versprechens habe wählen müssen. Auf eben diese Art denken die meisten meiner Landesleute über diese Verbindlichkeit: die Furcht der Strafe ist der einzige Bewegungs-Grund, der sie zurück hält. Ueberdieß lieben wir den Umgang, und die Vertraulichkeit mit den Europäern; und wir tragen eben so großes Verlangen ihre Geschichte zu wissen, als sie Neugierde haben, die unserige zu erfahren."

Nach einem solchem Geständnisse, Madame, hatte ich nicht zu besorgen, mich ferner einiger Unbescheidenheit schuldig zu machen, und ich hatte noch allerhand Fragen, welche die Regirung des Landes, und den Hof des **weltlichen Kaisers** betrafen, woselbst der, welcher mich unterrichtete, sich einige Zeit aufgehalten hatte. „Sie haben bereits gehöret, sagte er, worinnen die **Macht** dieses Monarchen bestehet. Sie unterscheidet sich von der Gewalt des Kaisers von China, daß selbiger zugleich König, und höchster Priester seines Volkes ist: der unserige aber, hat nur die weltliche Gewalt in seinen Händen.

Diese ist uneingeschränkt, und despotisch. Staatsklugheit, und Macht, werden zugleich angewendet, um einen Thron zu unterstützen, der seinen Anfang und Erhaltung beyden zu verdanken hat. Alle Fürsten, und die obrigkeitlichen Personen des Königreiches, sind diesem Oberhaupte des Staates dergestalt untergeordnet, daß er sie, ohne einige Ursache anzugeben, blos aus Willen oder Eigensinne, kann aus dem Lande verbannen, ihre Güter einziehen, ihnen ihre Aemter, ja gar das Leben, nehmen. Dieser Fürst hat seine Residenz zu Jedo, mitten unter einer zahlreichen Hofstatt, welche aus den vornehmsten Herren des Reiches besteht. Einige sind unmittelbar dem Dienste seiner Person gewidmet; andere kommen nur von Zeit zu Zeit, ihm die Aufwartung zu machen: ein unverbrüchliches Gesetz aber verbindet alle, sich wenigstens sechs Monate im Jahre in der Hauptstadt aufzuhalten. Ehe sie in Jedo ankommen, wird ihr Gepäcke durch Kaiserliche Commissarien untersuchet; diese aber haben den schärfsten Befehl, kein Gewehr in die Stadt einzulassen. Der Kaiser sorget unabläßig, sie in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Um sie zu schwächen, zergliedert er ihre Güter; ja er selbst

selbst vermittelt die Heurathen aller, die an seinem Hofe sind. Die Weiber, die solcher gestalt von seiner Hand kommen, genießen eines großen Vorzuges. Man bauet ihnen Paläste; richtet ihr Hauswesen ein; und giebt ihnen eine Menge Frauenzimmer zu ihrer Bedienung. Diese Mägdgen, welche aus den besten Familien des Landes sind, müssen eine gewisse Reihe Jahre bey ihnen dienen, und werden hernach ihrem Stande gemäs selbst verheurathet.

Die **Leib-Wache** des **Cubo** besteht ohngefähr aus sechs tausend Mann. Seine sämtlichen **Truppen**, in Friedens-Zeit, belaufen sich auf hundert tausend Mann Fußvolk, und zwanzig tausend Reiter. Bey Kriegs-Zeiten liefert jedweder Herr eine gewisse, seinen Einkünften gemäße Anzahl Soldaten; so daß diese Armeen mehr als dreymal hundert tausend Mann ausmachen. Es ist dieses mehr als nöthig, eines Fürsten Ansehen zu erhalten, der nichts braucht, als seine Unterthanen im Zaume zu halten, keinesweges aber suchet, andere Länder zu bezwingen. Seine Truppen sind wohl bekleidet, und wohl bewaffnet. Die Reiterey führt Wurfspiese, Karabiner, einen Säbel, und Bogen; das

Fußvolk hat zwey Säbel, eine Pike, und eine Muskete. Fünf Soldaten haben einen Anführer; und dreyßig Mann werden von einem Ober-Officiere commandiret. Zwey hundert und funfzig Mann machen eine Compagnie aus; und jede Compagnie hat zwey Hauptleute, und einen Staabs-Officier.

Um das Volk, und die Großen im Gehorsame zu erhalten, sind in allen wichtigen Städten des Reiches feste Schlösser angeleget, wo die Commendanten dem Kaiser völlig ergeben sind. In dem ganzen Königreiche werden Kundschafter unterhalten, die ihm von allem, was vorgeht, Nachricht geben müssen. Unter dem Vorwande, den Großen besondere Merkmale seiner Gnade angedeyen zu lassen, erfordert er, daß alle ihre männlichen Kinder in der Hauptstadt, unter seinen Augen, auferzogen werden; und er behält sie, als so viel Geißeln, an seinem Hofe, um sich der Treue ihrer Väter zu versichern. Den Hohen im Lande ist nicht erlaubt, vertraute Bekanntschaft unter sich zu haben, oder einander öftere Besuche zu machen; noch weniger dem Monarchen durch große Reichthümer Argwohn zu erwecken. Um sie nicht zu Kräften kommen zu lassen, besucht er sie etliche

Tage

Tage lang auf ihren Schlössern, wo die außerordentlichen Anstalten, die diese Ehre erfordern, die Schätze des Begünstigten gar bald erschöpfen. Wenn ein Großer einen Palast bauet, muß er zwey Thore darinnen anlegen: eines zum ordentlichen Gebrauche; das andere viel größere, und schönere, ist allein für den Monarchen bestimmt, wenn Seine Majestät kommt, ihm einen Besuch zu machen. Es wird alsdenn ein prächtiges Gastgebot zubereitet, und die Einladung geschieht drey Jahre vorher; diese Zeit aber wird unterdessen auf die Anstalten verwendet. Alles Tafel-Geschirr dabey ist mit dem kaiserlichen Wappen bezeichnet. Endlich, wenn der Kaiser ein wichtiges Unternehmen auszuführen Willens ist, so trägt er die Besorgniß davon einer gewissen Anzahl der Großen auf, die es auf ihre Kosten ausführen müssen.

Die weltliche Krone ist erblich, wie die geistliche: die **Einkünfte** aber des Cubo bestehen theils in seinen Domainen-Gütern, welche fast die Hälfte von Japan ausmachen; theils in den Auflagen auf fremde Waaren, die in seinem Namen eingehoben werden; und in den Bergwerken. Die Abgaben der Einwohner in den Städten sind geringe, betreffen

auch nur die Eigenthümer der Häuser, und sind nach der Größe des Grundes und Bodens eingerichtet, den jedweder besitzet. Die Stadt Meaco allein ist von allen Abgaben befreyet. Auf den Weitzen, Reiß, und überhaupt auf alle Erzeugungen angebauter Länder, wird jährlich eine kaiserliche Taxe geleget.

Unter dem Cubo stehen verschiedene **Fürsten**, die die Verwaltung seiner Provinzen haben, und denen er den Titel und das Ansehen der königlichen Würde verstattet. Es sind aber nur Theater-Könige, die an dem Fuße des kaiserlichen Thrones kriechen, und die ihrer Krone wegen vor keiner Gefahr gesichert sind. Uebrigens haben sie einen großen Rang im Reiche, und etliche unter ihnen sehr weitläuftige Domainen. Sie üben die Gerichtsbarkeit in ihren Fürstenthümern aus, und commandiren die Armeen; auch schickt man keine anderen Statthalter dahin: sie müssen aber alle Jahre nach Jedo kommen, und Rechnung ablegen.

Der jährliche **Aufwand** des Monarchen für seinen Hof, mit den Besoldungen für seine sämtlichen Bedienten, beläuft sich auf mehr als achtzig Millionen. Man giebt diesem Fürsten den Titel als **Kaiser**, weil alle andere

Herren

Herren im Reiche, worunter einige, wie Sie gesehen haben, Könige heißen, seine Vasallen sind. Wenn er sich aus seinem Palaste begiebt, wird er durch diese kleinen Monarchen, und durch die anderen Vornehmen begleitet; alle aber, um Sr. Majestät gefällig zu werden, besitzen allerhand nöthige und beliebte Talente. Einige verstehen Musik, und Poesie; andere legen sich auf die Ärzeneykunst, oder Malerey. In ihrem Gefolge befindet sich ein Haufen junger Kinder, die man unter allem was am vornehmsten ist, auslieset. Vor und hinter dem Wagen Seiner Majestät geht das Regiment Leib-Garde, unter welchem nicht ein einziger Mann befindlich ist, der nicht Proben von Herzhaftigkeit abgeleget hat, die Kriegs-Uebungen vollkommen versteht, und durch sein gutes Ansehen der Wichtigkeit seiner Stelle Ehre macht. Der Zug geschieht mit solchem Anstande, und in so vortrefflicher Ordnung, daß nicht allein kein einziger seinen Platz verläßt, sondern man höret auch kein Wort reden. Die Gassen sind gekehret, und mit Sande bestreuet, und die Thüren der Häuser offen, ohne daß jemand an den Fenstern, oder in den Gewölbern zu sehen ist; läßt sich aber jemand sehen, nö-

thiget ihn die Wache, niederzuknien, bis Seine Majestät vorüber ist.

Das Königreich Japan ist in sechs oder sieben hundert Herrschaften getheilet, welche von den allervornehmsten Herren im Lande besessen werden. Diese haben, unter kaiserlicher Obergewalt, die Gerichtsbarkeit auf ihren Gütern; bringen auch alle Jahre, wie ich Ihnen gesaget habe, sechs Monate bey Hofe zu. Eine kluge Politik, von Seiten des Fürsten, und ein ungemeines Mittel, die Großen eines Staates zu fesseln.

Der Cubo ist von allem, was bey ihnen vorgeht, auf das genaueste unterrichtet, vermittelst eines Menschen, den er ihnen unter dem Vorwande eines Rathgebers zugesellet, der aber in der That zum Spione dienet. Wenn er ihnen diesen Kundschafter zuschicket, giebt er ihm einen Brief mit, der folgendergestalt eingerichtet ist: „Ich weis, sagt der Monarch zu dem Fürsten, an den er schreibt, ich weis, daß sie große Güter und viele Vasallen haben; folglich haben sie jemanden nöthig, der auf ihre Sachen Achtung giebt. Der Ueberbringer dieses Briefes wird ihnen helfen können. Ich stehe für seine Ehrlichkeit; bedienen sie sich seiner, und lassen sich die Sorgfalt,

falt, die ich für sie habe, gefallen.“ Diese Art von Secretairen sind Leute, die dem Kaiser von ihrer Jugend an gedienet haben, und derer Klugheit und Geschicklichkeit er kennet. Außer denen Proben, die er von ihrer Treue während ihres Dienstes erlanget hat, versichert er sich ihrer noch durch eine Schrift, die sie mit ihrem Blute unterzeichnen müssen; so daß nichts vorgeht, davon Seine Majestät nicht benachrichtiget werde. Sie halten ein genaues Verzeichniß über alles was sie in dem Lebenswandel und Bezeigen der Großen sehen; diese aber unternehmen nichts ohne ihren Rath, und führen nichts aus, ohne ihre Hülfe. Daher diese Leute in den Provinzen viel vermögen, und in den Häusern, wo sie als Spione sind, stehen sie in großen Ansehen. Man ist ihrer Gunst benöthiget, um sich bey Hofe zu erhalten, und sich der Gnade des Fürsten zu versichern.

Die kaiserlichen Städte, das heißt, seine Domainen, wie Jedo, Osaka, Sacai, Nangasaqui, werden durch Statthalter oder General-Lieutenante verwaltet, die der Kaiser dahin schicket. In jeder Stadt sind ihrer zwey, und in Nangasaqui zuweilen drey, wegen der Wichtigkeit dieses Ortes, der stets voller

Fremden ist. Sie commandiren daselbst wechselsweise; und unterdessen daß der eine sein Amt verwaltet, hält sich der andere so lange am kaiserlichen Hofe zu Jedo auf, bis er Befehl bekommt, seinen Gehülfen abzulösen, mit welchem er einen genauen Briefwechsel unterhält. Er giebt den Ministern Nachricht von denen wichtigen Angelegenheiten, die im geheimen Rathe vorgetragen werden sollen, legt von seiner eigenen Verwaltung Rechenschaft ab, und suchet ihren, und der Lieblinge Schutz durch Geschenke zu erwerben. Die ganze Zeit über, daß ein Statthalter seine Stelle verwaltet, ist ihm unter der schärfsten Strafe untersaget, kein Frauenzimmer in seinem Palaste zu haben, ja selbst seine Gemahlinn nicht, welche mit ihren Kindern am Hofe bleiben, und für die Treue ihres Mannes stehen muß. Die eigentliche **Besoldung** dieser Herren ist sehr gering; aber der Neben-Gewinnst ersetzt diesen Mangel. Sie würden in wenigen Jahren große Reichthümer sammeln, wenn der Souverain, und seine Minister, nicht Theil daran hätten. Ihre Einrichtung besteht aus einer großen Menge Haus-Officiere, derer viele von sehr guter Herkunft sind, und jeder von ihnen muß selbst etliche Bedienten zu sei-

ner

ner Aufwartung haben. Das Thor des Palastes wird beständig von fünf oder sechs Leuten bewachet, die mit einem Degen, mit einem Säbel, und mit einem Stocke versehen sind. Es wird Nachmittags um vier Uhr geschlossen, und ohne besondere Erlaubniß nicht aufgemacht. In dem Innersten des Palastes stehen noch andere Wachen, die den Namen der hereinkommenden Personen aufschreiben; und alle Abende wird dieses Verzeichniß dem Statthalter eingehändiget. Seine Gewalt ist uneingeschränkt, und auf ihm allein beruhet die Besorgung aller Angelegenheiten. Die Handlung, das Justizwesen, der Krieg, alles steht unter seinem Tribunale. Damit er aber seine Gewalt nicht misbrauche, sind Kundschafter gesetzet, die auf seine Aufführung Achtung geben.

Die Polizey der Städte gehöret auch für die Statthalter: weil sie solche aber in ihrem ganzen Umfange nicht selbst besorgen können, haben sie verschiedene Amts-Verweser, die ihnen beystehen. Wir nennen sie Aelteste, weil sie wirklich vor diesem aus den ältesten Einwohnern gewählet wurden: aber heut zu Tage werden diese Stellen öfters jungen Leuten gegeben. Sie haben Beygeordnete unter

sich, die ihre Stelle theils auf Lebenszeit besitzen, theils alle Jahre wechseln. Ihre Haupt-Verrichtung ist, daß sie dem Statthalter alle Tage genaue Nachricht geben, von allem was in der Stadt vorgeht, und ihm die Bittschriften der Einwohner überreichen; denn es ist nicht jedermann ohne Unterschied erlaubet, den Statthalter zu sprechen: sie allein, als die den ihm schuldigen Respect in Acht zu nehmen wissen, haben das Recht vor ihm zu erscheinen. In jeder Gasse ist ein **Commissair** gesetzet, der auf die Nacht-Wache Acht haben muß, und der besorget, daß die Befehle der Polizey-Beamten genau befolget werden. Er wird aus den Ehrbaresten in der Gasse gewählet, der Statthalter aber muß die Wahl bestätigen. Weil der gemeine Mann die Wichtigkeit eines Amtes aus dem Ansehen desjenigen beurtheilet, der solches bekleidet, so suchen diese kleinen Unterbedienten ihrer Stelle durch äußerliche Pracht einen Schein zu geben, der ihre Dürftigkeit verbergen muß.

Außer besagtem Commissaire hat jede Gasse noch ihren **Gerichtsschreiber**, der die Pässe, und die Zeichnisse der Lebensart und Sitten ausfertiget; der ein richtiges Register hält über die Leute, die in seinem Quartiere woh-

wohnen; der Reisenden, oder die ihre Wohnung verändern; der Gebohrenen und Verstorbenen; wie selbige, und in welcher Glaubens-Meynung sie gestorben sind; was für eine Religion sie bekennnet haben, ꝛc.

In Nangasaqui giebt es noch eine andere Art von Bedienten, welche **Stadt-Boten** heißen, und zugleich als Häscher und Gerichtsdiener gebrauchet werden. Sie machen eine ansehnliche Gesellschaft, von ohngefähr dreyßig Familien, aus, und sind seit undenklicher Zeit in dem Besitze dieser Stellen. Diese Leute haben eine außerordentliche Geschicklichkeit, und müssen zuweilen öffentliche Executionen verrichten, insonderheit wenn ein Verbrecher soll enthauptet werden. Das Amt dieser Stadt-Boten, das bey Ihnen niederträchtig und verächtlich gehalten wird, ist hier zu Lande eine militarische und Ehren-Stelle; die Besitzer dürfen zwey Säbel tragen, wie die Edelleute."

Unser Japaner hätte sich in eine noch genauere Beschreibung von Polizey-Sachen, und wegen der Stadt-Magistrate, eingelassen, wenn es nicht Abend geworden, und ich verbunden gewesen wäre, mich in das holländische Quartier zu begeben, wo man vor Ein-

tritt der Nacht zurück gekommen seyn muß. Dieses gezwungene Heimgehen hat wenigstens den Nutzen, daß man nicht durch das entsetzliche Lärmen gestöret wird, das man in dieser unruhigen Stadt beständig zu hören hat. Die von Despreaux gemachte Schilderung des Geschreyes und des Lärmens von Paris, kann Ihnen einen Theil der Beschwerlichkeit zu Nangasaqui begreiflich machen. Alles was verkaufet wird, wird auf der Gasse öffentlich ausgerufen; und die Handwerksleute und Tagelöhner muntern sich wechselsweise durch ihre Gesänge auf, die höchst unangenehm klingen, und denen, welche sie nicht gewohnet sind, äußerst beschwerlich fallen. Die Matrosen machen es noch ärger: sie verrichten ihre Arbeit nach dem Tacte, und nach viel schärfer klingenden Gesängen, die folglich noch unerträglicher werden. Die Schaarwache, und die Schildwachen, haben auch eine besondere Art zu schreyen, wodurch sie ihre Wachsamkeit anzeigen; sie wecken alle Leute auf, um darzuthun, daß sie nicht schlafen. Andere, welche die Stunden angeben, haben große Stücken Holz, die sie an einander schlagen, und die man sehr weit höret. Hierzu kommen noch die Chineser, die diesen Lärmen

durch

durch ihre Trommeln und andere Instrumente vermehren: besonders des Abends betäuben sie fast alle Vorbeygehende, wenn sie ihre Götzen um ihre Tempel spatzieren tragen, und ihnen zu Ehren Stücken Papier anzünden, die sie hernach in das Meer werfen. Dieses alles aber ist nichts, in Vergleichung des Geschreyes, das die Pfaffen und die Verwandten eines Sterbenden oder eines Verstorbenen machen, an den Tagen, die zum Andenken der Verstorbenen angesetzet sind. Etliche singen mit lauter Stimme; andere schlagen und lauten zur Seelenruhe der Verstorbenen mit Glocken. Alle diese verschiedenen Lärmen zusammen genommen, machen aus Nangasaqui eine der unbequemsten Städte in der Welt.

Ich bin rc.

Nangasaqui, den 1sten August, 1745.

Der 69. Brief.

Fortsetzung von Japan.

Ich wünsche, Madame, daß meine Beschreibung eines schönen Landes, wie Japan ist, Ihnen unterhaltend scheinen möge. Ich will Sie nun in die berühmten Inseln führen,

wo alles voller bevölkerter Städte ist, und wo eine vortreffliche Polizey beobachtet wird. Man sieht daselbst Häuser von ungemeiner Reinlichkeit und Bequemlichkeit; angenehme Gärten, kostbare Brücken, Wege, die so gerade sind wie Spatziergänge, Posten, eingerichtet wie in Frankreich, und Wegezeiger, wobey man sich die Meilen-Steine der alten Römer erinnert. Auf den Landstraßen sind vortreffliche Wirthshäuser angeleget, und überall, bis mitten in den Hölzern, findt man kleine allerliebste Oerter, wo alles zu haben ist, was die Bedürfniß und Annehmlichkeit des Lebens erfordert. Es hat mir dieses alles, Madame, auf der ganzen Reise nach Jedo vorzüglich wohl gefallen. Ich will daher diese Dinge nach einander durchgehen, und fange bey den hohen **Landstraßen** an.

Sie sind so breit, daß zwey Truppe Reisender, sie mögen noch so zahlreich seyn, können ohne Hinderung, zu gleicher Zeit, neben einander vorbey kommen. Die Leute, die hinaufwärts gehen, um nach der Landes-Sprache zu reden, oder welche nach Meaco reisen, halten sich linker Hand; und die heruntergehen, das ist, von dieser Stadt kommen, nehmen die rechte Hand. Auf jeder Seite steht

eine gerade Reihe Tannen-Bäume, die den Weg angenehm und bequem machen, besonders bey großer Hitze. Zum Ablaufe des Wassers sind sie mit Gräben eingefasset. Die Bauern einer jeden Gegend müssen diese Wege rein, und in baulichem Wesen erhalten. Sie dürfen aber nicht glauben, Madame, daß ihnen diese Arbeit eine Last wird: vielmehr bringt ihnen alles, was die Wege unsauber macht, Vortheil. Die von den Bäumen gefallenen Aeste dienen ihnen zur Heitzung; und den Koth sammeln sie sorgfältig, und düngen damit ihre Felder.

Alle hohe Landesstraßen sind in geometrische Meilen abgetheilet, und nehmen ihren Anfang an der Brücke der Stadt Jedo, als dem Mittelpuncte des ganzen Landes. Solchergestalt weis man an jedwedem Orte, wie weit man von der Hauptstadt entfernet ist. Die Meilen sind durch zwey kleine, einander gegen über stehende Hügel angemerket, worauf Bäume gepflanzet sind. Am Ende einer jeden Gränze trifft man eine Seule, oder einen Gränzstein an, welcher besaget, wem dieses Grundstück gehöret, und wie weit der Bezirk geht. Die Scheide-Wege haben auch ihre Aufschriften, die Reisenden zu unter-

richten, und führen den Namen der Provinz, wo sie hinführen. Die Landstraßen sind beständig mit einer Menge Bettler, Pilgrimme, und Kaufleute aller Art, angefüllet. Die Bettler beyderley Geschlechtes gehören mehrentheils einer Brüderschaft oder geistlichen Orden zu. Etliche krank, andere gesund und stark, fordern das Allmosen bittend, singend, oder sie spielen auf Instrumenten, und machen allerhand Kunststücke dazu. Dieses Gedränge von Leuten wird durch eine Menge Kinder vergrößert, die den Vorbeygehenden nachlaufen, und ihnen Früchte, Stricke, Rieme, Zahnstocher, und tausend andere Kleinigkeiten anbieten. Man trifft auch Leute zu Pferde an, die einen großen Strohhut auf dem Kopfe, und einen Mantel von gefirnißten Papiere, der Pferd, Sachen, und Reiter bedecket, um sich haben. Der Reiter fasset den Zügel nicht an; sondern ein Bedienter, der auf der rechten Seite geht, hält ihn, und singt, um sich und seinem Herrn die Zeit zu vertreiben. Wenn ein vornehmer Herr reiset, trägt man Sorge, daß die Wege gekehret werden; und etliche Tage vor seiner Ankunft schafft man Haufen Sand herbey, die Wege eben und trocken zu machen. Von einer Post-Station zur andern

findt

findt man Grotten, mit Bäumen bewachsen, die für Leute vom ersten Range bestimmt sind, wo diese das Recht haben unterzutreten, und sich ihrer allein zu bedienen.

Wenn die Großen an den Hof reisen, geschieht solches mit außerordentlichem Gepränge und Staate. Ihr Gefolge ist zuweilen so zahlreich, daß es etliche Meilen einnimmt, und die grösten Städte sind nicht zureichend alle zu beherbergen: man muß einen Theil davon in die nächsten Dörfer verlegen. Etliche Wochen vorher schicken diese Herren ihre Föuriere an die Oerter, wo sie durchgehen, und lassen lange Stangen mit kleinen angehängten Bretern aufrichten, woran die Zeit ihres Aufenthaltes bemerket ist. Es ist werth, die Menge Kutschen, Officiere, Pagen, und Bediente von aller Gattung, die diesen Zug ausmachen, zu sehen. Einige sind bewaffnet, und tragen lange Piken mit Federn, oder mit besonderen Zierrathen geschmücket; andere haben Kuffer oder bedeckte Körbe, mit dem Wappen ihrer Herren, worinnen die kostbaresten Sachen verwahret sind. Der Herr selbst sitzt in einem prächtigen Palankin, von vier oder acht reich bekleideten Bedienten getragen, welche von Zeit zu Zeit durch andere

bey

bey dem Palankin befindliche Träger, abgelöset werden. Zwey Edelleute gehen auf jeder Seite, um dem Fürsten zu reichen, was er nöthig hat, oder ihn zu halten, wenn er aus und einsteigt. Ein anderer hält ihm den Sonnenschirm vor; jedermann aber geht mit dem tiefsten Stillschweigen, und in der genauesten Ordnung. Alles ist in schwarze Seide gekleidet, ausgenommen die Livree-Bedienten: diese Farbe, nebst dem ernsthaften Wesen, das jeder annimmt, giebt dem Zuge ein majestätisches Ansehen. Wenn sie aber in eine Stadt kommen, oder daß ein Fürst dem andern begegnet, so nimmt jedes eine ganz verschiedene Gestalt an. Die Livree-Bedienten, die Pagen, die Packträger fangen eine Art lustiger Tänze an, mit wunderlichen Gebärden vermenget, welche nach der Einbildung der Nation Höflichkeits-Bezeigungen vorstellen. Bey jedem Schritte strecken sie das Bein aus, halten es dem Rücken gleich, welchen sie beugen, die Arme strecken sie vorne so weit von sich, als sie können, und halten sich in der Stellung eines schwimmenden Menschen; zu gleicher Zeit schütteln sie den Kopf, und bewegen die Hände, ihre Lanzen, und den Pack, den sie tragen, 2c.

Man hat hier ordentlich eingerichtete Posten, wo der Preis der Pferde nicht allein nach der Weite der Oerter, sondern auch nach Verhältniß des theuern Futters, nach Beschaffenheit der Wege, und nach der Menge oder Schwere des Gepäckes bestimmet ist. Diese Posten gehören dem Herren eines jeden Bezirkes, und die Post-Expeditionen sind beständig voller Leute. Etliche schreiben auf, was jedweden Tag vorfällt; andere besorgen Briefe, oder die Verordnungen des Kaisers. Die Boten tragen selbige auf der Achsel an einem Stocke, und werden von einem ihrer Camaraden begleitet, welche ihren Platz nehmen, wenn ihnen etwas zustößt. Alle Reisende, ohne Ausnahme, sie seyn von was Stande und Würden sie wollen, müssen ihnen auf dem Wege Platz machen. Man erkennet sie an dem Schalle einer kleinen Glocke, die man ziemlich weit hören kann. In den Post-Häusern findt man nicht allein Pferde, sondern auch Trag-Sessel, Träger, und Lohn-Bediente, ꝛc. Diese Sänften, die nach Beschaffenheit der Person von zwey, vier, oder acht Männern getragen werden, sind länglich viereckige Kasten, und geräumig genug, daß man darinnen sitzen, oder bequem liegen kann.

Sie sind mit einem Gitter von Bambus-Rohre umgeben, und haben auf jeder Seite eine gebrochene Thüre, hinten aber und vorne ein kleines Fenster. Die Japaner reisen gemeiniglich zu Pferde, lassen aber nicht, wie wir, die Beine herunter hängen: sie legen sie entweder Kreuzweis auf des Pferdes Rücken, oder ausgestreckt, auf seinen Hals. Eine Sache, die den Fremden auf den Landstraßen anstößig wird, sind die Knechte, und vornehmlich die Sessel-Träger, welche ohne Beinkleider gehen, und ihre Röcke bis an den Gürtel aufschürzen, ohne Rücksicht auf die Schamhaftigkeit. Sie sagen zu denen, die sich darüber ärgern, es sey kein größeres Uebel, den Unterleib zu entblößen, als das Obertheil des Kopfes. Stellen Sie sich, Madame, meine Verwunderung vor, da ich vor den Thoren von Nangasaqui auf einmal vierzehn oder funfzehn von unsern Stallknechten in dieser Figur sah. Die Holländer, denen diese Gewohnheit nichts neues ist, mußten über mein Erstaunen lachen, ungeachtet ihnen diese Unanständigkeit nicht weniger zuwider war, als mir.

In Japan, wenn man reiset, ist der Gebrauch, einen Fecher zutragen, worauf die Hauptstraßen, die Stationen, die Wirthshäuser,

ser, der Preis der Lebensmittel, rc. angemerket sind. Der **Wirthshäuser** giebt es eine große Menge, besonders in den Gegenden, wo Posten angeleget sind. Frankreich ist nur das einzige Land,*) wo man ihrer eben so ansehnliche, so reinliche, und so bequeme findt; ich rede von denen, wo ehrbare Leute einkehren. Die Japanischen haben Gärten; die Fenster sind wohl angebracht, und mit Gittern versehen, die man den Tag über offen läßt. Wenn die Leute aufgestanden sind, nimmt man die Verschläge, wodurch die Zimmer abgesondert werden, weg, daß die Luft frey durchstreiche, und man die Aussicht von dem Wege bis hinten in den Garten habe. Alles ist mit der grösten Sorgfalt geweißet, und lackiret. Man findt kein einziges unter diesen großen Wirthshäusern, wo nicht ein **Bad** wäre, und wo man nicht bedienet würde, wie die grösten Herren in ihren Palästen. Die Japaner gehen, theils der Reinlichkeit, theils der Gesundheit wegen, fast alle

*) Der reisende Franzose muß nicht in Engelland gewesen seyn. Die französischen Wirthshäuser, die man unter Weges antrifft, sind sehr mittelmäßig, und mit den Englischen in keine Vergleichung zu ziehen.

Tage in das Bad. Die heimlichen Gemächer sind hinter den Häusern, am Ende des Hofes, angebracht. Beym Eingange findt man, für diejenigen, die den Fußboden nicht betreten wollen, ungeachtet er allemal reinlich und sauber ist, neue geflochtene Matten gelegt. Die Oeffnung der Grube ist dem Fußboden gleich, ohne Sitz, länglich, und schmal, daß man sich ohne Gefahr niederkauern kann. Unten ist gehacktes Stroh, daß sich der Unrath sogleich verlieret. Neben der Thüre steht ein Becken mit Wasser, um sich zu waschen. Die Vorlage der Haupt-Gebäude ist gemeiniglich finster und unreinlich: die gemeinen Leute, und wer zu Fuße reiset, halten sich daselbst auf. Die Stuben sind mit strohern Matten bedecket; und die Küche, worinnen an statt des Herdes nur eine ausgemauerte Grube ist, füllet mehrentheils diesen ganzen Theil des Hauses mit Rauche an.

Außer diesen großen Wirthshäusern hat man auf allen Wegen, bis mitten in den Wäldern, und auf den Bergen, unzählich viele **kleine Wirthshäuser**, wo die Reisenden zu aller Zeit, und um geringen Preis Thee, Wein, Kuchen, Zuckerwerk, 2c. bekommen können. Auch die schlechtesten unter diesen Häusern

sern haben allemal etwas, das die Fremden anlocket. Ein Lust- oder Obst-Garten, den man von der Straße entdecket, die darinnen befindlichen Blumen, oder ein angenehmer Bach, giebt Gelegenheit, daß Reisende daselbst ausruhen: insonderheit findt man hübsche Mägdgen, die alles mögliche thun, um den Geschmack der Erfrischungen zu vermehren. Sie lassen ihre Stimme hören, sie lachen, sie preisen ihre Waaren an. Bey so vieler Annehmlichkeit und Bequemlichkeit ist nicht zu verwundern, daß man auf den meisten hohen Landstraßen eben so viel Volk sieht, wie in den Städten. Viele reisen blos zum Vergnügen, und gehen von einem dieser Lusthäuser zu den andern, weniger um sich zu erfrischen, als zum Zeitvertreibe. Hauptsächlich aber gegen Mittags-Zeit sieht man diese Frauenzimmer sich öffentlich zeigen, wenn sie mit Anziehen und Schminken fertig sind. Sie stehen alsdenn an der Thüre, oder sitzen auf einer kleinen Galerie, und bieten sich den Reisenden unverschämt genug an, ihnen den Vorzug zu geben. In jedem Wirthshause sind ihrer zuweilen sechs oder sieben, niemals aber weniger als drey; und oft geschieht es, daß sie so schreyen, oder sich mit einander

zanken, und ein solches Lärmen machen, daß die ganze Gegend davon erfüllet wird. Diese Art von lüderlichem Leben ist in Japan so gewöhnlich, daß viele reiche Chineser dahin kommen, ihr Geld zu verthun, so wie man eine Menge Fremder in eben der Absicht nach Frankreich kommen sieht. Man nennet daher auch hiesiges Land, das H . . haus von China. Die Einführung dieser lüderlichen Oerter ist sehr alt. Man schreibt den Ursprung davon einem Japanischen Kaiser zu, der, aus Furcht daß seine durch einen langwierigen Krieg ermüdeten Soldaten nicht die Armee verlassen, und zu ihren Weibern gehen möchten, kein besseres Mittel sah, sie zurückzuhalten, als daß er dergleichen Häuser anlegen ließ. In allen Städten ist den lüderlichen Weibspersonen ein gewisses Quartier angewiesen: man findt daselbst viele hübsche Häuser, die allerhand Eigenthümern zugehörig sind, und von dergleichen Mägdgen bewohnet werden. Arme Familien, die ihre Kinder zu erziehen nicht im Stande sind, schicken ihre Töchter dahin; und oftmals führen sie die Väter selbst an. Die Chineser bilden sich ein, es sey anständiger, sie gleich nach der Geburt zu töden; die Japaner hingegen glauben, es sey menschlicher, sie

zu verkaufen, und auf solche Art, nebst der Erhaltung der Familie, zugleich für das Vergnügen des gemeinen Wesens zu sorgen. Es ist dieses die Ursache, warum sich diese Unglückseligen so erstaunend vermehren. Und doch nimmt man sie vor dem zehnten Jahre nicht an: denn die Käufer wollen die Gefahr der Krankheiten, der diese jungen Jahre ausgesetzet sind, nicht wagen. Man giebt ihnen eine ihrer Lebensart gemäße Erziehung: man lernet ihnen singen, tanzen, Liebes-Briefe schreiben, und unterrichtet sie in allem, was sie liebenswürdig und angenehm machen kann. Der Preis ihrer Gunst und Reize steigt von 15 Sols (4 Ggl. 9 Pf.) bis zu 15 Livres, (4 Rthlr.) Mehr zu nehmen ist ihnen bey schwerer Strafe verboten. Sie stehen unter Aufsehern, die das Geld empfangen, und unter Matronen, die in dieser Profeßion alt geworden sind, und die ihnen alle Künste und Handgriffe beybringen. Eine dieser Mägdgen muß die ganze Nacht in einem Verschlage neben der Hausthüre wachen, und sich allen denen überlassen, die, von ihren Begierden gedrungen, nicht können oder wollen bis an den andern Morgen warten. Der Preis dieser nächtlichen Unterhaltungen ist auf nicht mehr als 12 oder 15 Sols

 gesetzet;

gesetzet; und man kann sicher rechnen, nicht umsonst zu kommen, es sey zu welcher Stunde es wolle. Wahr ist es, diese Frohne betrifft mehrentheils die alten oder häßlichen, und man hat eben nicht Ursache, sich über den wohlfeilen Preis zu wundern: unterdessen geschieht es zuweilen, daß man auch die jungen und hübschen dazu nimmt, zur Strafe, wenn sie etwas begangen haben; ihre Vorzüge aber ändern den Preis nicht; und auf solche Art kann man zufälliger Weise sein Glück mit wenigen Kosten machen. Weil sie nur für den gemeinen Mann, bedürfenden Falles, da sind, so will man nicht, daß diese Erleichterung seine Kräfte übersteigen soll. Diese Mägdgen, wenn sie ihre Zeit ausgedienet haben, können sich verheurathen, und es wird ihnen nicht schwer, Gelegenheit zu finden. Ihre vergangene Lebensart wird ihnen nicht vorgeworfen; man schiebt alle Schuld auf ihre dürftigen, oder geizigen Verwandten, die sie in einem Alter Preis gegeben haben, wo sie haben gehorchen müssen: solchergestalt fällt der Schimpf auf die wirklich Schuldigen. Die Japaner lieben diese Art von Frauenzimmer mit solcher Heftigkeit, daß es nicht seltener als in Frankreich geschieht, reiche Leute zu sehen, die ihrentwegen

in Armuth gerathen. Die Vornehmen unterhalten sie, wie in Paris, und ihre Aufführung ist hier eben so wenig eingezogen, und bescheiden. Gehen sie auch mit ihren Liebhabern behutsam um, scheinen sie ihnen treu und ergeben zu seyn, so geschieht es nur, um sie desto feiner zu betrügen. Diese hingegen wenden ein unsagliches Geld ihrer wegen auf, sind aber über den unordentlichen Lebenswandel ihrer Geliebten eben so wenig empfindlich, als die Franzosen über die Untreue ihrer Maitressen. Kurz, die Liebe, die man hier zu Lande für sie hat, besteht wie bey uns in der Heftigkeit der sinnlichen Begierden; diese aber zieht wohl den Ruin, nicht aber die Eifersucht eines Verliebten, nach sich.

Außer besagten Häusern giebt es noch andere Oerter, wo ein noch viel schändlicheres Gewerbe getrieben wird. Es sind Behältnisse, wo sich junge, wohlgekleidete Leute, von einer hübschen Figur, aufhalten, die wie das galante Frauenzimmer geschminkt sind. Die Japaner sind diesem Laster sehr ergeben; das sonderbare dabey aber ist, daß die Bonzen, denen unter der härtesten Strafe verboten ist, Frauenzimmer zu sehen, in diesem Puncte völlige Freyheit haben. Man überläßt ihnen

so gar die Erziehung der adelichen Kinder. Was die Leute anbelangt, welche die Aufsicht über diese schändlichen Oerter haben, so sind sie durchgehends verachtet. Bey allem Reichthume, den sie erwerben, werden sie doch allezeit so gut als unehrlich gehalten: man sieht sie an, wie die Loh-Gerber, derer Handwerk hier sehr verächtlich ist, weil sie zugleich diejenigen sind, die die Missethäter hinrichten. Man zwingt diese Aufseher, dem Scharfrichter in seinem Amte beyzustehen, oder sie müssen ihm wenigstens ihre Diener leihen.

Nach dieser Ausschweifung, Madame, komme ich wieder auf unsere Reise von Nangasaqui nach Jedo. Wir langten zu Lande in fünf Tagen in der Stadt Kokura an, die an dem andern Ende der Insel Ximo liegt. Von da schifften wir uns für Osaka ein, und brachten eine ganze Woche zu, ehe wir dahin kamen. Von Osaka giengen wir zu Lande über die große Insel Nipon, bis nach Jedo, und brachten abermals ohngefähr vierzehn Tage damit zu; so daß wir in allem fast einen Monat zu dieser Reise gebrauchet haben.

Ohne uns von der Straße zu entfernen, haben wir drey und dreyßig große Städte, sieben und funfzig kleine, und unzähliche Dörfer

ser gesehen. Haußen, vor Nangasaqui, fanden wir ein Dorf, **Mangom** genennet, das von nichts als Lohgerbern bewohnet wird, die, wie ich Ihnen gesaget habe, hier die Stelle des Scharfrichters vertreten; auch ist der Platz, wo die Missethäter abgethan werden, ganz nahe dabey. Es ist entsetzlich anzusehen, Madame, auf was Weise dergleichen Executionen hier vorgenommen werden. Etliche Tage vor unserer Abreise wurden zwey Männer und eine Frau hingerichtet. Die Frau hatte in der Abwesenheit ihres Mannes zwey Liebhaber zu verschiedenen Stunden bestellet. Der, welcher zuletzt kommen sollte, und dem die Zeit war lang geworden, erschien zu zeitig, und traf seinen Nebenbuhler an. In der Wuth, sich betrogen zu sehen, suchte er seine Rache mit dem Säbel in der Faust. Der Lärmen machte, daß die Nachbarn herzukamen, und sich der drey Schuldigen bemächtigten; diese aber, ohne Unterschied des Verbrechens, wurden verurtheilet, den Kopf zu verlieren. Die Ordnung, und die Anstalten, mit welchen sie zur Gerichtsstätte geführet wurde, waren folgende.

Der Zug fieng sich mit einem einzeln Manne an, der ein Beil auf der Achsel hatte, und

und ganz langsam einher gieng. Ihm folgte ein anderer mit einer Hacke, um benöthigten Falles ein Grab für die Hingerichteten zu machen. Ein dritter hielt eine Tafel, worauf das Verbrechen und das Urtheil geschrieben war. Alsdenn kamen die Delinquenten, mit auf den Rücken gebundenen Händen, und sie hatten auf dem Kopfe einen Zettel, wo eben das, was auf der Tafel stund, mit großen Buchstaben geschrieben war. Jeder hatte hinter sich einen Henkers-Knecht, der den Strick hielt, womit er gebunden war. Zwey Soldaten mit langen Piken giengen auf jeder Seite, und hielten ihren Kopf auf die Achsel des Delinquenten, um ihn alle Hoffnung der Flucht zu benehmen. Ich mußte die Gelassenheit dieser Unglücklichen bewundern: nirgends geht man mit so viel Entschlossenheit in den Tod. Als man ihnen den Kopf abgeschlagen hatte, kamen die Zuschauer herbey, und, um ihre Säbel zu versuchen, hieben sie die Körper in Stücken; sie legten alsdenn die Stücken über einander, fiengen dieses Metzeln vom neuen an, und wetteten, wer die meisten auf einmal durchhauen würde. Das auf solche Art zerstückte Fleisch wurde hernach den Hunden, und den Raub-Vögeln überlassen.

Die

Die peinlichen Gesetze sind hier sehr strenge: die geringste Uebertretung wird allemal mit Leibes- und zuweilen mit Todes-Strafe geahndet. Unversehener, und so gar gezwungener Todschlag, der Schleichhandel, und gewisse Uebertretungen bloßer Polizey-Verordnungen werden mit Feuer, oder mit dem Rade bestrafet. Bey Verbrechen, welche einigermaßen den Ruhe-Stand des Staates, oder die Majestät des Souverains betreffen, werden so gar alle Verwandten des Schuldigen in seinen Untergang mit gezogen. Man erzählte uns verschiedene Züge von dieser allzugroßen Schärfe. Ein Domainen-Verwalter wurde überführet, daß er hatte Säbel und anderes Gewehr zusammen gebracht, um es heimlich nach Korea zu senden. Dieses Verbrechen zog den Verfall seiner ganzen Familie nach sich, die zahlreich, und eine der angesehensten im Lande war. Der Verbrecher, mit seinen Gehülfen, wurde gekreuziget; sein einziger, siebenjähriger Sohn wurde vor seinen Augen enthauptet; sein Haus geschleifet; und seine Verwandten, denen man alle ihr Vermögen genommen hatte, wurden auf ewig verbannet.

Der Statthalter einer kleinen Provinz, der die Bauern zu sehr geplaget hatte, wurde verurtheilet, daß er, nebst seinen Söhnen, Brüdern, Oheimen, und Vettern, sich den Leib aufschneiden sollten: diese Art von Todesstrafe ist die gebräuchlichste in Japan. Diese Leute lebten nicht beysammen, und waren mehr als funfzig Stunden von einander entfernet: dem ungeachtet verordnete das Urthel, sie sollten alle an einem Tage, und zu einer Stunde sterben. Diese Verordnung wurde so genau in Acht genommen, daß zu Mittage, mit dem Schlage zwölf Uhr, kein einziges von dieser unglücklichen Familie mehr am Leben war.

Wenn man will den Verurtheilten eine Gnade erweisen, so erlaubt man den nächsten Anverwandten, ihn in ihrem Hause hinzurichten; dieser Tod ist ehrbarer, und beschimpft weder den, der ihn giebt, noch den, der ihn aussteht. Noch anständiger aber ist es, sich selbst das Leben zu nehmen: daher auch die meisten inständig um Erlaubniß bitten, sich den Leib großmüthig aufschneiden zu dürfen. Ein Uebelthäter, der diese Gunst erhält, versammelt seine Familie, und guten Freunde, zieht seine besten Kleider an, hält eine rührende Rede über seine Umstände, und mit einer

einer lustigen und vergnügten Mine entblößet er den Leib, und macht mit der besten Art eine kreuzweise Oeffnung. Die frevelhafteste That wird durch diese Art von Tode gebüßet; man rechnet den Verstorbenen unter die Helden; und seine Familie wird nicht beschimpfet.

Wenn bey einem Criminal-Processe der Beweis nicht hinlänglich ist, den Verbrecher zu verurtheilen, so bedienet man sich verschiedener Arten von Martern. Eine der grausamsten ist, dem Beschuldigten eine gewisse Menge Wassers verschlucken zu lassen, das man ihm mit einem Trichter in den Hals gießt. So bald der Leib außerordentlich aufschwellt, legt man ihn auf die Erde, und die Henkersknechte treten ihn mit Beinen. Beharret er, das beschuldigte Verbrechen zu läugnen, so schnüret man ihn vom Halse bis an die Ferse mit Bändern, und legt ihn in die gröste Sonnenhitze, oder in die ärgste Kälte, mit dem Rücken auf Kieselsteine. Kann diese Marter sein Geständniß noch nicht erzwingen, so ist er deswegen nicht frey, sondern man behält ihn gefangen, oder schickt ihn auf eine wüste Insel. Diese letztere Strafe ist hauptsächlich für die Großen und Vornehmen des Reiches bestimmet. Die Insel, wo man sie hinbringt,

liegt

liegt vierzehn Stunden von Jedo, und hat nicht über eine Stunde im Umfange. Sie hat weder Haven noch Rehde, und die Ufer sind so entsetzlich steil, daß wenn man Lebensmittel, oder Gefangene dahin bringen, oder die Besatzung ablösen will, man das Schiff mit seiner ganzen Ladung vermittelst eines Krahnes hinaufziehen muß. Der Boden trägt nichts als etliche Maulbeer-Bäume, und denen dahin Verwiesenen wird ihr Unterhalt geschicket. Ein wenig Reiß, Wurzeln, und schlechtes Fleisch machen ihre ganze Beköstigung aus. Dabey läßt man sie aber nicht müßig gehen, wodurch sie dem Staate und sich selbst zur Last würden; sie müssen Seidenwürmer erziehen, Stoffe wirken, und solchergestalt die Kosten ihres Unterhaltes ersetzen.

Wenn ein Uebelthäter im Gefängnisse stirbt, es geschehe natürlicher, oder gewaltsamer Weise, welches oft geschieht, so ist sein Körper deswegen von der Strafe nicht befreyet: man richtet den Proceß ein, als wenn der Beklagte noch lebte; man legt den Körper in Salz, bis das Urthel gesprochen ist; und er muß eben die Strafe ausstehen, als wenn er noch lebendig wäre.

Von dem Dorfe Mangom bis dahin, wo wir über Nacht blieben, haben wir nichts merkwürdiges gefunden, als einen in den Felsen gehauenen **Götzen**, den man für den Patron der Reisenden ausgiebt. Vor dem Bilde stunden kleine Seulen, mit Lampen, die durch die Freygebigkeit der Reisenden unterhalten werden. Nicht weit davon ist ein Becken mit Wasser, worinnen sich diejenigen, welche opfern wollen, waschen.

Nach einer Reise von etlichen Tagen trafen wir auch warme **Bäder** an, die wegen ihrer Kraft in großem Rufe stehen. Die Gebäude sind mit künstlich gearbeiteten Geländern vermacht; jedes Bad aber hat zwey Hähne, zum kalten und warmen Wasser. Letzteres ist so heiß, daß man die Hand nicht darinnen leiden kann.

Wie wir von da weggiengen, kamen wir in angenehme, fruchtbare Thäler, und in Auen, mit Bäumen umgeben, wo **The** wächst. Die Landleute halten ihr Erdreich so werth, daß sie nur die Ränder der Felder mit Bäumen besetzen. Der **beste The** in Japan wächst in den Gegenden von **Meaco**. Hier sammelt man denjenigen, der bey Hofe gebraucht wird. Die Vornehmen trinken den The nicht

wie wir, und lassen ihn nicht ziehen, sondern sie machen ihn zu Pulver. Die Blätter werden in sehr feinen Staub zerrieben, und etliche Finger voll in eine Tasse mit siedendem Wasser gethan; dieses rühret man so lange um, bis es schaumet, und zu einem dünnen Muse wird: die Japaner thun auch keinen Zucker hinein. Der The, der für den Kaiser geliefert wird, wächst auf einem Berge, wo nichts als solche Sträucher stehen. Ein Beamter hat die Aufsicht darüber; und verschiedene Gärtner besorgen den Anbau, so wohl als die Einsammlung und die Zubereitung der Blätter, mit möglichstem Fleiße. Der Berg ist mit einem tiefen Graben eingefasset, um den Anlauf zu verhüten. Alle Tage werden die Bäume gereiniget, daß nicht die geringste Unsauberkeit auf den Blättern bleibe. Diejenigen, die sie abnehmen, müssen sich enthalten, gesalzene Fische oder andere harte Speise zu essen, damit ihr Athem den Blättern nicht schade, und den Geruch verderbe. Es wird ihnen nicht einmal erlaubet, die Blätter anders als mit Handschuhen anzugreifen; und so lange die Einsammlung währet, müssen sie sich des Tages etliche mal baden.

In der Gegend, wo der The so häufig wächst, schien mir der Reiß schöner zu seyn, als in keinem andern Lande in der Welt. Man rechnet auf sechserley Sorten, davon die beste nach Jedo auf des Kaisers Tafel geliefert wird.

Den folgenden Tag reiseten wir durch eine Stadt, Sanga genennet. Daselbst sind die Gassen breit und gerade, mit Canälen und Bächen durchströmet, die in das Meer gehen. Die Häuser sind niedrig, und als eine Zierath sind die Kramer-Buden schwarz bezogen. Wir mußten die kleine Figur, und die Annehmlichkeit der Weiber in dieser Provinz bewundern. Sie sind so klein, daß man sie für junge Mägdgen hielte; aber ihre Gestalt ist regelmäßig, und sie sind mehrentheils sehr hübsch. Weil sie sich schminken, so macht sie solches vollends zu so viel Puppen. Man hielte sie weniger für lebendige Geschöpfe, als für Wachs-Figuren; die einzige natürliche rothe Farbe ihrer Lippen dienet zum Beweise ihres Wohlbefindens. Ueberhaupt haben die Weiber in dieser Provinz den Ruhm, schön zu seyn. Selbst die Mannspersonen, die sonst in ganz Japan sehr häßlich sind, sind hier wohl gestaltet, und von einer angenehmen Gesichts-

bildung. Anderwärts haben sie kleine, eingedruckte Augen, eine olivenfarbige Haut, starke Augenbraunen, eine platte Nase, einen großen Kopf, kurze Beine, und eine mehr als mittelmäßige Gestalt. Dieses, Madame, betrifft hauptsächlich den gemeinen Mann, die wirklich sehr ungestalt sind; aber Leute vom Stande, die Nachkommen der alten Familien, haben ein edeleres Ansehen, eine vortheilhafte Stellung, und selbst im Gesichte etwas angenehmes.

Was die Gemüthsbeschaffenheit dieses Volkes betrifft, so zeiget alles, was ich bis hieher gesehen und davon gehöret habe, ein vortreffliches Naturell an, ein edeles, großmüthiges, wohlthuendes Herz, einen sanftmüthigen Geist, und ungezwungene, gesellige Sitten. Bey Mäßigkeit, Sparsamkeit, und Wirthschaft im Innerlichen, ist der Japaner prächtig, und verschwenderisch bey öffentlichen Erfordernissen: er ist ehrbegierig, unerschrocken, ein Feind der Niederträchtigkeit, standhaft im Unglücke, und achtet sein Leben, das er sich bey der geringsten Gelegenheit selbst nimmt, gering. Die Ehre ist der Bewegungs-Grund seiner Handlungen; und er geht niemals davon ab; die Regeln, die er sich dießfalls vorgeschrieben hat, mögen auch noch so

falsch,

falsch, oder übertrieben seyn. Die Ehrlichkeit, die Offenherzigkeit, ein uneigennütziges Bezeigen, sind dieser Nation gemeine Tugenden. Sie sind wißbegierig, witzig, und Liebhaber von Künsten und Wissenschaften, unerachtet sie solche nur obenhin kennen. Unbesorgt reich zu werden, sehen sie die Handlung als eine niedrige Beschäfftigung an; daher auch kein gesittetes Volk, überhaupt genommen, so arm ist, als dieses; aber ihre Armuth ist so beschaffen, daß sie eine Unabhängigkeit wirket, wie sie bey den alten, so sehr über die anderen Menschen erhabenen Römern war. Aller Reichthum des Landes ist in den Händen der Großen, die sich Ehre damit zu machen wissen. In diesem Lande kennet man die lächerliche Classe von Einwohnern nicht, die, bey einer geringen Herkunft, und bey gesammelten ungemeinen Schätzen, sich von dem Pöbel, woher sie kommen, anders nicht, als durch unverschämtes Großthun, unterscheiden: eine Wirkung von unrechtmäßigem und übel erworbenem Reichthume.

Die Japaner lieben ihr Vaterland, sind ihrem Fürsten ergeben, ehren die Obrigkeit, und sind eifrig in ihrer Religion. Uebrigens halte ich sie für unruhig, unbeständig, höchst

abergläubig, blind in ihrem Zutrauen zu den Geistlichen, und übertrieben andächtig, so daß sie darüber wahnwitzig werden. Die Ehrbegierde herrschet in allen Ständen mit gleicher Lebhaftigkeit. Ein Mensch unter dem geringsten Pöbel findt sich über ein unrechtes Wort, das ihm auch der Größte vom Hofe saget, beleidiget, und hält sich berechtiget, seinen Schimpf zu rächen. Diese Leidenschaft machet, daß sie sich oft vergessen: sie macht sie mürrisch, mißtrauisch, heimtückisch, und grausam. Die Unkeuschheit ist bey ihnen auf das äußerste getrieben; denn die Gesetze thun ihrer lüderlichen Lebensart keinen Einhalt; daher in allen Ständen eine zügellose Frechheit eingerissen ist. Ihrer verwerflichen Neigung zu einem Laster, das wir in unsern Ländern mit so großem Rechte verabscheuen, und das bey dieser Nation nicht einmal für ein Laster gehalten wird, habe ich schon Erwähnung gethan. Doch ist es nicht schwer, einen Japaner von seinen Fehlern abzubringen: er liebt die Wahrheit, sollte sie ihn auch verdammen; und wenn man ihn von seinem Unrechte überzeuget, so bekennet er es offenherzig. Er will von seinen Pflichten, so wie von seinen Fehlern, aufrichtig unterrichtet seyn.

Die

Die Landschaft, etliche Meilen um Sanga, ist eine fruchtbare Ebene, mit Flüssen durchschnitten, und mit so vielen Schleusen versehen, daß man bey trockener Witterung diese ganze Gegend unter Wasser setzen kann. Nicht allein das platte Land und die ebenen Gegenden werden geackert, sondern man zieht auch den Pflug bis auf die Gipfel der steilesten Gebirge; und kann man keine Ochsen dahin bringen, so sind es der Menschen Hände, die solches ersetzen. Ein durch die Nothdurft aufgemunterter Fleiß hat die größten Schwierigkeiten zu übersteigen gelehret. Die Japaner sind durch Arbeit reich geworden, und haben hernach nicht aufgehöret, fleißig zu seyn. Sie haben diesen Vortheil der Entsagung des auswärtigen Handels zuzuschreiben, als wodurch sie gezwungen sind, alles von ihnen selbst zu erwarten. Es ist daher der Ackerbau, als ihr vornehmster Reichthum, bey keiner andern Nation jemals so weit getrieben worden. Sie haben Mittel gefunden, Ueberfluß in dem Schooße der Dürftigkeit zu erzeugen; und ihr Beyspiel scheint darzuthun, daß nicht so wohl der Thau vom Himmel, als der Schweiß der Stirne, den Feldern die wahre Fruchtbarkeit verleihet.

Wir kamen endlich nach **Kokura**, an dem äußersten Ende der Insel Ximo gelegen. Sonst war es eine schöne und große Stadt, wo man noch itzt Ueberbleibsel ihrer ehemaligen Pracht sieht, wie ihre Gärten, die öffentlichen Bäder, die Wirthshäuser, und eine Brücke, die auf beyden Seiten mit einem schön gearbeiteten eisernen Geländere eingefasset ist. Man rieth uns, dem Wege längst der Küste zu folgen, und in kleinen Transport-Schiffen nach der Insel Nipon überzusetzen. Bey unserer Ueberfahrt fiel nichts besonders vor, und unter gutem Winde langten wir binnen vierzehn Tagen in den Haven von **Osacka** an. Kostbare Barken, die auf den Gesandten warteten, brachten uns durch die Vorstädte, bis in die Stadt. Wir bewohnten daselbst Zimmer, die, dem Landes-Gebrauche nach, durch Verschläge abgesondert waren. Des andern Tages ließ uns der Statthalter zur **Audienz** rufen, wobey wir alle nach Japanischer Art, in seidenen Mänteln, als welche man hier zu Lande als Ceremonien-Kleider ansieht, erscheinen mußten. Wir giengen etliche dreyßig Schritte über einen Gang, der uns in den Saal der Leib-Garde brachte. Vier Soldaten hatten daselbst die Wache, und

wir wurden durch zwey Edelleute empfangen. Die Wände des Zimmers waren mit Gewehre behangen, und in größter Ordnung aufgeputzet. Als wir in das nächste Zimmer traten, fanden wir zwey Secretaire, die uns höflich aufnahmen, The reichten, und bis zur Ankunft des Statthalters unterhielten. Er schien von zweyen seiner Söhne begleitet zu seyn, die sich etliche Schritte von dem Platze, wo wir stunden, setzeten, und durch Gitter von uns abgesondert waren. Während der Unterredung sprach man vom Wetter, welches dazumal etwas kalt war; von der Länge unserer Reise; von dem Glücke, dem Kaiser vorgestellet zu werden, und daß die Holländer, die einzige Nation in Europa, ja in der ganzen Welt wäre, die sich dieser Gnade zu erfreuen hätte.

Sollten Sie wohl glauben, Madame, daß diese Eiländer bey den Besuchen fast eben so viele Ceremonien machen, wie die Chineser? Sie sind voller Complimente beym Eintritte, wenn sie sich setzen, und wenn sie wieder auseinander gehen. Derjenige, der den Besuch abstattet, muß einen Rock von schwarzem Atlaße über seinen andern Kleidern haben; und dieser Rock ist mehrentheils ein Geschenk, das

sie einander auf einer Schaale schicken, und die größte Gunst, die ein Vornehmer einem Geringen erweisen kann. Das Sonderbare dabey ist, daß man diese Ceremonien-Kleider anlegt, wenn man zu Hause bleibt, und auszieht, wenn man ausgeht. Es ist dieß nicht der einzige Gebrauch, der die Japaner zu unseren moralischen Antipoden macht: sie halten das Weiße für die Trauer-Farbe, und das Schwarze tragen sie bey Freuden-Bezeigungen; sie steigen auf der rechten Seite zu Pferde; sie grüßen mit dem Fuße, und nicht mit der Hand, oder mit dem Kopfe, ꝛc.

Die wenigen Tage, die wir in Osacka blieben, wendeten wir an, das Schloß, und etliche andere Oerter in der Stadt zu besehen. Die Stadt liegt in einer fruchtbaren Ebene, an einem schiffbaren Flusse, und nimmt einen Platz ein, von ohngefähr vier tausend Schritten in der Länge, und von zwey tausenden in der Breite. Verschiedene kleine Canäle gehen durch die Hauptstraßen, und sind tief genug, Barken zu tragen, worauf die Waaren und andere Bequemlichkeiten vor die Häuser gebracht werden. Ich bewunderte die Regelmäßigkeit dieser Canäle, nebst ihren Brücken von seltener Schönheit. Das Ufer

des

des Flusses ist auf beyden Seiten mit steinernen Treppen und Ruheplätzen versehen, damit man überall, wo man will, könne an das Land steigen. Die Gassen sind enge, aber gerade, und haben kein Pflaster, als längst den Häusern einen schmalen Weg von gehauenen' Steinen, zur Bequemlichkeit der Fußgänger. Jede Gasse wird an ihrem Ende, die Nacht über, durch ein Thor verschlossen; und auf jeder sieht man einen Platz, mit Geländern umgeben, wo die bey Feuers-Gefahr benöthigten Werkzeuge, nebst einem dabey gelegenen Brunnen, befindlich sind: diese Vorsicht wird in Japan desto nöthiger, da dergleichen Unglücksfälle sich sehr häufig ereignen. Das Schloß zu Osacka hat an Größe, Kostbarkeit, und Stärke im ganzen Reiche keines, als das zu Fingo: sein Umfang beträgt mehr als eine Stunde. Man unterhält daselbst beständig eine starke Besatzung; und zwey der Vornehmsten vom Hofe haben drey Jahre lang wechselsweise das Commando. So bald der eine seine Stelle antritt, geht der andere ab, um Rechnung von seinem Bezeigen abzulegen. Sie dürfen bey diesem Wechsel einander nicht sprechen, sondern der Abreisende hinterläßt seine Instruction dem Ankommenden

den schriftlich in dem Zimmer. Mit dem Gouverneur der Stadt, über dem sie den Rang haben, stehen sie in keiner Verbindlichkeit.

Osacka muß außerordentlich volkreich seyn, wenn es wahr ist, was die Japaner vorgeben, daß man blos unter den Einwohnern eine Armee von achtzig tausend Mann zusammen bringen kann. Ihre Lage ist für die Handlung zu Wasser und zu Lande sehr vortheilhaft, und sie macht die beste Handels-Stadt im Reiche aus. Es wohnen daselbst reiche Kaufleute, Künstler, und Handwerksleute. Die Lebensmittel sind überflüßig vorhanden, so wie alles, was zur Ueppigkeit und zum Wohlleben gehöret.

Das dasige Volk ist der Musik, den Festen, Schauspielen, und andern Ergötzlichkeiten sehr ergeben. Die Japaner nennen daher auch diese Stadt den Schauplatz der Lustbarkeiten. Alle Stunden werden durch musikalische Instrumente angezeiget, und jede Stunde hat ihr besonderes Instrument. Aus allen Provinzen des Reiches kommt man nach Osacka, um sein Geld angenehm zu verthun. Die meisten vornehmen Herren haben Paläste daselbst, ungeachtet ihnen nicht erlaubet ist, mehr als eine Nacht zu verweilen. Einer von ihnen

gab

gab dem Holländischen Gesandten, und einem Theile seines Gefolges, ein **Gastmahl**: die bey dergleichen Gelegenheit gewöhnlichen Ceremonien aber sind folgende. Jeder Gast hat seinen besondern Tisch, welcher schmal und niedrig ist, weil jedermann auf der Erde auf den Fersen sitzt. Die Tische sind weder mit Tischtüchern, noch mit Teppichen bedeckt, sondern bey jeder Veränderung der Speisen werden andere hingesetzet. Sie sind schön lackiret, und die Japaner unterhalten sie mit solcher Sorgfalt, daß man niemals einen Fleck darauf sieht. Kein Volk sucht sich in der **Reinlichkeit** seiner Gastgebote mehr hervorzuthun, als dieses: die Teller und Schüsseln sind mit Blumen und Bändern gezieret; und man setzt keinen Vogel, oder anderes Flügelwerk auf, wo die Schnäbel und Beine nicht vergoldet wären. Alles übrige ist eben so zierlich. Die gewöhnlichste **Speise** ist der Reiß; er ist hier wohlschmeckender, und nahrhafter, als in den meisten andern Gegenden des Orientes. Man läßt ihn am Feuer dick werden, und machet einen Teig daraus, den man statt des Brodes ißt. Ihre übrigen Speisen sind Fische, besonders das Fleisch vom Wallfische, Austern, oder anderes Muschel-

werk, alle Arten von Pflanzen und Wurzeln, die man aus den Hölzern, Morästen, wüsten und ungebaueten Oertern, und selbst aus dem Grunde des Meeres nimmt. Man kocht sie in Wasser, mit etwas Salze, macht eine Brühe, oder Art von Muse aus Bohnen-Mehl daran, und vermischet es mit ein wenig Sacki. Der Sacki ist ein gewöhnliches Getränke in Japan, ein starkes Bier, das von gegohrnem Reiße gemacht wird. Man hat auch noch einen andern Trank, von Pflaumen-Safte, der sehr angenehm schmeckt, aber weniger gebräuchlich ist. In die Japanischen Ragouts kommt weder Essig, Butter, Safran, noch Gewürze; man begießt sie mit Nuß-Oele, das man dem Oliven-Oele vorzieht. Man machet auch Kuchen von Weizen-Mehle, mit darunter gemengten schwarzen Bohnen-Mehle, und gewissen zerstossenen Wurzeln. Auch feinen, und in Stücken zerschnittenen Teig setzt man auf, so wie die Italiener ihre Macaroni. Und endlich sind die Japanischen Tafeln mit Zuckerwerk, und allen Arten von Eingemachten überflüßig versehen.

Bey diesen Gastgeboten hat man mehrentheils Musik: allein niemand ist lustig, wegen des dabey eingeführten Ceremonielles,

das die Gäste auf eine traurige Art beschäfftiget. Es ist von dem, das man in China beobachtet, wenig unterschieden; doch sind die Japaner nicht so gar gezwungen, und ihre Höflichkeit ist etwas angenehmer und freyer. Wenn man vom Tische aufgestanden ist, wird The getrunken, man singet, giebt Räthsel auf, oder beschäfftiget sich mit andern unschuldigen Ergötzungen, welche statt der Würfel und Karten dienen, die man hier zu Lande zum Glücke nicht kennet. Auch werden keine Glücksspiele verstattet: man hält sie für ein schändliches Gewerbe, für eine Beschäfftigung, die Leuten, welche Ehre haben, unanständig ist.

Die Zeit über, da wir in Osacka waren, sahen wir zweymal Comedie spielen. Diese Schauspiele, die Musik, das Tanzen, und andere Lustbarkeiten, sind Dinge, worauf die Japaner sehr begierig sind. Ihre Religion, an statt selbige zu verbieten, wie bey uns, schützet sie, und hält sie genehm. Ob nun zwar ein Theil davon als Feste angesehen werden, die zuweilen ihren Göttern zu Ehren angestellet werden, so sind doch die Sitten der Schauspieler und Schauspielerinnen so verdorben, daß diese Profeßion hier, wie in Frankreich, als unehrbar gehalten wird. Was

die

die Bühne selbst anbelanget, so sieht man darauf bewundernswürdige Verzierungen und Maschinen: sie haben dabey eine sonderbare Musik, die aus Flöten, Trommeln, und großen Glocken besteht, und für Japanische Ohren ein angenehmes Lärmen verursachen mag. Dieses Volk hat als etwas eigenes, daß die Musik sich nach den Bewegungen des Leibes, und nach dem Tanzen richtet; nicht aber der Tanz nach der Musik. In Ansehung der Maschinen, so muß man bekennen, daß nach den Chinesern keine Nation sich so gut darauf versteht, als diese Eiländer. Unsere Maschinen-Meister hätten nöthig, in dieses Land zu reisen, um die Kunst der Theater-Verzierung zu lernen. Man würde ihnen lehren, ungeheuere Riesen, bewegliche Berge, volkreiche und belebte Städte, Wasser-Künste, Spring-Wasser, und tausend andere dergleichen Wunder vorzustellen, die wir bey uns nur auf einer gemalten Leinwand, oder auf Marionetten-Theatern, nachzuahmen wissen.

Wie nun solchergestalt die Japaner es in Maschinen und Verzierungen weit gebracht haben, so vernachläßigen sie auch nicht, das, was den Geist und das Ohr vergnüget; und sie haben Comedien, wovon sie noch mehr zu-

frieden

frieden sind, als wir von den unserigen. Der Stoff ihrer Stücke ist mehrentheils aus der Götter= und Helden=Geschichte genommen: dieser ihre vornehmsten Thaten, und zuweilen auch ihre Liebes-Geschichte, werden in Versen vorgestellet. Sie vermengen in auf einander folgenden Rollen tragische, komische, lyrische, und pantomimische Abhandlungen. Ihre Stücken sind, wie die unserigen, in Aufzüge und Auftritte abgetheilet: eine Vorrede eröffnet den Plan, aber keine Entwickelung findet statt; man will, der Zuschauer soll unvermuthet in Verwunderung gesetzet werden. Die Zwischenspiele bestehen in Balletten, oder in Possenspielen: die Tragedien und Comedien hingegen beziehen sich allezeit auf die Sittenlehre. Erstere haben vielen Ausdruck, und handeln die heldenmüthigsten Thaten ab. Einerley Vorstellungen dürfen von einem Jahre zum andern nicht wiederholet werden. Die Schauspieler sind junge Leute, die unter den Einwohnern gewählet werden, welche letztere die Kosten zu den Schauspielen hergeben; und jedes Quartier der Stadt bezahlt sie wechselsweise, ein oder zweymal im Jahre. Die Schauspielerinnen sind junge Mägdgen, die man aus lüderlichen Häusern nimmt. Wunderlich ist

der Gebrauch, daß die, welche das Schauspiel geben, die Schauspieler und Maschinen gleichsam in Procession herum führen. Erstlich sieht man ein großes Schild unter einem kostbaren Himmel tragen, worauf der Name der Gasse, welche das Schauspiel selbigen Tages besorget, mit großen Buchstaben geschrieben steht: dieses wird mit einer lärmenden Musik begleitet, die eine Menge Volkes von allen Orten herbey zieht; nach diesem kommen die Verzierungen und alle theatralische Maschinen. Was darunter am schwersten ist, wird von besoldeten Männern getragen, das übrige durch sehr wohl gekleidete Kinder: endlich folgen die Schauspieler, und nach ihnen, alle Einwohner des Quartieres in Ceremonien-Kleidern. Der Zug wird durch eine Menge Leute aus dem Pöbel geschlossen, welche die Bänke und Matten tragen, und zwey und zwey gehen.

Weil diese Schauspiele gemeiniglich an hohen Festtagen angestellet werden, und, wie ich schon gesaget habe, vielmal einen Theil ihres Götzendienstes ausmachen, so nehmen die Priester allezeit die ersten Plätze bey dergleichen Zusammenkünften ein. Man hält sie mehrentheils in der Nähe der Tempel, oder in

den

den Tempeln selbst, wenn sie zu einem Theater räumlich genug sind, und den großen Haufen Zuschauer fassen können. Der Geistlichkeit gegen über sitzen die Statthalter, mit ihren Officieren, und die Wache. Letztere muß dem Volke die Plätze anweisen, und es im Zaume halten.

Unter denen **Festen**, wobey man Comedie spielet, ist eines sehr merkwürdig, das alle Jahre zu Ehren des Gottes gefeyert wird, den jede Stadt sich zu ihrem Schutz-Patrone ausersehen hat. Es nimmt dieses Fest seinen Anfang ganz früh durch eine allgemeine Procession aller Einwohner, die durch die vornehmsten Gassen in den Tempel gehen, und von da sich auf den Platz begeben, wo die Bühne zu den verschiedenen Schauspielen aufgerichtet ist. Die Scenen und Maschinen, die, als wir in Osacka waren, nach und nach in dem Stücke vorkamen, sind folgende. Zuerst kamen acht junge, verschiedentlich gekleidete Mägdgen, die einen Fecher und Blumen in den Händen hatten. Sie tanzeten eine nach der andern, und wurden zuweilen von zwey alten Weibern, die anders gekleidet waren, abgelöset. Das Theater stellte einen großen Garten mit Blumen vor, und in der Mitten

eine Bauerhütte, wo acht andere weiß gekleidete Mägdgen auf einmal heraus traten, welche ebenfalls tanzeten. Auf diese Vorstellung folgten acht Triumph-Wagen, mit Ochsen bespannet, die überaus natürlich aussahen. Die Wagen wurden von jungen artig angezogenen Burschen gezogen, und führten allerhand Bäume, einen Hügel mit Buschwerk, einen dicken Wald, worinnen ein schlafender Tiger lag, einen Wallfisch, der halb unter dem Wasser verborgen war, nebst vielen andern Figuren. Hierauf erschien ein beweglicher Berg, ein Spring-Brunnen mit Bäumen umgeben, ein Faß, und ein Haus, welches dem Tanze zweyer Riesen endlich Platz machte. Ein dritter Riese mit einem langen Degen stieg aus dem Berge, und hinter ihm kamen sieben Chineser, die mit den Riesen anfiengen zu kämpfen. Nach geendigtem Kampfe zerschmiß einer von den Riesen das Faß, worinnen ein kleiner Knabe eingesperret war, der eine Rede mit vielem Anstande hielt. Er tanzte hernach mit dem Riesen, unterdessen daß drey Affen mit Fisch-Köpfen aus dem Spring-Brunnen stiegen, welche um sie herum sprungen, und es ihnen nachmachten. Die übrigen Verzierungen, die nach und nach folgeten,

waren

waren ein Triumph=Bogen auf Chinesische Art; ein Landhaus; der Zug eines Japanischen Königes, der auf der Reise ist; ein Brunnen, nebst allem benöthigten Werkzeuge zu Löschung einer Feuersbrunst; und ein Berg mit Schnee bedeckt: dieses alles wurde durch die Schauspieler, Tänzer, und Pantomimen untermenget. Bey diesen an den feyerlichsten Festen des Landes gebräuchlichen Schauspielen, werden Sie Sich, Madame, der unanständigen Possenspiele erinnern, womit unsere Landesleute, die Provensalen, das Fronleichnams=Fest zu Aix begehen. Ja es fehlt noch viel, daß die Japanischen Vorstellungen so unehrbar wären, als diese unsinnigen Processionen unserer Provinz, welche weder die Klugheit des Magistrates, noch der erleuchtete Eifer der Bischöfe, haben abbringen können.

Ich bin rc.

Jedo, den 15ten October, 1745.

Der 70. Brief.

Fortsetzung von Japan.

Von Osacka reiseten wir ab, um uns nach Meaco zu begeben, welches nur dreyzehn Stunden davon liegt. Die erste Stunde brachten wir in sehr feuchten Reiß-Feldern zu, auf einem niedrigen Damme, der längst einem Flusse hingeht. Dieser Damm ist mit doppelten Reihen Bäumen besetzet, die hoch, wie unsere Eichen wachsen, und eine gelbe Frucht tragen, woraus man viel Oel zieht. Diese ganze Gegend ist ungemein bevölkert. Der Dörfer giebt es eine große Menge; und sie liegen an der Landstraße so nahe beysammen, daß man bis Meaco wie in einer Gasse reiset. Auf dem Wege erkennet man die Wirthshäuser gar leicht an den geschminkten Mägdgen, die an der Thüre stehen. Wir blieben des Nachts zu Jodo, einer kleinen Stadt, die wegen ihrer schönen Gebäude und guten Wassers berühmt ist. Die dasige Vorstadt macht eine lange Gasse aus, von welcher man auf eine kostbare, vier hundert Schritte lange Brücke kommt. Diese Brücke wird durch vier-

zig

zig Bogen gehalten, und hat ein Geländer, mit messingenen verzierten Kugeln. Mitten auf dem Flusse steht ein mäßiges Schloß, dessen große und hohe Thürme ein prächtiges Ansehen geben.

Des andern Tages kriegten wir Meaco zu sehen. Wir kamen durch eine große Gasse hin, in welcher wir mehr als zwey Stunden Zeit brauchten, um unser Wirthshaus zu erreichen. Es war eben Festtag, und wir begegneten einer Menge Einwohner beyderley Geschlechtes, die spatzieren giengen, und sich erlustigen wollten. Es war der erste Tag im Monate, welchen die Japaner durch Besuche, Spatzierengehen, und andere Zeitvertreibe feyern. Die Weibspersonen waren wohl gekleidet, in verschiedenen Farben, mit seidenen Schleiern über das Gesicht, und mit großen strohernen Hüten, um sich vor der Sonne zu verwahren. Man sah Bettler, lächerlich angezogen, und maskiret, derer etliche auf Stelzen giengen, andere große Töpfe mit Stauden-Gewächsen auf dem Kopfe trugen; noch andere, welche sangen, pfiffen, auf der Flöte bliesen, oder auf andern Instrumenten spielten, unterdessen daß die Gaukler das Volk mit ihren Possen belustigten. Die Tem-

pel waren mit einer Menge Lampen erleuchtet; und die Priester, die mit eisern Hämmern auf Glocken schlugen, machten einen Lärmen, den man sehr weit hören konnte.

Den folgenden Tag wurden wir bey dem Presidenten des Justiz-Wesens vorgelassen, und hatten Audienz bey den Statthaltern, doch mit der kleinen Demüthigung, daß wir funfzig Schritte vor dem Palaste aus unserm Wagen steigen, und den übrigen Weg zu Fuße machen mußten. Wir warteten eine ziemliche Weile an der Thüre, und der President that uns nicht einmal die Ehre, sich sehen zu lassen, sondern er empfieng unsere Geschenke durch seine Bedienten. Bey den Statthaltern wurde uns weniger verächtlich begegnet. Sie ließen sich, wie die zu Osacka, durch ein Gitter sehen. Man ersuchete uns, ein wenig zu verweilen, damit die Damen uns sehen könnten. Diese waren in einem Neben-Zimmer, hinter einem Verschlage mit Löchern, wo sie unsere Kleidung und ganze Figur bequem sahen, ohne gesehen zu werden. Wir mußten ihnen nicht nur unsere Hüte, Degen, Uhren, und was wir sonst bey uns hatten, zeigen; sondern man bat uns auch, unsere Mäntel abzunehmen, daß sie unsere Kleider von hinten und vorne betrachten konnten.

In Meaco hielten wir uns fast acht Tage auf, welches genug ist, Madame, um Ihnen einen Begriff davon zu machen. Meaco wird nach Art der Römer, vorzüglicher Weise die Stadt genennet; und weil sie des Dairi Residenz ist, wird sie als die Hauptstadt des ganzen Reiches angesehen. Sie liegt mitten in einer weiten Ebene, und ist eine Stunde lang. Die Anhöhen, welche sie umgeben, und eine Menge kleiner Flüsse, machen ihre Lage sehr angenehm. Auf diesen Anhöhen sieht man unzählich viele Tempel, Klöster, und Kapellen. Man hat mir versichert, ihre Anzahl soll sich auf mehr als sechs tausend erstrecken. Des Dairi Palast, der allein zehn oder zwölf Gassen in sich hält, ist von der Stadt durch Mauern und Gräben abgesondert. Die Fürstlichen Gemächer unterscheiden sich von den übrigen Gebäuden durch die Höhe und Kostbarkeit der Thürme. In einer gewissen Weite liegen die Zimmer der Weiber, und der vornehmsten Hof-Bedienten: das übrige besteht in einer großen Menge Privat-Wohnungen. An dem einem Ende liegt ein wohl befestigtes Schloß für den weltlichen Monarchen, wenn er kommt seinem Collegen einen Besuch abzustatten. In der Stadt sind

die Gassen enge, aber gerade, und außerordentlich lang. Die Häuser sind niedrig, wie in ganz Japan, und die meisten von Holze und Leimen, oben auf dem Dache mit einem Wasser-Behältnisse, wegen Feuers-Gefahr.

Meaco ist das allgemeine **Magazin** der Manufacturen, und Waaren von Japan, und der Mittelpunct der Handlung. Man scheidet daselbst Kupfer; man schlägt Geld; man drucket Bücher; man verfertiget die reichsten goldnen und silbernen Stoffe. Die besten Färbereyen, die vortrefflichste Grabstichel-Arbeit, alle Arten musikalischer Instrumente, die schönsten Malereyen, allerhand zierliche Cabinet-Schränke, kostbare Lacke, Gold-Silber-Stahl-Arbeit, die besten stählernen Klingen, die prächtigsten Kleider, werden in Meaco gemacht. Nichts Ausländisches wird dahin gebracht, das die dasigen Arbeiter nicht so gleich nach zu machen im Stande wären. Man rechnet mehr als sechsmal hundert tausend **Einwohner**, worunter bey nahe hundert tausend Geistliche sind. In der umliegenden Gegend dieser heiligen Stadt sieht man die schönsten **Tempel** von Japan. Sie sind auf Höhen gebauet, und haben eine lustige und bequeme Lage. Die Gesetze verordnen, daß

sie

sie auf trockenen Boden, von aller Unsauberkeit entfernet, sollen angeleget werden. Sie unterscheiden sich hierinnen von den unserigen, die entweder auf einen traurigen Gottesacker, oder, wie die Haupt-Kirche in Paris, neben einem schmutzigen und eckelhaften Hospitale stehen. Viele Völker haben sich nichts so sehr lassen angelegen seyn, als die Kostbarkeit ihrer Tempel. Diejenigen, denen die Natur die so hochgeschätzten Metalle versaget hat, haben sich bemühet der Erde, dem Holze, den Steinen, durch die Feinheit ihrer Arbeit mehr Schönheit zu geben, als man es im Golde und Silber nicht findet. Besonders haben die Japaner gelernet, das Ungekünstelte mit Anmuth und einem edelen Wesen zu verbinden. Holz und Stein werden durch die geschicktesten Meister mit solcher Kunst bearbeitet, daß man ihre Gottesdienstlichen Gebäude nicht ohne Bewunderung ansehen kann. Es ist keine einzige Provinz, wo man nicht etliche Tempel von ausnehmender Schönheit antrifft. Man geht mehrentheils durch geraumige Alleen dahin, die mit doppelten Reihen Cedern besetzet, und mit dem schönsten Sande bedecket, auf beyden Seiten aber mit hohen Häusern eingefasset sind, wo die zum Dienste der Pagoden

bestell-

bestellten Aufseher wohnen. Im Mittel der Allee erhebt sich unvermerkt das Erdreich, und verlieret sich in einer steineren Treppe, die die ganze Breite einnimmt. Von da geht man durch verschiedene Bogen-Gänge, ehe man in den Tempel kommt. Die Bogen-Gänge stehen auf Terrassen, mit Geländern eingefasset. Hier und da sieht man einzelne Seulen, welche vergoldete, und mit Zierathen versehene Laternen tragen. Diese Laternen werden alle Abende angezündet; und um einen einzigen Tempel zählet man ihrer oft bis funfzig. An jeder Seule steht der Name desjenigen, der sie hat setzen lassen, in goldenen Buchstaben. Das Innere der Tempel ist nach Verhältniß eben so kostbar. Vergoldung und lackirte Arbeit glänzen überall, und Seulen von Cedernholze, und von einer erstaunenden Höhe tragen das Gebäude: die Wände sind gemalet, lackiret, und so glatt wie Spiegel. Insonderheit kommt dem Ansehen und der Schönheit der vergoldeten, und mit einem kostbaren Lacke überzogenen Dächer nichts bey. Das, was man zu Meaco die **kaiserliche Pagode** nennet, ist ein prächtiger Tempel, der für den Cubo, wenn er dahin kommt, seine Andacht zu verrichten, bestimmet ist. Man steigt auf einer

großen Treppe hinauf, welche zu einem Gebäude führet, das ein noch majestätischeres Ansehen hat, als der Palast des Monarchen selbst. In dem Mittel des ersten sehr geraumigen Saales, sieht man einen großen Götzen, der mit etlichen kleineren, und mit allerhand andern Zierathen umgeben ist. Auf beyden Seiten des Saales sind verschiedene Kapellen angebracht, woran kleine Zimmer stoßen, die zum Aufenthalte für den Kaiser dienen. Diese liegen höher als der Saal, und durch ihre Thüren kann man die Kapellen sehen. Neben diesen Zimmern findt man einen **Garten**, wo die Kunst alle mögliche Annehmlichkeit angebracht hat. Die raresten Gewächse, mit auserlesenen Steinen abgewechselt, verschönern die Abtheilungen der Blumen-Beete: aber nichts ergötzet das Auge mehr, als eine Reihe kleiner Hügel, die wie natürliche aussehen, und mit den schönsten Blumen des ganzen Landes besetzet sind. Ein klarer Bach durchschlängelt sie unter dem angenehmsten Geräusche, und auf gewisse Weiten sind kleine Brücken darüber geleget, welche so wohl zur Zierde, als zur Gemeinschaft aller Theile im Garten dienen. Man führete uns bis an das Ende dieses unvergleichlichen Ortes, wo die Aussicht wie-

wieder andere Schönheiten in der Veränderlichkeit der Gegend darbot. Wir giengen durch eine Hinterthüre hinaus, und kamen nach einem benachbarten kleinen Tempel, der noch dreyßig Schritte höher auf dem Berge lag. Hier findet man die Namen der verstorbenen Kaiser in einen mit Stühlen besetzten Tisch geschnitten, worauf allerhand Papiere lagen, welche Gebet-Formeln enthielten. Von da führten uns zwey junge, sehr höfliche Bonzen, in noch mehrere Tempel. Ueberall wurden wir von einem Haufen Mönche angenommen, die uns The, Sacki, Kuchen, und Erfrischungen reichten. Ich will weder die Beschreibung aller dieser Gebäude machen, noch der Götzen und ihrer Geschlechter, Alter, und Figur; ich will nur erwähnen, daß man allezeit in diesen Gegenden eine große Menge Volkes findt, und nirgends mehr Schenken, und lüderliche Häuser, als an diesen Oertern. Man zeigte uns auch einen berühmten Brunnen, der aus einem Felsen quillt, von dessen Wasser die Japaner glauben, daß es die Eigenschaft habe, Bescheidenheit und Klugheit einzuflößen.

Die Japanischen Tempel unterscheiden sich von einander durch ihre Größe und

Bau=

Bauart, nach Beschaffenheit der Würde und des Ranges der Götter, die man darinnen verehret. Die fremden Götzen sind in den neuesten und merkwürdigsten aufgesetzet. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Chinesischen Pagoden; das ist, die meisten bestehen in einem großen Thurme, der Kuppelförmig gebauet ist, und auf einer zehn oder zwölf Fuß hohen Mauer steht, die breit genug ist, eine Terrasse um den Tempel abzugeben. Diese ist mit einem Geländer eingefasset; in der Stärke der Mauer aber sind verschiedene Bögen angebracht, wodurch man in das Gebäude hineingeht. Die Dächer springen weit hervor, und sind über sich gebogen. Den Tempel macht eigentlich ein großer Saal aus, der aber keine Fenster hat, sondern sein Licht durch die Bögen bekommt. Man sieht daselbst in der Mauer unzähliche Bilder-Blinden mit Statuen. In dem Mittel steht ein einzelner Altar, der gemeiniglich sehr kostbar ist, und auf welchem ein, oder mehrere Götzen von ungeheuerer Gestalt befindlich sind. Man zeigte uns einen, der sechs und vierzig Arme hatte: er war mit sechzehn schwarz bekleideten, Riesenförmigen Helden umgeben, hinter welchen zwey Reihen vergoldete Götzen, ohngefähr

gefähr von gleicher Größe stunden, derer jeder zwanzig Arme hatte. Die entferntesten dieser Bildseulen haben lange Hirten-Stäbe in der Hand, die übrigen aber Blumen-Schnuren, oder andere Zierathen. Hinter ihnen stehen noch andere von verschiedener Größe, allemal aber in einer solchen Ordnung, daß man die entferntesten auch sehen kann. Die Japaner geben vor, ihre ganze Anzahl erstrecke sich auf drey und dreyßig tausend drey hundert und drey und dreyßig; und dieses hat dem Gebäude den Namen gegeben. Vor dem vornehmsten Götzen steht ein großer Arm-Leuchter, worauf Wachs-Kerzen brennen, die einen angenehmen Geruch von sich geben.

In der Nachbarschaft dieser Tempel, besonders bey denen, die am meisten besuchet werden, sieht man gemeiniglich prächtige Klöster für die Bonzen. Diese Gebäude sind sehr weitläuftig, und haben zuweilen bis zwey hundert Zellen, ohne eine Menge anderer zum Bedürfnisse des Klosters gehöriger Zimmer. Es sind darinnen Speise-Säle, Bade-Zimmer, Küchen, Bibliotheken. Man findt dabey Gärten, Wasserquellen, Lust-Wälder, Obst-Gärten, vortreffliche Spatzier-Gänge, mit einem Worte, alles, was zum Vergnügen

und

und zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret, und dieses für Leute, derer Beruf ist, allen dergleichen Dingen zu entsagen.

Die den alten Göttern des Landes geweiheten Tempel sind mit der Schönheit derer, wovon ich gesaget habe, nicht zu vergleichen. Es sind sehr schlechte und ganz kleine Kapellen, mehrentheils viereckig und von Holze gebauet. Ihre Höhe übersteigt nicht leicht funfzehn oder sechzehn Fuß. Um das Gebäude geht eine kleine Galerie, dahin man auf etlichen Treppen steigt. Diese Kapellen haben keine Thüren, sondern in der Vorlage sind zwey Fenster angebracht, die niedrig genug sind, daß man inwendig hinein sehen kann; und daselbst knien diejenigen hin, die ihre Andacht verrichten wollen. Man gehet nicht in die Pagode hinein, sondern bethet die Gottheit von außen an, und kann in das Innerste des Tempels durch ein vergittertes Fenster sehen. In der Mitte des Tempels steht ein großer Spiegel, der sie erinnern soll, daß alle Unreinigkeit ihres Herzens vor den Augen der Gottheit erscheinet, so wie die Flecken ihres Gesichtes in dem Spiegel. Oben an der Decke sind eine Menge sehr schmal geschnittene Streifen weißes Papier aufgehan-

gen, welche die Reinigkeit des Ortes anzeigen sollen. Dieses ist alles, was man inwendig in diesen kleinen Pagoden sieht, denn es geschieht selten, daß man Götzen darinnen aufstellet. Unterdessen, wenn der Gott etwa ein besonderes Wunder gethan hat, so bauet man eine Art von Blinde, und setzt sein Bild hinein. An denen Tagen, die zur Andacht bestimmet sind, sitzen die Priester zur Seite in einem Vorhause, das vor der Kapelle liegt, und nehmen die Opfer des Volkes in Empfang. Gemeiniglich werden an diesem Orte die Geschenke niedergelegt, welche der Gottheit als ein Gelübde gebracht werden. Nicht weit davon ist ein Stock für die Armen, und eine Glocke, welche diejenigen ziehen, die ihr Gebeth verrichten wollen, um dem Gotte ihre Ankunft zu melden. Außer der unzählichen Menge geistlicher Gebäude, die in allen Provinzen des Reiches aufgerichtet sind, werden noch alle hohe Landesstraßen, und Kreuzwege, mit der Gegenwart eines Götzen beehret. Man sieht ihrer bey den Brücken, um die Tempel, Kapellen, und Klöster: ihr Bildniß wird an das Volk verkaufet, das sie, wie öffentliche Zettel, an die Stadt-Thore, an öffentliche Gebäude, und an die Ecken der Gassen kleben.

Es

Es ist kein Haus, wo man nicht ein **Bild** sähe, das ihre Haus-Götter, oder den Schutz-Patron der Familie vorstellet. Sie sind in allerhand Gestalt gemalet, mit verschiedenen Mützen auf dem Kopfe, oder mit Strahlen umgeben, so wie die Heiligen bey den Christen.

Alle **Handwerke** haben hier ihre besonderen **Götter**, so wie bey uns die Zünfte und Innungen ihre Heiligen und Patrone haben, welche sich in ihre Angelegenheiten unmittelbar zu mengen Belieben tragen. Der Gott der Japanischen Fischer wird auf einem Felsen mitten im Meere vorgestellet, wie er in der einen Hand eine Angelruthe, und in der andern einen Fisch hält. Die Kaufleute erkennen für ihren Schutz-Patron den Gott des Reichthumes und Ueberflusses. Er sitzt auf einem Ballen Reis, und überall, wo er mit seinem Hammer hinschlägt, kommen Schätze, Kleider, Lebensmittel, ꝛc. hervor.

Sollten Sie wohl glauben, Madame, daß auch die **Thiere** in Japan ein Gegenstand der Verehrung sind, und ihre **Tempel** haben? In einem dieser Tempel sieht man einen Affen auf einem Altare; in der Mauer aber unter Bögen stehen noch andere unter vielerley Gestalt. Die Japaner glauben ihre Anbethung

dadurch zu rechtfertigen, wenn sie sagen, daß in dem Leibe dieser dem Menschen so ähnlichen Thiere menschliche Seelen, besonders aber die Seelen ihrer Helden wohneten, die bey ihnen als Götter des Landes angesehen werden. Die **Hirsche**, unerachtet sie von den Andächtigen nicht angebethet werden, stehen gleichwohl in großem Ansehen. Niemand untersteht sich, sie zu töden, oder ihnen Leides zu thun: wer solches wagte, würde seiner Güter, oder des Lebens verlustig werden. Ueberhaupt hält man hier viel auf die Thiere. In der Nähe von gewissen Klöstern sind kleine Holzungen angelegt, die lediglich für die Hirsche bestimmet sind, und wohin die Mönche ihnen zu fressen bringen. Der, welcher für ihre Unterhaltung sorget, rufet sie vermittelst einer kleinen Glocke, und wenn sie gefüttert sind, schicket er sie auf eben diese Art wieder fort.

In Japan hat man ohngefähr eben die **zahmen Thiere**, wie in Europa; Pferde, Ochsen, Schweine, Hunde, und Katzen, rc. meistentheils aber sind sie wild, weil man keine Sorgfalt trägt, sie zahm zu machen. Selbst die Schafe bleiben in den Wäldern und Bergen, als derer Wolle man nicht zu nutzen weis; und die Seelen-Wanderung verhindert,

daß

daß man sie tödet. In China, wo diese Lehre ebenfalls statt findet, ißt man das Fleisch der Thiere ohne Schwierigkeit; allein die Schwelgerey hat dort mehr Gewalt, als der Aberglaube.

Es ist eine Zeit gewesen, wo die Japaner besondere Sorgfalt und Hochachtung für die **Hunde** gehabt haben; und man hat mir zum Beweise folgendes erzählet. Ein Kaiser, der unter dem Gestirne des Hundes geboren war, hatte, wie Augustus, für das Thier, das seiner Meynung nach, seiner Geburt vorgestanden hatte, ungemeine Hochachtung. Seine Unterthanen rechneten sich zur Pflicht, das Thier, das ihr Monarch so hoch hielt, ebenfalls zu verehren; und gar bald wurden alle Hunde, bis auf die schlechtesten, zu so viel kleinen Göttern. Sie wurden dadurch so unbändig, daß sich niemand getrauete, auf der Gasse zu gehen, ohne zu befürchten, daß er gebissen würde. Man gieng so weit, daß man ihnen Hütten in Gestalt kleiner Kapellen aufrichtete, und Aufseher gab, die für ihre Gesundheit sorgen mußten. Ihren Tod sah man als ein großes Unglück an; und sie wurden auf den Gipfel der Berge begraben. Ein Mann, unter andern, dem die Besorgung eines solchen Be-

gräbnisses aufgetragen war, beschwerte sich einsmals über die Last, die er zu tragen hätte, und scholt auf das Gesetz, das ihm diese Mühe verursachte. „Danke den Göttern, sagte sein „Camarade, daß der Kaiser nicht unter dem „Gestirne des Pferdes geboren ist, du würdest „seine Last noch beschwerlicher finden.“

Nach dem Tode dieses Kaisers hörten die Japaner auf, diese Thiere zu verehren, und entschädigten sich reichlich wegen des Zwanges, darinnen sie bisher gestanden hatten. Den hündischen Göttern wurde so übel begegnet, daß sie ihre Zuflucht in die Hölzer nahmen, und seit der Zeit sind die Hunde so wild geworden, daß wenige sich zu den Menschen halten. An ihrer Stelle kamen die **Katzen** bey den Damen in Ansehen, und noch bis jetzt sind sie die vorzüglich geliebten Schooß-Thiergen.

Es giebt noch ein anderes Thier, für welches man so viele Hochachtung hat, daß es verboten ist, ihm einigen Schaden zuzufügen. Dieses ist der **Kranich**, den man hier zu Lande als einen Glücks-Vogel ansieht, und den das Volk, gnädiger Herr, betitelt. In Frankreich haben wir Herren, wie Kraniche: die von Japan sind so kirr,

daß

daß man sie unter die zahmen Thiere rechnen kann: unsere könnte man in eben diese Classe stellen.

Ratten und Mäuse sind auf den hiesigen Inseln sehr gemein. Die Japaner scheuen sich nicht nur keineswegs vor ihnen, sondern sie ziehen sie zu ihrem Zeitvertreibe auf, und lernen ihnen allerhand Künste; besonders zu Osacka, dem Sammelplatze aller Marktschreyer im ganzen Reiche.

Das, was man in Japan die **weiße Ameise** nennet, ist eine fast so schreckliche Strafe, als das Feuer. Man giebt diesem gefährlichen Ungeziefer auch den Namen des **Bohrers**, weil seiner Gefräßigkeit in der That nichts widersteht, als Stein und Metall. Es ist der ärgste Feind in einem Vorraths-Hause, und arbeitet mit solcher Geschwindigkeit, daß alles verdorben und zerfressen ist, ehe man ihn gewahr wird. Man sieht sie nicht anders als Haufenweise, wie die andern Ameisen, mit denen sie in beständigem Kriege leben. Es gehen unter ihnen oftmals blutige Schlachten wegen der Wohnungen vor, und mehr als ein Ameisen-Haufen ist mit dem Blute der Ueberwundenen benetzet worden. Diese weißen Ameisen können die freye Luft nicht vertragen;

dergestalt, daß wenn sie ihre Wohnung anders-wohin aufschlagen wollen, sie lange Aufwürfe machen, die aus Staube, und ihrem Unflate zusammen gebauet sind. Vermittelst dieser unterirrdischen Gewölber, die zugleich Verschanzungen wider ihre Feinde abgeben, laufen sie ruhig hin und wieder. Das einzige Mittel, sie zu vertreiben, ist, daß man Salz streuet. Diese Thiere sind mit vier krummen und schneidenden Haken bewaffnet. Vor einigen Tagen, da ich früh aufwachte, wurde ich auf meinem Tische einen langen Aufwurf, eines kleinen Fingers dick, gewahr. Die Neugierde bewog mich, es zu untersuchen, und ich fand, daß die Ameisen waren aus dem Fußboden gekommen, und hatten ihren Weg mitten durch den Fuß des Tisches genommen; nachdem sie ihr Loch längst dem Tische fortgeführet hatten, waren sie durch den andern durchgebohrten Fuß wieder in den Fußboden zurück gegangen. Diese ganze Fahrt war die Arbeit von einer Nacht, und vielleicht nur von etlichen Stunden gewesen. Doch ich komme wieder auf die Fortsetzung unserer Reise.

Den Tag unserer Abreise von Meaco kamen wir nur drey Stunden weiter, und blieben über Nacht in einem Flecken, Oitz genennt,

nennt, der eine einzige Gasse hat, wie ein Bogen gestaltet. Man rechnet nichts desto weniger daselbst auf tausend Häuser, die an dem Ufer eines Sees von süssem Wasser liegen, der zwar sehr schmal ist, sich aber über funfzig Stunden in der Länge erstrecket. Nicht weit davon liegt ein hoher **Berg**, mit Bäumen und Grase bis an den Gipfel bedecket. Man erzählte uns, daß vor diesem mehr als drey tausend Tempel, und eine erstaunende Menge Klöster daselbst gestanden hätten. Seine Lage, und die Meynung von seiner Heiligkeit, gaben Gelegenheit, daß die Einwohner von Meaco sich während der innerlichen Kriege dahin flüchteten; allein einer von den Kaisern, der, nebst dem Hasse wider den geistlichen Stand, besondere Ursachen hatte, sich an der Stadt zu rächen, zerstörete die Tempel, und ließ alle Mönche umbringen.

Es sind wenige Oerter in dieser Gegend, die nicht wegen besonderer **Producte** berühmt wären. Ich habe Ihnen schon von der Vortrefflichkeit des The, der um Meaco wächst, gesaget: fast auf eben diesem Boden wächst auch der beste **Tabak** von Japan. Etliche Stunden weiter bringt die Natur im Ueberflusse diejenige Art von **Rohre** oder

Bambus hervor, aus dessen Wurzel die Stöcke gemachet werden: wir bekommen sie durch die Holländer, und bey uns in Europa sind sie unter dem Namen Rottang bekannt. Ihr Preis ist gemeiniglich mäßig, sie werden aber theuer, wenn der Landesherr, aus Furcht, der allzugroße Vertrieb möchte den Zuwachs der Pflanze hindern, solche auszureißen, etliche Jahre lang untersaget. Der Rottang schlägt so tiefe Wurzeln, daß um sie aus der Erde zu ziehen, man sehr große Oefnungen machen muß. Ein Theil der Einwohner dieser Gegend beschäfftiget sich mit nichts anders, und macht daraus seinen einzigen Handel. Was aber die Gegend, wovon ich rede, hauptsächlich berühmt machet, ist ein Pulver von vortrefflicher Güte, wider alle Arten von Krankheiten. Ein dasiger armer Einwohner, den man als den Erfinder dieses berühmten Mittels ansieht, machte öffentlich bekannt, daß ihm ein Gott im Schlafe erschienen wäre, der ihm verschiedene Kräuter auf den benachbarten Bergen gezeiget, und befohlen hätte, er solle sich ihrer zum Besten seiner Landesleute bedienen. Da diese Geschichte das Mittel in Ruf brachte, währete es nicht lange, daß der Erfinder zu großen Vermögen

mögen kam. Sie sehen hieraus, Madame, daß Frankreich nicht das einzige Land ist, wo man sich durch dergleichen Kunstgriffe bereichert. Was aber die Französischen Marktschreyer nicht allezeit nachahmen, ist die Frömmigkeit und Erkenntlichkeit dieses guten Japaners, der seinem Gotte und Wohlthäter zu Ehren einen Tempel bauen ließ. Seine Nachkommen, die diesen Handel fortgeführet haben, sind nicht weniger durch ihren Reichthum, als durch ihre Stifftungen, bekannt geworden.

Als wir den See von Oitz aus dem Gesichte verloren hatten, begegneten wir etlichen von den schönen Pilgriminnen, oder Bettel-Nonnen, von denen ich Ihnen gesaget habe. Sie redeten uns singend an; und ihr Bezeigen schien uns frey, und zugleich bescheiden, getheilet zwischen Frechheit, und Schamhaftigkeit. Ihr Allmosenfordern hatte weniger das Ansehen einer Bedürfniß, als eines Auftrittes in einer Comedie; dergestalt daß, was sie nicht durch Bitten erwurben, sie durch ihre Reize erhielten. Ein anderes Frauenzimmer, in Seide gekleidet, sehr wohl angezogen, und im ganzen Gesichte geschminket, führte einen Blinden, und gieng vor ihm her, Allmosen zu fordern.

Der

Der Ort, wo wir sie antrafen, ist nicht weit von Jokaitz, einer ziemlich großen Stadt, wo wir ein Leichenbegängniß zu sehen bekamen; es war die Beerdigung eines Mannes von vornehmen Stande. Zuerst erschien ein langer Zug Weiber, die Verwandtinnen oder Freundinnen des Verstorbenen; sie waren weiß gekleidet, hatten Schleier über dem Kopfe, und die vornehmsten ließen sich in Sänften tragen, welche nichts weniger als ein trauriges Ansehen hatten: sie wurden von ihren Kammer-Weibern, und von einer gewissen Anzahl Sclavinnen begleitet.

Nach ihnen folgten die vornehmsten Freunde des Verstorbenen in ihren schönsten Kleidern. In einer ziemlich weiten Entfernung sah man einen großen Haufen Bonzen kommen, vor denen der Superior, in einen reichen mit goldnen Blumen bestreuten Gewand gekleidet, in einer Sänfte getragen wurde. Die übrigen hatten eine Art von Chor-Rocke, und über diesem einen großen schwarzen Mantel mit einem langen Schweife. Einer von diesen Mönchen schlug beständig auf ein Becken, wie eine Paucke gemacht, unterdessen daß die übrigen zum Lobe ihrer Götter sangen.

Zwischen diesen Mönchen und ihrem Oberhaupte gieng ein Mann, in grauer Kleidung, mit einer großen Pech-Fackel in der Hand: andere trugen an einer langen Stange papperne Körbe voller Blumen, die sie durch Schütteln wie einen Regen herunterfallen ließen, und dadurch anzeigen wollten, daß die Seele des Verstorbenen im Paradiese sey. Wirklich waren die Zuschauer, jedesmal daß die Körbe geschüttelt wurden, so voller Freuden, als wenn die Blumen vom Himmel gefallen wären: sie fiengen an zu schreyen, und rufeten mit lauter Stimme: „Er ist glückselig; er ist in den Ort der Seligkeit aufgenommen.“

Hinter diesen Leuten, in einiger Entfernung, kamen acht junge Bonzen, mit langen Stäben unter ihren Armen, an deren untersten Ende kleine Fahnen hiengen, worauf der Name derjenigen Gottheit stund, die der Verstorbene vorzüglich angebethet hatte. Unmittelbar nach ihnen folgeten zwölf andere Mönche, derer zehn an einem langen Stocke Laternen von feiner Leinwand trugen, worauf man ebenfalls den Namen dieses Gottes sah; die zwey andern aber hielten unangebrannte Fackeln in der Hand. Nach diesen erschien ein

Trupp

Trupp grau gekleideter Leute, mit kleinen dreyeckigen Hüten von schwarz gefirnißten Leder auf dem Kopfe, die unter dem Kinne zugebunden waren. Hinter ihnen wurde ein Panier von feiner Leinwand getragen, worauf der Name des Gottes in großen Buchstaben abermals befindlich war.

Endlich kam der Leichnam, der in einer Art von schön verzierter Sänfte durch vier Männer getragen wurde. Der Verstorbene saß auf seinen Fersen, mit unbedecktem Gesichte, und kreuzweis über die Brust gelegten Händen, wie eine Person, welche bethet. Ueber seinen Kleidern hatte er einen von denen papiernen Röcken, worinnen alle Fromme sterben wollen. Die vornehmsten Gegenstände ihrer Religion sind auf diesen Röcken, mit allerhand Geheimnißvollen Zeichen vorgestellet, die nach ihrer Meynung den Eingang in den Himmel erleichtern. Des Verstorbenen Kinder, in ihren schönsten Kleidern, gleich als an einem Fest-Tage, umringeten die Sänfte, und der Jüngste hielt eine brennende Fackel. Der Ort, wo der Leichnam hingesetzet wurde, war ein mit Mauern umgebener, und schwarz behangener Platz, welche Farbe, in Japan kein Zeichen der Trauer ist. Mitten auf diesem

Platze war eine Grube gemachet, aus welcher ein Scheiterhaufen zwischen zwey Tafeln hervorragete, davon die eine mit Essen besetzet war, auf der andern aber eine Pfanne mit glüenden Kohlen stund.

Die Bonzen setzten den Körper auf den Scheiterhaufen; der Superior trat hinzu, nahm die Fackel aus der Hand eines von des Verstorbenen Söhnen, gieng dreymal um die Grube herum, schwenkte sie, wie ein Rauchfaß, sagte hernach etliche Gebethe her, und gab sie dem, von welchem er sie genommen hatte, wieder zurück; dieser aber wurf sie mitten auf den Scheiterhaufen. Die andern Bonzen brennten alsdenn ihre Fackeln an, zündeten den Scheiterhaufen an verschiedenen Orten an, und gossen Oel und andere brennbare Sachen, mit wohlriechenden Spezereyen vermenget, hinein. Wie der Körper verbrennet war, näherten sich die Verwandten dem Tische, wo die Kohlenpfanne stund, streueten Räucherwerk darauf, und verbückten sich, den Verstorbenen, dessen Seele, wie sie glaubten, in den Himmel gefahren wäre, anzubethen.

Uebrigens ist der Gebrauch, die Todten zu **verbrennen**, nicht durchgehends in Japan eingeführet. Das meistemal begnüget man

sich,

sich, sie zu begraben: insonderheit pflegen es die Armen so zu machen. Die Leichen-Ceremonien sind im ganzen Reiche ziemlich einerley, unerachtet die Religion verschieden ist. Die Priester finden sich bey allen Beerdigungen ein, ohne etwas mehreres zu bekommen, als was ihnen unter dem Titel eines Allmosens gegeben wird; sie wissen aber, ehe der Kranke stirbt, ihre Bemühungen schon anzuwenden, um einen Theil seines Vermögens an sich zu ziehen.

Nachdem die Ceremonie, von der ich geredet habe, vorüber war, gieng jedermann weg. Des andern Tages aber begaben sich die Verwandten und Freunde wieder an den Ort, sammelten die Asche, verwahreten sie in einem vergoldeten, mit einem sehr reichen Tuche bedeckten Gefäße, und setzten solches auf der Stelle, wo der Scheiterhaufen gewesen war, bey. Man sagte uns, es bliebe sieben Tage daselbst stehen, während welcher Zeit die Mönche hingehen, und bethen. Es kommt hernach die Familie, nimmt das Gefäße weg, und hebt es sorgfältig auf. Es wird auf einen Fuß gesetzet, wo der Name des Verstorbenen so wohl, als des Gottes seiner Religion angemerket ist. Nach Verlauf von

von sieben Monaten werden dem Verstorbenen wieder neue Ehrenbezeigungen erwiesen, wobey ein Theil der vorigen Ceremonien beobachtet wird. Nach sieben Jahren geschieht solches ebenfalls: es giebt so gar Andächtige, die diese fromme Pflicht alle Wochen beobachten. Es ist dieses unter gewissen Secten eingeführet, die einen unglaublichen Lärmen mit Glocken, Becken, und Trommeln machen, wozu die Weiber, Kinder, und Bonzen kommen, und ein entsetzliches Geheul und Gewinsele darunter mengen. Der Kaiser selbst feyert den Gedächtniß-Tag seines Vaters sehr genau, und schenket an selbigem Tage vielen Gefangenen die Freyheit. Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß die angeführten Ehrenbezeigungen nicht den gemeinen Mann angehen. Es ist genug, daß er den Reichen, in der Art zu sterben, ähnlich ist: man machet es mit ihnen eben so, wie bey uns mit denen, die die Begräbniß-Kosten nicht erlegen können.

Wenn ein **vornehmer Herr stirbt**, so geschieht es vielmal, daß zwanzig bis dreyßig seiner Vasallen, Unterthanen oder Sclaven sich auch töden, um ihn in jener Welt zu bedienen. Sie verbinden sich dazu eidlich, und wollen dadurch die besondere Neigung für

ihren Herren zu erkennen geben. Diese Verbindlichkeit geschieht auf folgende Art. Der Vasall oder Sclave sagt: ich übergebe Ihnen mein Leben, und verspreche, es nicht länger zu behalten, als in so ferne es Ihnen nützlich seyn kann. Der Herr und sein Unterthan trinken hernach jeder einen Becher Wein, welches hier zu Lande als die heiligste Ceremonie, und als die größte Verbindlichkeit angesehen wird. Um nun dergleichen traurige Verrichtung zu vollbringen, versammeln sie ihre Verwandten in einen Tempel, setzen sich auf Matten, und nach gehaltener guten Mahlzeit, schneiden sie sich den Leib über das Kreuz auf: bleibt ihnen Muth genug übrig, so geben sie sich noch einen Schnitt in die Kehle, um vollends zu sterben. Es giebt Sclaven, die, wenn ihr Herr einen Palast zu bauen unternimmt, ihn bitten, er wolle ihnen die Ehre vergönnen, daß sie sich unter die Grundsteine legen dürfen, und glauben, durch diese freywillige Aufopferung das Gebäude unwandelbar zu machen.

Unter gewissen Secten des Landes bildet man sich ein, daß die abgeschiedenen Seelen etliche Jahre in der Luft herum wandern, ehe sie an den Ort der Seligen gelangen; auch alle Jahre einmal ihre Familie wieder besu-

besuchen. Diese Meynung hat Gelegenheit zu einem Feste gegeben, das lediglich zu dem Empfange dieser Geister gestifftet ist. Alle Häuser werden alsdenn mit eben den Anstalten aufgeputzet, als wenn man den Besuch einer Person vom ersten Range erwartete. Den Abend zuvor geht jede Familie aus ihrer Wohnung der zu erwartenden Seele entgegen. Die ganze Gegend wird durch unzähliche Fackeln erleuchtet, damit sie sich nicht etwa verirre. Wenn man nun vermuthet, daß sie angekommen ist, so macht man ihr große Complimente, man bittet sie, auszuruhen, man bietet ihr Erfrischungen an, und fährt mit dergleichen lächerlichen Unterredungen ganze Stunden fort. In jedem Hause stehen verschiedene auf das herrlichste besetzte Tafeln, wo für die Abgeschiedenen, so wie für die Lebenden Teller geleget sind, und niemand zweifelt, daß sie nicht das feinste und beste von denen Speisen, die man ihnen vorleget, genießen. Nach der Mahlzeit geht jedermann, den Seelen seiner Freunde und Nachbarn einen Besuch abzustatten, und die ganze Nacht über wird in der Stadt auf diese Art herum gelaufen. Das Fest dauert noch den ganzen andern Tag, und alsdenn begleitet man die

Seelen mit vielen Ceremonien wieder an den Ort, wo man sie vorher empfangen hatte. Aus Furcht, daß nicht etwa etliche dieser Geister sich in den Häusern verstecken, und den Lebenden durch ihre Erscheinungen beschwerlich fallen möchten, wirft man eine Menge Steine auf die Dächer, suchet in allen Zimmern sorgfältig nach, pochet in allen Ecken mit Stöcken, und bemühet sich diese herumschweifenden Seelen fort zu jagen.

Die Trauer wird in Japan, wie in China, weiß getragen. Sie dauert zwey Jahre, und binnen solcher Zeit muß man allen Arten von Vergnügen entsagen. Die Anstalt dazu ist sehr traurig: ein Rock von grober Leinwand, ganz schlecht, und ungefüttert, wird über die andern Kleider gezogen, und mit einem breiten, starken Gürtel gebunden. Manns- und Weibspersonen tragen diese Kleidung auf einerley Art. Beyde haben auch zur Trauer einerley Kopfputz: er besteht in einer leinenen Binde, woran hinten eine dergleichen lange, wie ein Schleier, herunter hängt. Dieser einförmige Anzug ist mit einer besonderen Bescheidenheit verbunden: man geht sehr langsam, hält die Augen niedergeschlagen, und versteckt die Hände in die Ermel. Binnen den Tagen,

die

die dem Gedächtnisse des Verstorbenen gewidmet sind, ist es weder den Verwandten, noch den Freunden erlaubet, ein Thier zu töden. In dem Trauer-Jahre des Kaisers ist in ganz Japan verboten, ein lebendiges Thier tod zu machen, oder auf den Markt zu bringen.

Das Leichenbegängniß, daß wir zu Jokaitz mit ansahen, verspätigte uns um etliche Stunden; jedoch hielt es uns nicht ab, bis nach **Oruano**, einer ansehnlichen Stadt in der Provinz Owari, zu kommen. Es langten eben ein Trupp Weiber daselbst an, welche Comedien spielen sollten, ohngefähr auf die Art, wie bey uns die herumziehenden **Comedianten** in den Provinzen von einer Stadt zu der andern gehen. Sie hatten alle Kleider- und Theater-Verzierungen bey sich, die zu Aufführung ihrer Stücken nöthig waren; ihre Vorstellungen aber bestunden in Liebes- und Helden-Geschichten. Diese Weiber stehen unter einem einzigen Anführer, dessen Sclavinnen sie sind, und der ihnen die zu besuchenden Provinzen anweiset, mit dem schärfsten Befehle, und bey Lebens-Strafe, nicht mehr Geld für die Belustigung, die sie dem Volke machen, zu nehmen, als ihnen vorgeschrieben ist. Ihr Stand, der ihnen ein ruhiges und

bequemes Leben verschaffen könnte, wird als unehrlich angesehen. Wenn sie auch unter der besten Gesellschaft gespielet haben, ja bey den vornehmsten Herren in Japan als Maitressen gewesen sind, welche, wie die unserigen, sie öfters einer ehrlichen Frau vorziehen, so legt man ihnen, nach ihrem Tode, einen Zügel von Strohe in das Maul, und schleppet sie damit auf die schimpflichste Weise auf den Gassen herum, schmeißt hernach den Körper auf den Mist, und überläßt ihn den Hunden, und Raubvögeln. Sie sehen hieraus, Madame, daß diese armen Leute auch ihren Kirchenbann haben.

Das Schloß zu Oruano ist in das Wasser gebauet, und hat seine Anlage einem Kaiser zu danken, von dem man uns folgende Geschichte erzählete. Dieser Fürst, aus einem verabscheuungswürdigen Geschmacke, den er sich in der Jugend angewöhnet hatte, konnte keine Frau leiden, und wollte daher nicht heurathen. Aus Furcht, daß es auf solche Art an Kronerben fehlen möchte, wählte der Dairi unter seinen nächsten Verwandtinnen, und unter den würdigsten Prinzessinnen im Reiche, zwey Personen von ausnehmender Schönheit, die er dem Kaiser schickte, mit Bitte, er möchte

sich

sich diejenige, die ihm am besten gefiel, zur Gemahlinn nehmen. Der Fürst aus Höflichkeit, ließ sich gefallen, was man von ihm verlangete, entsagete aber seiner alten Gewohnheit nicht, und begegnete seiner Gemahlinn mit der größten Kaltsinnigkeit. Die Fürstinn gerieth darüber in eine Schwermuth, die ihr bey nahe das Leben gekostet hätte. Ihre Amme, aus Mitleiden, nahm sich einsmals, als sie den Monarchen aufgereimt sah, die Freyheit, ihm dieserhalb Vorstellung zu thun. Der Kaiser, der dadurch beleidiget wurde, gieng in sein Zimmer, ließ seinen Baumeister kommen, und befohl, er sollte so gleich ein Schloß, mit Graben, und Aufzieh-Brücken bauen, und ließ die Kaiserinn nebst ihrer Amme, und übrigen Weibern, hinein schließen.

Was wir auf dem Wege von Oruano nach Togitz am merkwürdigsten fanden, sind der große und berühmte Fluß Osingava, der Berg Fudsi, und der bekannte See Fakone. Der Osingava ist so erstaunend schnell, daß man bey großen Regen unmöglich durch kommen kann: zu anderer Zeit aber nimmt er so viele Steine von den Gebirgen mit sich, daß der Uebergang allezeit sehr gefährlich wird. Die benachbarten Einwohner, die sein Bette

genau kennen, haben einen gesetzten Preis, um den Reisenden durch zu helfen: sollte aber jemand das Unglück haben, unter ihren Händen darinnen umzukommen, so werden, nach den Landesgesetzen, diejenigen, denen man sich anvertrauet hatte, am Leben gestrafet. Sie werden nach Beschaffenheit der Tiefe des Wassers bezahlt, die am Ufer an einer Seule angemerket ist. Ungeachtet es bey unserer Ankunft nicht groß war, so wurden doch fünf Männer zu jedem von unsern Pferden ernennet, davon zwey auf jeder Seite das Pferd unter dem Bauche, und einer bey dem Zügel halten mußten. Zu gefährlichern Zeiten werden zwölf bis funfzehn Personen gebraucht, eine einzige Person überzusetzen.

Der Berg **Fusi** ist einer der höchsten Berge auf dem Erdboden: man rechnet sechs Stunden Höhe von seinem Fuße, bis auf den Gipfel. Die benachbarten Berge sehen in Vergleichung wie Hügel aus; und man sieht ihn so weit von ferne, daß er den Reisenden als ein Wegweiser dienen kann. Unten ist er von einem großen Umfange, und weil er spitzig zugeht, sieht er wie ein Kegel aus. Er ist fast das ganze Jahr mit Schnee bedecket. Da die Luft auf dem Gipfel selten still ist, so geht das

das Volk aus Andacht hinauf, den Gott der Winde daselbst zu verehren. Man brauchet drey Tage Zeit, um hinauf zu steigen; aber herunter kann man in weniger als drey Stunden kommen; man bedienet sich eines Stroh-Schlittens, auf welchem man im Winter auf dem Schnee, und im Sommer auf dem Sande herab fähret. Die Priester, die auf diesem Berge wohnen, sind zu dem Dienste des Japanischen Wind-Gottes bestellet. Auch die Schriftsteller des Landes, hauptsächlich aber die Dichter, erwähnen diesen Berg, und den Fluß Osingava öfters, so wie unsere geistlichen Verfasser, den Jordan, und den Berg Libanon.

Den See **Fakone** halten die Japaner für das **Fegefeuer** derjenigen Kinder, die vor dem siebenten Jahre sterben. Man bildet sich ein, sie würden daselbst so lange gepeiniget, bis sie durch die Freygebigkeit frommer Leute daraus befreyet würden. Die Ufer am See sind mit kleinen hölzernen Kapellen besetzet, worinnen Priester stehen, die ein gräßliches Geheul machen, mit Hämmern auf kleine flache Glocken schlagen, und von den Reisenden Allmosen einsammeln. Diese hingegen empfangen gewisse Papiere von ihnen, worauf die Namen etlicher Heiliger geschrieben sind. Sel-

dige tragen sie sehr ehrerbietig an das Wasser, werfen sie hinein, und damit sie desto gewisser zu Boden sinken, binden sie einen Stein daran. Die Priester geben vor, die Seelen fühlten Linderung, so wie die Namen verlöschten, und würden ganz und gar befreyet, wenn auf dem Papiere nichts mehr zu sehen wäre. Der Ort, wo man behauptet daß die Kinder aufbehalten würden, ist durch einen Haufen Steine, in Gestalt einer Pyramide, bezeichnet. Das sonderbareste dabey ist, daß die Priester selbst die Wirklichkeit eines solchen Ortes für wahr halten, und dergleichen Papiere kaufen, die sie mit der größten Ueberzeugung in das Wasser schmeißen.

In einer dieser an den See gebaueten Kapellen zeigete man uns allerhand Seltenheiten, die als Reliquien im Lande angesehen werden; zum Exempel, Säbel von alten Helden, derer Thaten man dabey erzählet; ein Kleid, das ein Engel ehemals getragen hat, und das ihm hat helfen fliegen; der Kamm des Jerotimo, des ersten weltlichen Monarchen in Japan; die Glocke des Kobidais, des Stiffters einer berühmten Secte; ein Brief, eigenhändig von einem ihrer alten Götter geschrieben, 2c. Dieses wird Sie, Madame, an

die

die Lampe des Stoischen Philosophen, und an den Spiegel des Virgil, in den Persianischen Briefen, erinnern. Jedes Volk in der Welt hat seine Grillen.

Der See Fakone liegt nicht weit von der Stadt **Odovara**, wo man den wohlriechenden **Caschou** verfertiget. Man macht Pillen davon, kleine Götzen, Blumen, und andere Figuren. Das Frauenzimmer braucht ihn sehr, weil sie glauben, er befestige die Zähne, und mache den Athem angenehm. Der Caschou ist ein dicker Safft, den die Holländer und die Chineser nach Japan bringen; und wenn er in Meaco und Odovara zubereitet worden ist, wo er mit Ambra, Campher, und andern Sachen vermischet wird, so kaufen sie ihn wieder, und verführen ihn in andere Länder.

Wenige Zeit hernach, als wir letztere Stadt verlassen hatten, befanden wir uns auf einer großen Ebene, die wir nicht übersehen konnten, weil sie sich bis nach Jedo erstrecket. Da ich Ihnen, Madame, noch nichts von denen Städten, Flecken, Schlössern, Dörfern, und Häusern habe sagen können, die wir unter Weges angetroffen haben, muß ich, ehe ich von der Hauptstadt rede, hier einen allgemeinen Begriff

griff von ihrer Gestalt und Bauart machen. Der größte Theil der Städte hat weder Mauern, noch Wälle: ja es ist etwas seltenes, wenn sie mit einer Hecke umgeben sind. Die Gassen sind gemeiniglich regelmäßig, gehen Schnurgerade, und schneiden sich in rechte Winkel. An jedem Ende haben sie ein hölzernes Thor, das alle Nächte, ja, im Falle eines Auflaufes, auch bey Tage, geschlossen wird. Sie sind nicht gepflastert; ich habe aber schon anderwärts erwähnet, wie sie zur Bequemlichkeit der Fußgänger eingerichtet sind. Der Dörfer und Flecken giebt es eine so große Menge, und so ansehnliche, insonderheit auf der Insel Nipon, daß sie bey nahe allen Zwischen-Raum von einer Stadt zu der andern einnehmen; es sind daher die meisten hohen Landstraßen auf beyden Seiten mit Häusern besetzet. Wahr ist es, die meisten Dörfer bestehen nur aus einer Gasse, denn die Leute, die da wohnen, verkaufen ihre Lebensmittel oder andere benöthigte Waaren an die Vorbeyreisenden, und verdienen auf solche Art ihr Brod. Es giebt auch mehr Kauf- und Fuhr-Leute in den Dörfern, als Bauern. Letztere halten sich gemeiniglich in Hütten, oder auf dem Felde auf. Ihre Häuser

sehen

sehen mehr einem Viehstalle, als Wohnungen für Menschen, ähnlich: vier sehr niedrige Wände von Holze, die mit ein wenig Erde und Kalch verklebet, und mit groben Bretern und Schoben bedecket sind, machen das Haus aus, worinnen eine ganze, öftmals sehr zahlreiche Familie, wohnet. Hinter der Thüre hängt eine stroherne Matte, damit die Vorbeygehenden nicht sehen können, was in der Hütte vorgeht.

Die Schlösser der Adelichen sind mehrentheils an einen Fluß, oder auf eine Höhe gebauet. Sie nehmen einen großen Umfang ein, und sind mit drey verschiedenen Mauern, und eben so viel Gräben umgeben. In der Mitten steht das Gebäude, wo der Herr zu wohnen pflegt; inwendig ist dieses mit Cedern-Holz getäfelt, das Täfelwerk aber so künstlich verbunden, daß man keine Fugen sieht. Ueberall findt man erhabenes Schnitzwerk von diesem Holze, welches die vornehmsten Begebenheiten der Japanischen Geschichte vorstellet; und das Ganze ist mit Füllungen abgewechselt, woran das Gold und der Lack nicht gesparet sind. Das Haupt-Gebäude, das drey Stockwerk hoch ist, machet einen großen viereckigen Hof, und raget über die andern Ge-

bäude hervor. Jedes Stockwerk ist durch ein kleines Dach abgesetzet, das um das ganze Gebäude herum geht, und einen verzierten Aufsatz abgiebt. In der zweyten Ringmauer stehen die Häuser der Hof-Cavaliere, Secretaire, Ober-Aufseher, und der übrigen vornehmen Bedienten: innerhalb der äußersten Mauer sind die Wohnungen der Soldaten, Knechte, Stall-Leute, und anderer, die zum Dienste des Herrn gehören. Jedermann kann in diese Ringmauer, die am weitläuftigsten und volkreichsten ist, gehen. Gemeiniglich ist außer dem Schlosse ein großer Platz, wo sich die Soldaten versammeln, und geübet werden. Der leere Raum, der sich zwischen den verschiedenen Ringmauern befindet, ist für die Gärten bestimmet, derer Anlage nicht übel ausfällt. Ihr Umfang ist viereckig, und sie sind überhaupt sehr klein. Der Boden ist mit Sande, und mit buntfarbigen Steinen bedecket. Die Beete sind mit Blumen durch einander, und in einer anscheinenden Unordnung besetzet, die dem ungeachtet etwas angenehmes hat. In einer der Ecken des Gartens erhebt sich ein durch Kunst gemachter Hügel, oder ein Felsen, der mit Vögeln und Gewürme von Aerz, sehr geschickt aufgesetzet,

gezie-

gezieret ist. Ein Bach stürzet sich von der Höhe des Hügels herab; und zuweilen sieht man noch mehrere Wasser-Stücken, mit Fischen besetzet, und mit Rasen und Blumen eingefaßt. Der Gipfel ist ordentlich mit einem kleinen Tempel überbauet, und mit Buschwerk bepflanzet. Mit einem Worte, man trifft hier im kleinen fast alles an, was unsere Gärten in Europa nur immer schönes haben.

Wenn die Mauern dieser Schlösser einfallen, dürfen sie ohne Bewilligung des Kaisers nicht wieder aufgeführet werden. Noch weniger ist erlaubet, ohne besondern Befehl des Monarchen, neue zu bauen. Durch diese Politik haben die Japanischen Kaiser nur diejenigen Plätze, die ihnen zuträglich geschienen haben, in gutem Stande erhalten; und gegenwärtig haben sie nicht zu befürchten, daß jemand von den Vornehmen, er sey auch noch so mächtig, neue Festungen, ohne ihren Willen, anlegen werde.

Bey unserem Eintritte in eine der Vorstädte von Jedo, machte der Ort, wo die Hinrichtungen geschehen, einen häßlichen Anblick. Man sah eine Menge halb verfaulter oder angefreßner Menschen-Köpfe und Körper, wobey ein großer Haufen Hunde, Raben, und andere

Raub-Thiere waren, die sich von diesen traurigen Ueberbleibseln nährten. Die Vorstadt ist eine lange, ungleiche Gasse, an der rechten Seite des Meeres; auf der linken aber ist sie durch eine Anhöhe eingeschlossen, auf welcher man etliche schöne Tempel gewahr wird. Nach einem Wege von ohngefähr drey viertel Stunden, den wir durch diese Gasse zu machen hatten, kamen wir in ein Wirthshaus, dessen Aussicht auf den Haven, wo eine Menge Schiffe von allerhand Größe und Figur lagen, den schönsten Anblick von der Welt machet. Wir ruheten daselbst ein paar Stunden aus; und als wir uns hernach in die Stadt begaben, spürten wir an der Schönheit der Gassen, die immer breiter und gleicher wurden, und an der Menge und Lärmen von Menschen, daß wir endlich in Jedo angekommen waren. Hier fanden wir verschiedene kostbare Brücken, darunter eine sich besonders ausnahm, die zwey und vierzig Klafftern lang ist. Sie ist die berühmteste in Japan, und wie ich schon anderwärts gesaget habe, der Mittelpunct, woran alle Wege, und Weiten der Oerter im ganzen Reiche gemessen werden. Unsere Bewunderung wurde hauptsächlich durch die unglaublich vielen

Men-

Menschen, durch den Staat der Prinzen und Großen, die uns unaufhörlich begegneten, und durch den reichen Anputz der Damen, die sich in ihren Sänften und Palankinen beständig hin und her tragen ließen, unterhalten. Noch weniger konnten wir uns an den vielerleyen Waaren-Laden, womit die Gassen eingefasset sind, und wo man alle Arten von Proben und Mustern auslegt, satt sehen. Wir spüreten nicht, wie in den Provinzen, daß uns jemand in Obacht genommen hätte: ein so geringer Aufzug, wie der unserige, konnte für die Einwohner einer so volkreichen Stadt, der Residenz eines mächtigen Monarchen, der Hauptstadt eines großen Reiches, wo man kostbare Auftritte gewohnt ist, freylich nichts einnehmendes haben.

Ich bin ꝛc.

Jedo, den 23sten October, 1745.

Der 71. Brief.

Fortsetzung von Japan.

Wir ließen dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten unsere Ankunft wissen. Das erste, was man uns andeutete, war, daß wir in unserer Wohnung bleiben sollten; dem

Commendanten aber der Gesandtschaft, das ist, dem Japanischen Officiere, der uns auf unserer Reise begleitet hatte, wurde anbefohlen, daß niemand als unsere Bedienten zu uns gelassen würden. In dieser Gefangenschaft mußten wir etliche Tage aushalten, binnen welcher Zeit man uns sehr einschärfte, kein mit Europäischen Buchstaben beschriebenes Papier zum Fenster hinaus zu werfen. Nach und nach verstattete man uns etwas mehr Freyheit, und ich machte mir sie zu Nutzen, um die Stadt zu besehen. Es ist ohnfehlbar die größte Stadt im Reiche, und die Menge der Einwohner ist unglaublich. Die Japaner schätzen ihre Anzahl auf mehr als zwey Millionen; doch vermuthlich ist solches übertrieben. Sie behaupten auch, daß die Stadt sieben Stunden in der Länge, fünf in der Breite, und vier und zwanzig im Umfange habe; ich glaube aber, daß auch hier einige Verringerung statt finden könnte. Sie liegt am Ende eines Meerbusens, und der Theil, der an das Meer stößt, hat die Gestalt eines halben Mondes. Diese Stadt hat keine Mauern, aber verschiedene Gräben, und einen hohen Wall, mit Bäumen besetzet. Ein großer Fluß, der sich in fünf Arme theilet, durchströmet sie, und ergießt sich her-

hernach in den Meerbusen. Jedo ist nicht so regelmäßig gebauet, wie die andern Städte in Japan: denn sie ist erst nach und nach zu der Größe angewachsen, worinnen sie sich heutiges Tages befindet: doch trifft man in vielen Quartieren schöne ordentlich angelegte Gassen an. Diese Verschönerungen kommen von denen sich häufig ereigenden Feuersbrünsten her, da die meisten Häuser von Holze sind; die Cubos aber, die den Sitz des Reiches hieher geleget haben, haben sie mit verschiedenen schönen Gebäuden versehen. Dasjenige, wo diese Monarchen wohnen, liegt mitten in der Stadt. Seine Figur ist nicht regelmäßig; man giebt ihm aber fünf Stunden im Umkreise; und dieser Raum begreift eine erstaunende Menge Gassen, Gräben, Canäle, Höfe, und Gärten. Dieser so weitläuftige Umfang ist in drey Ringmauern eingeschlossen. In der innersten steht der Palast des Kaisers auf einem erhabenen Platze, und ist mit starken Mauern und Bollwerken umgeben. Aus dessen Mitte raget ein hoher Thurm, von verschiedenen Stockwerken, hervor, der so reich verzieret ist, und dem Schlosse von ferne ein so prächtiges Ansehen giebt, daß man es nicht genug bewundern kann. Eine Menge über

sich gebogener Dächer, oben und an den Ecken mit vergoldeten Drachen besetzet, verursachen eben dergleichen Erstaunen. Die meisten dieser Gebäude haben nur ein Stockwerk, das aber sehr hoch ist. Sie bestehen aus vielen Galerien und Zimmern, davon die vorzüglichsten besondere Namen haben. Den Saal, worinnen der Kaiser den Gesandten Audienz giebt, nennet man den **Saal von tausend Matten.** Die inwendige Verzierung der Zimmer ist einfach, aber voller Schönheit und Geschmack. Die Decken, und Seulen sind von Cedern = Campher = und Jeseri = Holze. Letzteres ist von besonderer Schönheit: seine Adern stellen natürlicher Weise Blumen und andere artige Figuren vor. Dieses Täfelwerk ist mit dem feinsten Lack, mit erhabenen Bildern, und mit sauber vergoldeten Laubwerk überzogen. Der Fußboden ist mit weißen Decken, mit goldenen Franzen eingefasset, beleget. Die anderen Fürsten des Reiches haben ihre Paläste in der von dem Monarchen entlegensten Ringmauer: zwischen ihnen und dem Kaiser wohnen die Minister, und vornehmsten Kron = Bedienten. In der Kostbarkeit der Meubeln ist zwischen den Kaiserlichen und den Fürstlichen Zimmern wenig Unterschied.

schied. Etliche sind blos mit Lack überzogen; in andern aber sieht man das schönste, nach dem Geschmacke des Landes eingerichtete Schnitzwerk. Der Schatz, und das Archiv des Reiches werden in einem Gebäude verwahret, wo die Dächer von Kupfer, und die Thüren von Eisen sind, wegen Feuers-Gefahr. Auch die Furcht vor den Donnerwettern hat ein unterirrdisches Zimmer ausgedacht, dessen Decke aus einem großen Wasserbehältnisse besteht. Hier begiebt sich der Kaiser hin, wenn er donnern höret; denn die Japaner bilden sich ein, diese Verwahrung sey für den Blitz undurchdringlich.

Außer dem kaiserlichen Palaste, den ich beschrieben habe, giebt es noch in verschiedenen Quartieren der Stadt, eine Menge anderer sehr schöner Paläste, die den Fürsten und Großen des Reiches gehören, als welche sich ohne ausdrückliche Erlaubniß des Cubo vom Hofe nicht entfernen dürfen. Stellen Sie Sich, Madame, eine ungeheuere Menge Schlösser, zwischen einem großen Haufen Dörfer, vor, und Sie werden den richtigsten Begriff haben, den ich Ihnen von der Stadt Jedo geben kann.

Endlich wurde unsere Audienz auf den achten des folgenden Monats angesetzet. Man ließ uns sagen, wir sollten uns bey Zeiten nach Hofe begeben, und in dem Saale der Leib-Wache warten, bis wir gerufen würden. Der Anfang wurde mit Uebersendung der Geschenke gemacht, die für Seine kaiserliche Majestät bestimmet waren. Sie wurden in dem Saale der tausend Matten auf hölzerne Tafeln ausgeleget, woselbst sie der Fürst vermuthlich besah. Wir folgten nicht lange darauf, in schwarz seidenen Mänteln; vor uns giengen acht Japaner, und neben uns Knechte, die den Zaum unserer Pferde hielten. Der Holländische Gesandte, den man hier Capitain nennet, wurde in einer Sänfte getragen. Als wir unsern Zug durch die Stadt gemachet hatten, kamen wir bey dem ersten Schloß-Graben über eine große Brücke, die auf einen Platz führet, wo wir eine zahlreiche Wache fanden. Die Soldaten saßen auf der Erde mit kreuzweis gelegten Beinen, waren in schwarze Seide gekleidet, und jeder hatte in dem Gürtel zwey Säbel. In der zweyten Ringmauer ließen wir unsere Sänfte, die Pferde, und die Knechte. Als wir in dem kaiserlichen Palaste angelanget waren, war-

teten

teten wir in dem Saale der Garde, bis sich der Staats-Rath versammelte, daß wir konnten eingeführet werden. Die Hofbedienten boten uns sehr höflich The und Pfeiffen an, und leisteten uns Gesellschaft. Hier mußten wir eine ganze Stunde verweilen; unterdessen sahen wir verschiedene der Staats-Räthe kommen. Endlich wurden wir über einen großen Hof in einen sehr geraumigen Saal geführet, wo alle diejenigen, die zur Audienz gelassen werden, warten, bis man sie rufet. Er war kostbar ausgeschlagen, und die vergoldeten Seulen, zwischen den Schirmen, machten einen vortrefflichen Anblick. Hier mußten wir noch eine Stunde unter einer Menge Wache und Hofleuten warten. Endlich sagte man uns, der Kaiser wäre angekommen. So gleich kamen drey Officiere, holten unsern Ober-Aufseher, und stellten ihn Seiner Majestät vor. Der Monarch saß mit kreuzweis gelegten Beinen auf kostbaren Decken, und zwar so, daß man ihn nicht wohl sehen konnte. Die Staats-Räthe, die Fürsten, und andere vornehme Herren des Reiches, machten in einem großen Vorzimmer eine doppelte Reihe, und die Zugänge waren noch überdieß mit einem Haufen Hof-Cavalie-

 ren

ren besetzet. So bald als unser Ober-Aufseher, oder wenn Sie wollen, der Gesandte hinein gegangen war, schrien die Officiere, die ihn geholet hatten, mit lauter Stimme: Hollanda Capitain. Auf diese Worte fiel er zur Erde, und kroch auf den Händen und Knien zwischen den Tafeln, wo die Geschenke lagen, bis an den Thron. Er richtete sich alsdenn kniend auf, bückte sich wieder, und berührte mit der Stirne den Fußboden. Wie dieß geschehen war, begab er sich, ohne ein Wort zu reden, weg, und zwar rücklings, damit er dem Monarchen nicht den Rücken zukehrte. Und dieses sind, Madame, die einzigen Ceremonien, welche bey der Audienz beobachtet werden, die dieser Fürst dem Holländischen Gesandten giebt. Sie sind in nichts verschieden von dem, was bey den Reichs-Vasallen beobachtet wird, wenn diese alle Jahre kommen, und sich zu den Füßen des Thrones werfen.

Nachdem wir auf diese Art dem Kaiser unsere Aufwartung gemachet hatten, ohne daß er uns die Ehre gethan hätte, ein einziges Wort mit uns zu reden, gieng jedermann mit dem tiefsten Stillschweigen weg. Man gab uns hierauf ein Mittagsmahl. Jeder hatte

einen

einen kleinen Tisch vor sich, auf Japanische Art besetzet, worauf kleine helfenbeinerne Stäbe lagen, wie bey den Chinesern, die statt der Gabeln gebrauchet werden. Zuerst wurde Fisch mit einer ziemlich guten Brühe aufgetragen; hernach gebratene Austern in Schalen, mit Essig; alsdenn Schnitte von gebratener Gans; gebackener Fisch, und Eyer. Man brachte uns auch allerhand Gebackenes und Zuckerwerk: das Getränke aber, das man uns gab, war unvergleichlich. Nach dem Gastgebote, das wie Sie sehen, Madame, mit der Pracht eines so mächtigen Monarchen nicht übereinkam, giengen wir in eben der Ordnung, wie früh, von der kaiserlichen Tafel sehr unzufrieden, wieder nach Hause. Wie wir mit dem Gesandten darüber scherzeten, antwortete er: „Ich übersehe des Kaisers schlechte Essen, in Betrachtung, daß er uns so gut aufgenommen hat." Aber, sagte ich, dieser Fürst hat uns keines Wortes gewürdiget, wie kann man glauben, daß er uns wohl aufgenommen habe? „Weil er uns, antwortete der Gesandte, die sehr demüthigende Ceremonie erlassen hat, welche viele meiner Vorgänger sich haben müssen gefallen lassen. Ich kann, fuhr er fort, die Art von Co-

medie nicht vergessen, die ich selbst vor diesem mit abgewartet habe, und wobey ich, so gut wie die andern, eine sehr unangenehme Rolle spielte. Ich war damals noch jung, ich war aber sehr übel zufrieden, daß Personen, die mit dem Character eines Gesandten bekleidet waren, sich zu solchen niederträchtigen Gefälligkeiten herablassen konnten. Ich habe niemals besser einsehen gelernet, was die Begierde nach Reichthümern für Macht über die Menschen hat, als seitdem ich die knechtische Demüthigung unserer Holländer bey dieser Gelegenheit mit angesehen habe. Sie wissen, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre von der Ostindischen Compagnie zu Batavia als Cavalier bey der Gesandtschaft gebrauchet wurde, die sie an den damaligen Kaiser, als des itzt regirenden Vater, absendete. Ich kann Ihnen aber alle das Unangenehme, das wir von diesem Fürsten, und von seinen Hofleuten, bey den Audienzen auszustehen hatten, nicht genug beschreiben. Ich habe die Umstände davon aufbehalten, und will sie Ihnen lesen, unterdessen daß unser Abend-Essen fertig werden wird, welches, wie ich hoffe, uns wegen der schlechten Mittagsmahlzeit, die uns Ihre Japanische kaiserliche Majestät zu geben beliebet

bet hat, entschädigen soll. Ich übergehe die ganze Ceremonie der Audienz, die eben so war, als wie wir sie itzt gesehen haben; das übrige aber war gegenwärtiger von dem damaligen Wund-Arzte der Gesandtschaft verfertigten Nachricht, vollkommen gemäß.

„Der Kaiser, sagte er, begab sich in sein Gemach, wohin wir mit dem Gesandten gerufen wurden. Wir giengen durch verschiedene Zimmer, um in eine Galerie zu kommen, wo wir eine viertel Stunde warten mußten. Hierauf kamen wir, durch verschiedene andere Säle, in ein großes Zimmer, wo man uns bat, uns niederzusetzen. Leute, mit rasirten Barte, welche des Kaisers Aerzte waren, Küchen-Bediente, und Geistliche kamen, und erkundigten sich nach unsern Namen, und Alter: man zog aber gar bald Schirme vor, die uns von diesen unverschämten Leuten befreyeten. An diesem Orte blieben wir eine halbe Stunde; von da mußten wir über Gänge gehen, die auf beyden Seiten mit einer Reihe Leib-Garden besetzet waren. An diese, näher bey dem Gemache des Monarchen, schlossen sich viele der vornehmsten Kronbedienten, welche mit dem Gesichte nach dem Saale, wo man uns erwartete, zugekehret waren. Sie hatten ihre

ihre Staatskleider an, saßen auf den Fersen, und hielten den Kopf gebeuget. Man empfieng uns in einem Saale, von verschiedenen Abtheilungen, derer einige offen, andere durch Schirme zu gezogen waren, in dem Mittel desselben aber ließ man uns niedersetzen. Der Kaiser und die Kaiserinn waren zu unserer Rechten, hinter Jalousien, oder hinter einer Art sehr feinen Tapeten, mit händebreiten Oefnungen, wodurch sie alles sehen konnten. Zum Zierrathe, oder vielmehr, daß man besser verborgen blieb, waren allerhand Figuren darauf gemalet; unerachtet es auch ohne diese Gemälde, vornehmlich an einem dunkeln Orte, schwer seyn würde, jemanden von weiten darhinter zu erkennen. Der Fürst selbst war so sehr im Dunkeln, daß wir Mühe gehabt haben würden, ihn zu sehen, wenn ihn seine Stimme nicht entdecket hätte. Doch redete er so sachte, als wenn er nicht hätte wollen erkannt seyn. Die Prinzessinnen und Hof-Damen waren uns gegen über, hinter andern Jalousien. Einer von den Ministern, des Fürsten Liebling, saß auf einer erhabenen Decke allein, uns zur Rechten, das ist, auf der Seite des Kaisers, an einem offenen Orte. Zur Linken, in einer andern Abtheilung, waren die Staats-

Räthe,

Räthe, vom ersten und andern Range. Hinter uns war eine Galerie mit den vornehmsten Hofbedienten, nebst den Cammer-Herren. In noch einer andern Galerie, die nach der Abtheilung des Monarchen zugieng, befanden sich die Kinder der Fürsten, die kaiserlichen Pagen, und etliche Priester, die sich versteckt hatten, um uns zu beobachten. Dieses war die Einrichtung der Schaubühne, worauf wir unsere Rollen spielen sollten.

Unser Dollmetscher setzte sich ein wenig über uns, um die Fragen und Antworten leichter zu verstehen; wir aber, nachdem wir hervor gekrochen waren, und uns gegen die Seite der kaiserlichen Jalousie zur Erde niedergeworfen hatten, nahmen unsere Plätze, alle in einer Reihe, zu seiner Linken. Der Minister sagte uns hierauf im Namen des Fürsten, daß er uns gern sähe. Der Dollmetscher, der uns das Compliment wiederholte, meldete ihm auch die Antwort unsers Gesandten. Sie bestund in einer unterthänigen Danksagung für die Gnade, die Seine Majestät gehabt hätte, uns die Freyheit der Handlung zu verstatten. Der Dollmetscher fiel bey jeder Erklärung zur Erden, und redete laut genug, daß er von dem ganzen Hofe konnte verstanden werden.

Das

Das aber was der Monarch sagete, gieng durch den Mund des Ministers, gleichsam als ob seine Worte zu schätzbar und heilig wären, sich unmittelbar an niedrigere Diener zu wenden. Nach diesen ersten Complimenten, wurde aus dem darauf folgenden Auftritte ein wahres Possenspiel.

Erstlich wollte man unser Alter, Namen, Bedienungen, Fähigkeiten, rc. wissen; und jedem von uns wurde anbefohlen, dieses alles auf ein Blatt Papier vermittelst eines Europäischen Schreibe-Zeuges zu schreiben. Das Papier und Schreibezeug mußten wir dem Minister einhändigen, der es dem Kaiser durch das Loch in der Jalousie gab. Hierauf fragte man den Gesandten, wie weit es von Holland nach Batavia, und von Batavia nach Japan wäre? Und wer die meiste Gewalt hätte, ob es der General-Director der Holländischen Compagnie, oder der Fürst von Holland wäre?

Mein Amt als Chirurgus, oder Medicus, denn hier verwechselt man beyde Professionen, machte die Anwesenden besonders aufmerksam; und man überhäufte mich mit Fragen, die meine Kunst betrafen. Man fragte mich zum Exempel, von was für einer Gemüthsart die Europäischen Aerzte wären? Was man in der

der Welt von ihnen hielte? Was vernünftige Leute von ihnen glaubten? Ich antwortete hierauf, wir hätten zweyerley Arten von Aerzten: einige, die sich mit fremden und zu ihrem Stande nicht gehörigen Vortheilen zu schmücken suchten, und mehr begierig wären, zu gefallen, als zu heilen. Als angenehme Erzähler und Lustigmacher, wären sie zuerst von den täglichen Neuigkeiten und Verleumdungen unterrichtet; ihre ganze Kunst aber bestünde in einem sehr eingeschränkten Begriffe gemeiner Heilungs-Mittel; übrigens in veralteten Sprüchwörtern, darüber niemand mehr lachte. Ihr Gesicht zeigte gleich die allervollkommenste Gleichgültigkeit für die Kranken an, die sie besuchten; hingegen die äußerste Begierde nach Reichthum, als ihrem einzigen Götzen. Dieß sind die Doctors, die wir zu lieben pflegen: nicht, als ob wir nicht eifrig wünschten, geheilet zu werden; allein der Arzt, der nichts weiter als Arzt ist, der nur die behörigen Mittel anwendet, das Fieber zu vertreiben, der sich mit Muthe allem demjenigen widersetzet, was die Wirkung der Mittel vernichten, oder der Ermunterung der Natur hinderlich seyn könnte, der nichts als die Wahrheit redet, der seinen Stand zu verunehren glaubte,

wenn

wenn er durch niederträchtige Gefälligkeit das Uebel mehr einreißen ließ, dieser wird als ein harter Mann angesehen, der sich nur mit Kleinigkeiten aufhält, der keine Lebensart, nichts angenehmes, keine Aufmerksamkeit hat. Man treibt die Schwäche oftmals so weit, daß man ihn fürchtet, und zuweilen ist man so unbillig, daß man ihn hasset. Bey nahe ist man dem so genannten liebenswürdigen Arzte mehr verbunden, wenn er tödet, als dem andern, der gesund machet.

Der Kaiser, der sich bisher ziemlich entfernet gehalten hatte, näherte sich uns mehr zur Rechten, und setzte sich hinter die Jalousien, so nahe als er konnte. Er ließ uns einem nach dem andern befehlen, unsere Mäntel abzunehmen, gerade zu stehen, zu gehen, inne zu halten, einer den andern zu complimentiren, zu springen, Betrunkene vorzustellen, die Japanische Sprache übel nach zureden, Holländisch zu lesen, zu singen, zu tanzen, unsere Mäntel umzuthun, und abzunehmen. Wir befolgten alle diese Befehle; und hatten solcherstalt, und durch eine Menge anderer Possen, Geduld genug, den Fürsten und seinen ganzen Hof zu belustigen.

Ueberlegen Sie selbst, sagte uns der Gesandte, was ich bey mir dachte, da ich mich

auf

auf einmal in einen Lustigmacher verwandelt sah, und dem Eigensinne eines Menschen Genüge leisten mußte, der uns solchen Thieren gleich hielt, die die Marktschreyer auf der Messe sehen, oder auf den Gassen in Amsterdam tanzen lassen. Als man uns lange genug ermüdet, und mehr als drey Stunden im Athem erhalten hatte, ließ man uns ein Mittagsmahl geben, das nicht besser war, als das heutige: alsdenn erhielten wir unsere Mäntel, und kriegten Befehl, wegzugehen. Sie werden vielleicht glauben, daß wir nach unserer Wohnung zurückkehrten; allein so glücklich waren wir nicht: wir hatten noch nicht genug getanzet, und wir mußten das Possenspiel vom Neuen anfangen. Wir giengen, und statteten unsern Besuch bey den vornehmsten Herren ab, und bey jedem mußten wir tanzen, singen, und die Rolle von Comödianten spielen, dazu uns der Kaiser so öffentlich gemachet hatte. Dieses unangenehme und lächerliche Spiel dauerte etliche Tage, wobey wir den Weibern und Kindern in den Vorzimmern der vornehmen Japaner zum Gelächter wurden. Der einzige Gesandte, aus einer Art von Hochachtung, die man für seine Würde bezeigen wollte, wurde von diesen Possen befreyet: hiernächst zeigte

er in seinem Ansehen und Betragen so viel Ernsthaftigkeit, daß er zu verstehen gab, wie sehr ihm diese Rollen misfielen. Unterdessen machte er sich um so weniger Bedenken, es denen von seinem Gefolge zu verstatten, da er wußte, daß dergleichen Possenspiele sehr nach dem Geschmacke der Großen in Japan sind, und sie sich nicht verunehret zu seyn glauben, wenn sie selbst Schauspieler abgeben."

Wir waren eben in dieser Unterhaltung begriffen, Madame, als man uns die Geschenke des Kaisers brachte. Sie bestunden in dreyßig kostbaren Röcken, denen ein hier zu Lande so genennter **Glücks-Brief** beygefüget war, welcher nichts anders als eine Versicherung des kaiserlichen Schutzes ist. Die Annehmung dieser Geschenke geschah mit allen nach dem Ceremonielle gebräuchlichen Formalitäten. Der Gesandte mußte sich viermal zur Erde beugen, und um seine Ehrfurcht zu bezeigen, legte er den Zipfel einer dieser Röcke auf seinen Kopf. Des andern Tages schickten auch verschiedene der Vornehmen vom Hofe eben dergleichen Geschenke. Sie wurden von Bedienten in Kisten überbracht, nebst Bretern, worauf die Röcke sollten ausgeleget

geleget werden. Der Vorgesetzte der Commission wurde in des Gesandten Zimmer geführet, und als er sich auf eine gewisse Weite dem Gesandten gegen über gesetzet hatte, machte er ihm folgendes Compliment: „Der und der N. N. mein Herr, läßt Ihnen Glück wünschen, daß sie Audienz, und gutes Wetter gehabt haben; welches sehr gut ist. Ihre Geschenke sind ihm angenehm gewesen, und er wünschet, daß Sie im Gegentheile diese wenigen Kleider annehmen mögen.“ Beym Schlusse gab er dem Dollmetscher einen großen Bogen Papier, worauf mit starken Buchstaben die Zahl und die Farbe der Röcke geschrieben waren. Der Gesandte, dem man den Bogen überreichte, hielt ihn einige Zeit über den Kopf, um seine Verehrung dadurch anzuzeigen; alle Zuschauer aber, einige sitzend, andere kniend, beobachteten das genaueste Stillschweigen. Man hatte dem Holländischen Herrn Director das Compliment, das er als eine Antwort sagen sollte, zu lernen gegeben, welches er mit einer tiefen Verneigung in folgenden Worten wiederholete: „Ich danke gehorsamst dem und dem N. N. Ihrem Herrn, daß er besorget gewesen ist, uns eine geschwinde und geneigte Audienz zu verschaffen: ich bitte,

er wolle den Holländern fernerhin seine Dienstgefälligkeit angedeihen lassen. Ich bin ihm auch sehr verbunden, für seine vortrefflichen Geschenke; und werde nicht ermangeln, solches meinen Herren in Batavia zu melden." Nach diesem Complimenten wurde Rauch-Taback, Thee, und abgezogene Wasser gegeben.

Seit diesem Tage, Madame, giebt man nicht mehr so genau auf uns Achtung; und wir haben die Freyheit hin zu gehen, wo wir wollen. Die Japaner bitten uns zu ihren Gastgeboten, Spielen, und Festen: wir sind auch nicht genöthiget, wie zu Nangasaqui, in einem abgesonderten Quartiere zu wohnen, oder uns, wie Gefangene, alle Abende in unsere Häuser einzuschließen. „Es wäre lächerlich, sagte mir letzthin ein Japaner, wenn man in der Hauptstadt eines großen Reiches eben die Bedenklichkeiten haben, und eben so viel Vorsicht brauchen wollte, als in einer Gränzstadt; daher Sie uns auch, fuhr er fort, hier weniger mistrauisch finden werden. Ich will wohl glauben, daß Fremde, die nicht bis in das Herz des Königreiches gedrungen sind, uns als ein hochmüthiges Volk ansehen, das alle andere Menschen gleichsam als Sclaven hält; das ein Land bewohnet, wo die

Gast-

Gastfreyheit völlig unbekannt ist; wo jedweder den Spion seines Nachbars abgiebt, und wo die Freundschaft keinen Schutz findet. Allein, wenn Sie nur ein wenig in dieser Hauptstadt verweilen werden, setzte er hinzu, so hoffe ich, Sie werden von diesem Vorurtheile zurück kommen. Die ungemeine Vorsicht, worüber sich die Fremden an gewissen Oertern unserer Provinzen beklagen, rühret nicht so wohl von unserm Argwohne, als von der schärfsten Polizey her, die in allen unsern Städten beobachtet wird. Diese, ob sie schon eines Theiles die oberste Gewalt in Sicherheit erhält, so versetzet sie andererseits die Unterthanen in eine Art von Sclaverey; denn selbst an den Oertern, wo man sehr wohl weis, daß niemand als Japaner wohnen, versperret man die Gassen bey dem geringsten Lärmen, er mag gegründet seyn oder nicht; und jeder sieht sich in seinem Hause gefangen. Dieß aber geschieht nicht nur bey Empörungen und Unruhen, sondern auch, wenn man einen Uebelthäter verfolget, oder die Regierung eine andere Untersuchung anstellet. So lange diese dauert, darf kein Mensch aus seinem Quartiere gehen, er habe denn einen kleinen Stock in seiner Hand, mit dem Stempel des

Beamten, der über die Untersuchung gesetzet ist, bezeichnet.

Als eine Folge dieser großen Wachsamkeit ist auch anzusehen, daß man so viele Umstände machet, wenn wir ausziehen, und uns in eine andere Gegend der Stadt begeben wollen. Erstlich muß man dem Commissaire der Gasse, wo man hinzieht, ein Bittschreiben, mit einem kleinen Geschenke, überreichen. Alsdenn erkundiget er sich nach der Aufführung und Lebensart des Supplicanten; und wenn die Nachrichten günstig ausfallen, so schickt er zu den Einwohnern der Gasse, um zu hören, ob sie ihn aufnehmen wollen. Eine gegründete Ursache, wie ein grobes Laster, oder ein anderer bedenklicher Fehler macht, daß man ihm sein Begehren abschlägt. Wird es hingegen bewilliget, so nimmt der Commissair den neuen Miethmann in seinen Schutz, und bringt ihn in das Verzeichniß der übrigen Einwohner seines Quartiers. Der neuangekommene bezahlt alsdenn seine Aufnahme durch ein Gastmahl, das er den ehrbarsten der Gasse giebt.

Man kann hier ohne die Einwilligung der sämtlichen Bewohner einer Gasse kein Haus kaufen. Diese Schwierigkeiten werden größer, wenn wider den Käufer etwa gericht-

liche Klagen anhängig sind, oder auch, wenn die übrigen Eigenthümer ihn nicht kennen. Da alle Einwohner eines Quartieres für die Unordnungen, die darinnen vorgehen, persönlich stehen müssen, so liegt ihnen viel daran, daß niemand, als Leute von unverwerflicher Aufführung, in ihrer Nachbarschaft wohnen. Sind nun die Schwierigkeiten gehoben, so muß der Käufer der Gasse eine Abgabe von achten für hundert zahlen: fünf Theile davon bekommen die Einwohner, und die übrigen drey werden dem Commissaire zu einem öffentlichen Gastmahle eingehändiget. Der neu aufgenommene Bürger macht und empfängt hernach die gewöhnlichen Besuche; seine Nachbarn bieten ihm ihre Dienste an, versichern ihn ihrer Freundschaft, und versprechen ihm benöthigten Falles allen möglichen Beystand.

Wenn wir verreisen wollen, es geschehe zum Vergnügen, oder in besonderen Angelegenheiten, so müssen wir zuförderst einen **Schein** haben, der von den vornehmsten Bürgern der Gasse unterzeichnet ist. Es werden darinnen die Ursachen der Reise, die Zeit der Rückkunft, und daß sie für letztere gut sagen, angeführet. Dieser Schein wird dem Commissaire gegeben, der ihn an den Stadt-Rath schicket, und

dieser fertiget einen besiegelten Paß aus. Alle diese Umstände geschehen ohne Entgeld, außer daß für das Papier an den Gerichts-Boten etwas bezahlet wird, welches einen Theil seiner Besoldung ausmachet.

Wenn jemand eines Verbrechens wegen angeklaget wird, kommt die Sache zuerst vor den Gassen-Rath, welcher aus dem Commissaire und den ehrbarsten Einwohnern besteht. Ist die Sache allzu sehr verwickelt, so wird sie der Stadt-Obrigkeit übergeben. Findet dieses zweyte Tribunal die nämlichen Schwierigkeiten, so überläßt man den Ausspruch dem Statthalter, der sie vielmal an den Staats-Rath nach Jedo schickt, wo alle wichtige Sachen in letzter Instanz, und ohne Widerruf, gesprochen werden.

Wenn ein Streit in einer Gasse entsteht, es sey unter den daselbst wohnenden Bürgern, oder unter Leuten, die nur durch gehen, so müssen die nächsten Nachbarn darauf sehen, daß es zu keinen Thätlichkeiten komme: geschieht Gewalt, so müssen sie dafür stehen. Wenn ein Mensch getödet wird, so wird der Thäter zum Tode verurtheilet, wenn er auch nicht der Urheber gewesen ist, oder daß er sich zu Rettung seines eigenen Lebens hat wehren müs-

müssen. Die Schärfe unserer Gesetze begnüget sich aber nicht mit dieser Strafe allein; die Eigenthümer der drey nächsten Häuser werden auch verurtheilet, viele Monate nicht auszugehen. Thüren und Fenster werden verriegelt, und kaum läßt man ihnen Zeit, die benöthigten Vorräthe anzuschaffen, daß sie während ihres Gefängnisses leben können. Die übrigen Einwohner der Gasse haben auch ihren Theil an der Strafe: sie werden viele Tage, und oft viele Monate, mit harter Arbeit beleget, entweder auf öffentlichen Plätzen, oder in dem Hause des Statthalters. Die Aufseher der Quartiere werden nach Befinden ihrer Nachläßigkeit noch schärfer bestrafet. Eine gleiche Strenge wird ebenfalls in den andern peinlichen Fällen beobachtet. Der Wirth des Verbrechers, seine Verwandte, sein Herr, und alle seine Oberen theilen mit ihm die Strafe.“

Was halten Sie, Madame, von einer Polizey, die das gemeine Wohl befördern soll, die aber zu gleicher Zeit die Freyheit, als ihre Stütze, vernichtet? Was sagen Sie insonderheit zu einer Regierungs-Verfassung, die so grausam eingerichtet ist, daß kein Mensch, wäre es auch der rechtschaffenste und tugendhafteste Bürger, vor einer schändlichen Bestra-

sung sicher ist, weil er alle Tage erwarten muß, daß er wegen anderer Leute Verbrechen gezüchtiget wird? Ein Mensch, der wider den andern den Degen zieht, wird zum Tode verdammet, wenn er auch seinen Gegner weder verwundet, noch berühret hat. Wenn ein Verbrecher durch die Flucht der Justiz entkommt, ist der Aufseher der Gasse verbunden, ihn zu verfolgen, bey Strafe, für seine Entweichung persönlich zu stehen.

Der Japaner, von dem ich alle diese Umstände habe, nahm mich letzthin mit zu einer **Hochzeit**, die in seiner Familie angestellet wurde. Ganz früh kam man, und holete die Verlobten, jedes in einem Wagen, mit vier Ochsen bespannet, und führte sie mit Musik heraus vor die Stadt, nach einem Hügel, wo die Ceremonie vor sich gehen sollte: beyde wurden durch verschiedene Wege dahin gebracht. Dem Wagen des Bräutigams folgten verschiedene andere, die mit den Kleidern, Hausrathe, und Geräthe der Braut beladen waren. So bald die Braut unten an dem Hügel angekommen war, stieg sie aus dem Wagen; der Bräutigam machte es eben so, und sie giengen, jedes auf seiner Seite, den Berg hinauf; die Verwandten aber, die Musik,

und übrigen Zuschauer, folgten ihnen auf einem andern Wege. Als man oben auf dem Hügel angelanget war, stellten sich die Verwandten hinter die Braut, und die Musikanten hinter den Bräutigam. Der ersteren waren zwey und zwey unter einem Sonnenschirme, den die Bedienten hielten; die Musikanten aber, nahmen auf der andern Seite, ohne Ordnung Platz, und einige setzten sich, und spielten auf allerhand Instrumenten; andere stunden, und schlugen mit Stöcken auf messingene Kugeln, die an zwey Stücken Holz mit Ketten hiengen; etliche aber tanzten nach dieser wunderlichen Musik.

Die Trauung geschah in einem Zelte, das oben auf dem Hügel aufgeschlagen war, wo Braut und Bräutigam, jedes auf einer andern Seite, wie Gevollmächtigte bey einem Friedens-Congresse, hinein giengen. In der Mitten stund ein angeputzter Altar, mit einem ungeheueren Götzen, der den Gott der Ehe vorstellen sollte. Er hatte einen Hundeskopf, anzuzeigen, daß Treue, und Wachsamkeit, im Ehestande gleich nothwendig sind. Der Strick, den er in der Hand hielt, dienete als ein zweytes Zeichen, wie erforderlich die Festigkeit der Liebes-Bande sey. Vor dem Altare stund

ein

ein Priester, an dessen Seite die Verlobten waren, die Braut zur Rechten, der Bräutigam zur Linken, und jedes hielt, wie sonst die Römer und Griechen, eine Hochzeit-Fackel in der Hand. Unterdessen daß der Priester etliche Gebethe her murmelte, zündete die Braut ihre Fackel an einer Lampe, der Bräutigam aber die seinige, an jener an. Alle Anwesende machten hierauf ein großes Freuden-Geschrey, wünschten den neuen Eheleuten vieles Wohlergehen; und der Priester fügte seinen Segen bey.

Unterdessen daß dieses alles oben auf dem Berge vorgieng, beschäfftigten sich ein Theil der Hochzeit-Gäste, die unten geblieben waren, mit allerhand durch die Gewohnheit bestätigten Ceremonien. Einige wurfen Puppen, und andere Kleinigkeiten, die der Braut ehedem zum Zeitvertreib gedienet hatten, in das Feuer; andere nahmen ein Spinn-Rad, und einen Rocken, als nützlichere, nach den Kinder-Jahren eingeführte Werkzeuge, und hielten und drehten sie auf tausenderley Art in der Hand. Nach diesen Ceremonien führte man die junge Frau wieder zurück, und brachte sie unter dem Zurufe des Volkes in des Mannes Wohnung. Junge Leute, mit Blumen-

kränzen

kränzen gezieret, pflanzten Fahnen auf den Gipfel des Hauses, und streueten Blumen in allen Zimmern. Die Gewohnheit in Japan ist, daß man von der Frau kein Heuraths-Gut verlanget, aus Furcht, daß sie nicht Gelegenheit nehmen möchte, stolzer und herrschsüchtiger zu werden. Es ist so gar eingeführet, daß man den Schwieger-Aeltern eine Summe Geldes bezahlet, welche die Tochter, als eine Erkenntlichkeit für die Mühe ihrer Erziehung, selbst überbringt. Je mehr also ein Vater Töchter hat, desto reicher schätzet er sich, zumal wenn sie hübsch sind. Die Japaner verheurathen sich ohne Bedenken mit ihren nächsten Verwandtinnen, ausgenommen im ersten Grade. Wenn der älteste einer Familie heran gewachsen ist, pflegt der Vater ihm seine Güter zu überlassen, und zieht sich nur etwas weniges zu seinem, und seiner übrigen Kinder Unterhalte aus; diese aber werden dadurch auf ein sehr mäßiges Erbtheil gesetzet, an welchem die Töchter keinen Theil haben. Es wird auf diese Art das Vermögen der Familie nicht in fremde Häuser gebracht. Ist diese Gewohnheit nicht noch besser, als die sonst kluge Verfassung in der Normandie?

Ich

Ich weis nicht, Madame, ob ich Ihnen gesaget habe, daß in Japan, so wie in China, der Gebrauch eingeführet ist, die **Kinder** zu ersäufen, oder zu ersticken, wenn man kein Vermögen, oder keine Lust hat, sie zu ernähren. Auch das wollüstige Temperament des Japanischen weiblichen Geschlechtes bringt es mit sich, daß man die **Mägdgen** im zwölften oder dreyzehnten Jahre, und vielmal eher, **verheurathen** muß. Bey der Wahl eines Mannes wird ihre Neigung nicht leicht zu Rathe gezogen: man nimmt einander, ohne vorher bekannt gewesen zu seyn, und nur die Aeltern stifften diese Bündnisse, wie sie ihnen am zuträglichsten scheinen. Wahr ist es, dieser blinde Contract ist mit keinem Zwange verknüpfet, weil beyde Eheleute die Freyheit haben, sich um ganz leichter Ursache willen zu trennen. Ein Japaner sagte mir bey dieser ser Gelegenheit: „Ich weis, daß man unter ihren Christen Leute, die einander überdrüßig sind, oder gemeiniglich sich nicht zusammen schicken, auf immer und ewig beysammen läßt. Wäre es aber nicht eben so gut, lebendige Personen an tode Körper zu binden, als Leute wider ihren Willen, und ohne Uebereinstimmung der Gemüther auf solche Art zu vereinigen?

einigen? Sie sehen bey ihren Heurathen, nur auf eine immerwährende Dauer, und so zu sagen, auf die Ewigkeit, nicht auf die Unannehmlichkeiten. Hier ist eine Frau nicht länger verbunden im Zwange zu leben, als so lange sie bey ihrem Manne ist: alsdenn aber kostet allerdings auch die geringste Ausschweifung das Leben: der **Ehebruch** wird allezeit mit dem Tode bestrafet." Diese scharfen Gesetze der Keuschheit gehen ebenfalls diejenigen Personen an, die zum Dienste der Fürstinnen bestimmet sind: ihre Bestrafung schränket sich nicht etwa auf eine Wegschickung, auf ein Kloster, oder auf ein Zucht-Haus, ein. Aus dieser so großen Strenge entsteht die Gewohnheit, schamhaftig zu seyn, wodurch sich die Japanischen Weiber besonders unterscheiden.

Nach dem Landes-Gebrauche ist die **Vielweiberey** verstattet; aber nur eine von den Weibern hat den Rang als Ehegattinn, und das Recht mit dem Manne zu essen. Die andern sind eigentlich nur Kebsweiber, oder gar Sclavinnen, welche die rechtmäßige Frau bedienen müssen. Ihre Kinder haben auch einen sehr geringen Antheil an der väterlichen Erbschaft. Die **Weiber** der **Fürsten**, und vornehmen Herren, sind in einer Art von

Serail

Serail eingeschlossen, wo die meisten derer die sie bedienen, in einem traurigen und betrübten Jungfer-Stande alt werden. Sie können nicht heurathen, so lange sie bey ihrer Frau sind; und ist diese einmal an sie gewohnet, so läßt sie sie fast niemals weg. Die Japanischen Damen leben sehr eingezogen; selten nehmen sie Besuche von Mannspersonen an; und geschieht es auch, so tragen sie allezeit einen Schleier, der das Gesicht, und zuweilen den ganzen Leib bedecket. Sie gehen wenig aus, in solchem Falle aber lassen sie sich, nebst ihrem bey sich habenden Frauenzimmer, tragen. Wenn sie zu Fuße gehen, welches sehr selten vorfällt, werden sie von einer großen Menge Sclavinnen begleitet. Die eine trägt die Pantoffeln; die andere die Schnupftücher; etliche Zuckerwerk, wieder andere den Sonnenschirm, Fecher, rc.

Man gewöhnet den Japanischen **Weibern** bey Zeiten an, sich in keine **Angelegenheiten** zu mengen, und niemals gegen ihre Männer davon zu sprechen. Die Männer glauben, Verstand und Einsicht genug allein zu haben, so daß wenn sie bey ihren Weibern sind, sie an nichts zu denken nöthig finden, als an Vergnügen und Ergötzung.

Zwey Dinge sind es hauptsächlich, welche die Weiber hier zu Lande lobenswürdig machen: die gute Erziehung, die sie ihren Kindern geben, und die Treue gegen ihre Männer. Ein Japaner, der seine Frau mit einem Liebhaber eingeschlossen findt, ist berechtiget, beyde zu tödten: in seiner Abwesenheit aber hat sein Vater, Bruder, oder Bediente, eben das Recht. Nachfolgende Geschichte ist mir mehr als einmal, seitdem ich in Japan bin, erzählet worden. Ein Kaufmann, der da glaubte Ursache zu haben, die Treue seiner Frau in Zweifel zu ziehen, stellte sich, als ob er wollte über Land reisen, und traf sie über der That an. Er tödete die Mannsperson, die Frau aber band er an eine Leiter, und ließ sie die ganze Nacht in dieser Stellung. Den andern Tag bat er alle Verwandte zu Gaste: weil nun die Frau nicht zum Vorschein kam, unter dem Vorwande, daß sie in der Küche beschäfftiget wäre, ersuchten sie den Mann, er möchte sie hereinkommen lassen. Der Mann gieng in das Zimmer, wo sie gebunden lag, machte sie los, legte ihr ein Sterbekleid an, gab ihr eine lackirte, mit Blumen bedeckte Schachtel in die Hand, verbot ihr aber, solche

zu öfnen, und sagte: „Geh, zeige diese Schachtel unsern Verwandten, und sieh, ob ich dir auf ihr Bitten das Leben schenken soll.“ Sie gieng in dieser Gestalt in das Zimmer zu den Gästen, fiel auf die Kniee, und überreichte dem Vornehmsten in der Gesellschaft die Schachtel. Man hatte solche so geschwind nicht aufgemacht, als sie das Werkzeug ihres Verbrechens, welches man von dem Körper ihres Geliebten genommen hatte, erblickte, und in eine Ohnmacht fiel. Der Mann lief so gleich herzu, ohne ihr Zeit zu lassen, wieder zu sich zu kommen, und schnitt ihr den Kopf ab. Dieser erschreckliche Auftritt zerstreuete die ganze Gesellschaft, welche über den grausamen Anblick erstaunete.

Dergleichen Vorfälle sind in Japan selten; vielmehr findet man häufige Beyspiele von **Keuschheit, Bescheidenheit,** und ehelicher **Treue.** Bald stürzt sich hier eine Frau von einem Thurme herunter, um ihre Ehre wider einen Fürsten zu retten, der sie mit Gewalt hat misbrauchen wollen; bald verhungert eine andere aus Kummer, daß sie ihrem Manne nicht hat in das Grab folgen sollen. Aber ich muß Ihnen noch etwas merkwürdigeres erzählen, das mir viele Japaner als gewiß

versichert haben. Es betrifft nicht die eheliche Treue, sondern eine unglaublich übertriebene Schamhaftigkeit und Bescheidenheit. Eine Kammer-Jungfer, die an einem Tische kniete, um ihren Herrn in dem Zimmer der Weiber zu bedienen, wollte ein Fläschgen langen, daß ein wenig entfernet lag. Die Bemühung, solches zu erreichen, gab Gelegenheit, daß ihr ein gewisses Geräusch entfuhr, das sich wider ihren Willen hatte hören lassen. Sie war darüber so beschämet, daß sie ihren Kopf in ihr Kleid wickelte, und das Gesicht niemals wieder wollte sehen lassen, sondern mit rasender Heftigkeit ihren Mund an die Brust hielt, hinein biß, und sie mit solcher Wuth zerriß, daß sie auf der Stelle sturb.

Die Japaner nehmen sich in ihren Reden so sehr in Acht, daß sie vor unverheuratheten Personen den Ehestand nicht einmal erwähnen. Wenn auch jemand in der Gesellschaft, ohne daran zu denken, davon redet, so stehen die jungen Leute auf, und gehen weg.

Nichts wird hier verabsäumet, um den Kindern Herz und Verstand zu bilden; und diese Erziehung ist beyden Geschlechtern

gemein. Man begegnet ihnen mit vieler Sanftmuth, und obgleich die Aeltern über ihrer Kinder Leben und Tod Gewalt haben, gebrauchen sie sich nicht leicht gewaltthätiger Mittel. Niemals schlägt man sie; und selten wird auf sie geschmälet. Wenn dieses Bezeigen einerseits den an sich harten Sinn der Japaner vermehret, so trägt es andererseits viel bey, zu der Lebhaftigkeit des Geistes, und zu der guten Beurtheilung, die sie schon in ihrer Kindheit blicken lassen. Die Erziehung der Jugend ist den Geistlichen aufgetragen. Die Mägdgen werden in den Ordens-Gesellschaften ihres Geschlechtes, die Knaben aber bis in das vierzehnte Jahr in den Klöstern der Bonzen auferzogen. Liebe, Ehrfurcht, Erkenntlichkeit, und Unterthänigkeit für die Urheber ihres Lebens, sind die ersten Empfindungen, die man ihnen beyzubringen sucht. Man hat mir über diese Materie einen vortrefflichen Zug erzählet, der unter allen Nationen bekannt, und in allen Büchern angeführet zu werden, verdienet. Ich habe ihn von einem Japaner, dessen Worte ich hier wiederholen will. „Eine Frau, mit drey Söhnen, war Witwe geworden, und hatte nichts zu leben, als was diese mit ihrer Arbeit

heit verdieneten. Weil sie nicht genug erwerben konnten, die ganze Familie zu erhalten, nahmen sie einen wunderbaren Entschluß, blos in der Absicht, ihre Mutter in bessere Umstände zu versetzen. Es war seit einiger Zeit öffentlich anbefohlen worden, daß wer einen Dieb der Obrigkeit ausliefern würde, eine ansehnliche Summe Geldes erhalten sollte. Diese Brüder wurden unter sich einig, daß einer von ihnen sollte als ein Dieb angegeben werden, und die beyden andern wollten ihn dem Richter überantworten. Sie ließen es auf das Loos ankommen, und es fiel auf den jüngsten. Seine Brüder binden ihn, und begleiten ihn als einen Missethäter. Die Obrigkeit vernimmt ihn, und er bekennet, daß er gestohlen habe: man bringt ihn in das Gefängniß, und die, welche ihn überliefert haben, bekommen das versprochene Geld. Gerühret wegen der Gefahr, eines ihnen so werthen Schlachtopfers, finden sie Gelegenheit in das Gefängniß zu kommen, und in der Meynung von niemanden gesehen zu werden, überlassen sie sich aller möglichen Zärtlichkeit. Ein Officier, der zufälliger Weise ihr Umarmen und ihre Thränen mit ansieht, verwundert sich über diesen Anblick,

läßt den beyden Anklägern nachgehen, und befiehlt, dieses so sonderbare Bezeigen herauszubringen. Er erfähret, die zwo jungen Leute wären in ein Haus gegangen, und man hätte sie hören ihr Unternehmen einer Frau erzählen, die ihre Mutter wäre: diese hätte auf die Nachricht ein klägliches Geschrey angefangen, und ihren Kindern befohlen, die empfangene Summe zurück zu geben, weil sie lieber sterben, als ihr Leben durch die Einbuße ihres Sohnes verlängern wollte. Die Obrigkeit wird davon unterrichtet, von Mitleiden und Bewunderung gerühret, und läßt den Gefangenen vorfordern; man vernimmt ihn aufs neue, und da er beharret sich als Schuldigen anzugeben, sagt ihm der Richter, daß er von allem wüßte. Nachdem er ihm alles dargethan hat, umarmet er ihn, und eilet, dem Kaiser seinen Bericht davon zu erstatten. Der Monarch, von dieser so großmüthigen That höchst zufrieden, verlanget die drey Brüder zu sehen; überhäufet sie mit Lobeserhebungen, läßt dem jüngsten ein jährliches Gnaden-Geld von funfzehn hundert Thalern, einem jeden der zwey andern aber fünfhundert, anweisen."

Von der zartesten Jugend an, bringt man den Kindern Triebe zur Ehre bey, die zuweilen in åltern Jahren nicht weniger zu sonderbaren Handlungen Anlaß geben. Eben dieselbe Person, von der ich die vorhergehende Begebenheit gehöret habe, erzählte mir auch folgende. Ein paar Edelleute begegneten einander auf der Treppe des kaiserlichen Palastes, und stießen mit ihren Degen zusammen. Derjenige, der im herunter gehen begriffen war, fand sich darüber beleidiget, der andere aber entschuldigte sich, und versicherte, daß es ohne seinem Willen geschehen sey. Er fügte hinzu, daß das Unglück am Ende nicht so gar groß sey, weil es nur zwey Degen beträfe, die sich berühret hätten, davon der eine eben so gut wäre, wie der andere. „Ich will euch den Unterschied zeigen," versetzte der erste. Sie glauben vielleicht, Madame, daß sie sich geschlagen haben, so wie es ein paar Franzosen gethan hätten? Keinesweges, in Japan schlägt man sich nicht; man hat ein anderes Mittel seine Herzhaftigkeit zu zeigen, welches derjenige, der beleidiget zu seyn glaubte, auch anwendete. Er zog in dem Augenblicke seinen Dolch, und schnitt sich den Leib auf. Der andere, ohne

etwas zu sagen, geht geschwind die Treppe hinauf, tragt die Schüssel, die er in der Hand hatte, auf die kaiserliche Tafel, kommt wieder, und sagt zu seinem Gegner, der eben sterben wollte, er würde ihm zuvor gekommen seyn, wenn er nicht in des Kaisers Dienste beschäfftiget gewesen wäre; er wollte ihm aber so gleich folgen, und ihm zeigen, daß sein Degen so gut wäre, als der ihm zugehörige. Er schnitt sich sogleich den Leib auf, und fiel todt zur Erden. Hätten Sie lieber gewollt, Madame, daß sie sich nach europäischer Art mit dem Degen umgebracht hätten.

Wenn man den Kindern den ersten Unterricht von Ehre und Gehorsam beygebracht hat, unterrichtet man sie in ihrer **Sprache**, das ist, sie lernen regelmäßig reden, recht lesen, und deutlich schreiben. Es macht dieses bey ihnen eine ernsthafte Beschäfftigung aus, auf welche die **Erlernung** der Geschichte ihres Landes, ihrer Religion, und der Anfangs-Gründe der Sittenlehre folget. Man geht hernach weiter, und lehret ihnen die Beredsamkeit, Dichtkunst, und Malerey; denn der Nation fehlt es nicht an natürlicher Fähigkeit zu den **schönen Künsten**. Die

Japa-

Japaner haben eine vortreffliche Einbildungskraft, eine tiefe Einsicht in die Kenntniß des menschlichen Herzens, und eine seltene Geschicklichkeit, die Triebfedern desselben in Bewegung zu setzen. Das weibliche Geschlecht legt sich auf die Wissenschaften mit eben so vielem Eifer, wie die Mannspersonen, und weil es sehr eingezogen lebt, hat es Zeit genug eine Menge Kenntnisse zu erlangen.

Es scheint nicht, als ob die Japaner die speculativischen Wissenschaften bisher sehr befolget hätten; sie haben nur eine leichte Kenntniß von der Mathematik, Metaphysik, und den andern Theilen der Philosophie; daher auch ihre Achtung für diese Wissenschaft mäßig ist. Sie sehen sie als einen Zeitvertreib für müßige Leute an, und verweisen sie in die Klöster, wo man Zeit genug hat, sich damit zu beschäfftigen.

Die Zeichen, um die Zahlen in der Rechenkunst auszudrücken, fehlen ihnen. Zum Rechnen bedienen sie sich einer hölzernen Maschine, mit etlichen gleich laufenden Stäbgen belegt, woran kleine helfenbeinerne Kugeln angereihet sind. In Ansehung der Art, die Zeit zu messen, theilen diese Völker den Tag in zwey Theile, wie wir: der eine

begreift die Zeit, zwischen der Sonnen Auf- und Untergang, und diese wird wieder in sechs gleiche Theile getheilet; und die Nacht enthält ebenfalls sechs dergleichen Theile; daher geschieht es, daß, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, die Stunden länger oder kürzer sind. Die Monate haben acht und zwanzig Tage, und werden nach dem Monde gerechnet; weil aber diese Rechnung nicht genau seyn würde, berichtigen sie solche durch eingeschaltete Monde, die sie in ihren Calender setzen; und von drey zu dreyen, zuweilen auch von zwey zu zweyen Jahren, haben sie ein Jahr von dreyzehn Monden. Den Geistlichen an dem Hofe des Dairi ist die Verfertigung der **Calender** aufgetragen, und in **Jedo** werden alle Calender im ganzen Königreiche gedrucket.

Unerachtet die Japaner in der **Sternkunde** unwissender sind, als die Chineser, so haben sie doch nicht so pöbelhafte Vorurtheile, wodurch sie die Leute bereden wollen, daß wenn sich eine Veränderung an dem Himmel ereignet, solche auch auf der Erde erfolgen müsse. In China werden alle ungewöhnliche Luft- und Himmelserscheinungen übel ausgeleget; wenn man eine Neben-Sonne

ne sieht, glaubt man, es würden zwey Kaiser seyn; alles Neue, was man an dem Gestirne entdecket, wird als ein Zeichen des göttlichen Zornes wider den Fürsten und seine Minister angesehen. Alsdenn, wenn die Chineser nur ein wenig unzufrieden sind, sieht man nichts als satyrische Schriften, und höret nichts als aufwieglerische Reden. Es kann wahr seyn, daß man Zeichen am Himmel gesehen hat, aber man macht sie größer; jeder beschreibt sie nach seiner Art, und endlich glaubt das Volk, die regirende Linie der Kaiser würde ein Ende haben. Der Prophezeyungs-Geist, der allezeit ansteckend ist, greift weiter um sich; der Aufstand erhebt sich; und wenn ihm nicht Einhalt geschieht, wird er ein Strom, der alles mit sich fort reißt. Dieser Ursache wegen ist ohnfehlbar der kaiserliche Calender von so großer Wichtigkeit. Wenn die Chinesischen Sternkundiger nicht Ausschlußweise die Erlaubniß hätten, künftige Dinge vorher zu sagen, so würde das Reich mit astrologischen Schmäh-Schriften, wider die Regirung, gar bald überschwemmet werden. Dem sey aber wie ihm wolle, die Unwissenheit der Japaner in der Sternkunde, geht nicht so weit, daß sie

poli-

politische Veränderungen argwohnen sollten, wenn sie Erscheinungen an dem Himmel wahrzunehmen glauben.

Was die Theologie anbelanget, so muß man bekennen, daß diese Völker eine nur ganz geringe Kenntniß davon haben. Es sind ohngefähr hundert Jahre, daß das Licht des Evangelii an diesem Ende des Orients in seinem größten Glanze schien; aber leider! verlöschte es bald wieder in dem Blute einer unglaublichen Menge Märtyrer. Ich habe Ihnen schon überhaupt erzählet, was die Ursache dieser Vertilgung gewesen ist: der Unverstand eines Castilianischen Steuermannes trug zu diesem unersetzlichen Uebel nicht wenig bey. Dieser einfältige Mensch ließ sich einfallen, mit der Macht seines Monarchen zu prahlen, und die Größe seiner Länder auf einer Landcharte zu zeigen. Die darüber verwunderten Zuschauer fragten, was sein König für Mittel gebraucht hätte, eine so weitläuftige Monarchie zu stiften? Dieser aber antwortete ganz treuherzig: „Unsere Könige, wenn sie wollen ein Land erobern, fangen an, Ordens-Geistliche abzusenden, die das Volk bereden müssen, unsere Religion anzunehmen; wenn sie nun einen glück-

glücklichen Fortgang haben, schicket man Truppen, die sich zu den neuen Christen schlagen, und alsdenn kostet es wenige Mühe, das übrige auszuführen.“ Sie können sich leicht vorstellen, Madame, was eine dergleichen Rede für einen Eindruck bey einem mistrauischen Volke gemacht habe. Nur allzu traurige Wirkungen solcher ruchlosen und gefährlichen Meynungen hat man erfahren; und Japan würde vielleicht selbst nicht dafür gesichert geblieben seyn, wenn diese Eiländer nicht andere Menschen gewesen wären, als die Indianer und Americaner.

Uebrigens darf man sich nicht einbilden, als ob die Japaner, wenn sie schon das Evangelium verworfen haben, ganz und gar Atheisten wären. Es giebt verschiedene im Reiche eingeführte Religionen, wie ich ihnen gezeiget habe; und sie haben für ihre Götter die tiefste Ehrfurcht, und eine unendliche Hochachtung. Ich getraue mir überdieses zu behaupten, daß, was die Ausübung der Tugend, und die äußerliche Frömmigkeit anbelanget, sie die Christen übertreffen: sorgfältig für das Heil ihrer Seelen; übertrieben gewissenhaft, die geringsten Fehler zu büßen; voller Glauben und Hoffnung, eines

nes zukünftigen Lebens ꝛc. Aber ich kehre wieder zu ihren **Wissenschaften.**

Diese Eilånder haben fast gar keine Kenntniß von der **Anatomie**; die Vorurtheile ihrer Religion erlauben ihnen nicht, weder Thiere zu tödten, noch tode Körper anzugreifen, Hingegen legen sie sich sehr auf die **Botanick**: dieser Theil der Arzeney-Kunst ist bey ihnen so beliebt, daß auch die Fürsten und Vornehmsten im Reiche besondern Fleiß darauf wenden. Viele haben eigene Gärten blos zum Anbau der Kräuter bestimmt. Die Japaner haben ein Kräuterbuch, oder eine botanische Abhandlung, die ziemlich weitläuftig ist: man findet darinnen die Abbildung von mehr als fünf hundert Pflanzen, die im Reiche wachsen, wobey die Eigenschaft und Tugend jedes Krautes erkläret steht.

Bey uns sind das Aderlassen und das Purgieren die zwey allgemeinen Mittel, die verdorbene Gesundheit wieder herzustellen. Die Japaner, die diese Mittel nicht kennen, oder nicht wissen wollen, gebrauchen an deren statt zwey andere, nämlich die **Nadel**, und das **Feuer**: das eine wider Verstopfungen, und angesetzte Feuchtigkeiten, den zweyen Quellen, ihrer Meynung nach, von allen Krank-

Krankheiten; das andere, wider die Blähungen, als welche die heftigsten Schmerzen verursachen. Sie bedienen sich hauptsächlich der Nadel, als eines untrüglichen Mittels wider eine Colik, die den Japanern eigen ist, und welche durch den unmäßigen Gebrauch des Sacki, einer Art von Wein aus Reiß gemachet, verursachet wird; insonderheit wenn man dieses Getränke kalt trinkt. Außer den gefährlichen Zufällen, die sich bey dieser Colik einfinden, wird sie auch eine Ursache, daß das Haar an den heimlichen Theilen ausfällt.

Die Nadeln müssen von Golde oder Silber seyn, und erfordern eine gewisse Form, die ihnen nicht jeder Arbeiter geben kann. Damit durch ihre übele Verfertigung kein Unglück entstehe, so muß der Arbeiter, außer der erforderlichen Geschicklichkeit, noch eine kaiserliche Erlaubniß, mit vorgedrucktem Siegel, erhalten. Ihre Form ist willkührlich; aber mehrentheils gleichet sie denen Griffeln, womit die Indianer schreiben. Die Art und Weise sich ihrer zu bedienen, besteht darinnen, daß man mit einem kleinen Hammer darauf klopfet, aber sachte und zu verschiedenen malen, damit sie nach und nach

in den kranken Theil hinein gehe. Wenn man sie wieder heraus gezogen hat, drücket man den Ort mit dem Finger, als wollte man den verhaltenen Wind heraus schaffen. Die Geschicklichkeit dabey besteht nicht sowohl, die Nadel gut hinein zu stoßen, als den Ort des Schmerzes genau zu kennen, und wie weit das Instrument hinein kommen muß. Man schreibt diesem Mittel eine eben so geschwinde als bewunderns würdige Wirkung zu; und die Holländer, die den Nutzen davon eingesehen haben, haben es eingeführet, und brauchen es in ihren benachbarten Colonien.

Das andere Mittel scheint erträglicher zu seyn; aber der Unterschied des Clima hindert, daß man in Europa keinen Gebrauch davon machet: es ist solches um so vielmehr zu bedauren, da es die Kraft hat, das Podagra und Flüsse zu heilen. Stellen Sie sich, Madame, eine Art von Baumwolle oder Flachs vor, davon man kleine längliche Knäule macht, die man auf den kranken Theil legt, und anbrennet. Dieser weiche Knaul giebt nur eine mäßige Hitze, die man eine geraume Zeit, ohne empfindliche Schmerzen, vertragen kann. Man urtheilet aus der Beschaffenheit der Narbe, was das Mit-

tel

tel für eine Wirkung thun wird. Zuweilen wiederholet man es, wenn es nöthig ist, zum zweyten male, ja nach Beschaffenheit der Krankheit, zum dritten male. Dieser Schmerz kommt demjenigen nicht bey, welche die andern beißenden Mittel verursachen. Es wird nicht allezeit auf den schmerzhaften Ort, ja nicht einmal in der Nähe, aufgeleget. Man muß dabey unterschiedliche Vorsichten brauchen; und hierinnen besteht eigentlich die Kunst des Arztes. Bey **Magen-Schmerzen** giebt es Wund-Aerzte, die das **Brenn-Mittel** auf den Schultern anbringen; und bey **Seitenstechen** brennen sie die Wirbel-Beine des Rückgrats ꝛc. Der Kranke sitzt mit kreuzweis gelegten Beinen auf der Erde, und stemmt das Gesicht auf die Hände. Diese Operation ist in Japan so gebräuchlich, daß fast alle Leute beyderley Geschlechtes Narben auf den Rücken, so wie wir Zeichen vom Aderlassen an unsern Armen haben. Wir haben Leute, die sich dieses letztern Mittels bedienen, ohne krank zu seyn; eben so habe ich Japaner gesehen, die sich sehr wohl befanden, und das Brenn-Mittel brauchten. Ueberhaupt sieht man es hier als ein treffliches Verwahrungs-Mittel wider alle Arten von Krankheiten

ten an. Kinder, alte Leute, zärtliche Weiber, Reiche und Arme, mit einem Worte, wer für seine Gesundheit Sorge trägt, läßt diese Operation aller sechs Monate mit sich vornehmen, so wie manche Leute unter uns im Jahre ein oder zweymal aus Vorsicht sich die Ader schlagen lassen. Kurz die ganze Japanische Nation ist von der Wirksamkeit dieses Mittels so überzeuget, daß man sogar denjenigen, die zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilet sind, die Erlaubniß giebt, unter hinlänglicher Wache auszugehen, und sich auf den Rücken mit dem **Moxa** brennen zu lassen: es ist dieses der Name dieses caustischen Mittels. Man setzet seinen Ursprung in das höchste Alterthum. Auch bey den Chinesern, und bey allen nach Japan handelnden Völkern, ist es in gleichem Werthe. Die Buchhändler verkaufen, und auf den Gassen schreyt man aus, die Art und Weise, wie man dieses berühmte Brenn-Mittel brauchen soll.

Die Japanischen Aerzte unterscheiden dreyerley Arten von **Blattern**: die trockenen, die zusammenfließenden, und die Masern. Es richtet diese Krankheit hier großes Unheil an. Das gewöhnliche Heilungsmittel ist, den Kranken in ein rothes Tuch zu wickeln. Wenn

ein Prinz aus der königlichen Familie damit behaftet ist, werden nicht allein sein Zimmer und Bette, sondern auch alle, die sich ihm nähern, in diese Farbe gekleidet. Die venerische Seuche ist auf diesen Inseln nicht unbekannt: man nennet sie die **Portugiesische Krankheit**, von dem Namen derer, die sie zu gleicher Zeit mit der christlichen Religion nach Japan gebracht haben.

Die **Chirurgie**, und die **Apothekerkunst**, sind hier keine besonderen Professionen, wie in Europa: die **Aerzte** behandeln alle Theile der Kunst, die das Leben und die Gesundheit des Menschen angeht. Sie lassen einen Bedienten mit einen Kästgen voller Arzeneyen hinter sich hergehen, woraus sie nehmen, was jedwedem Kranken nöthig ist, ihn entweder zu heilen, oder sogleich zu befördern, ohne Hülfe des Wund-Arztes und Apothekers.

Unsere Eiländer haben keine große Kenntniß der **Rechte**; und es wäre vielleicht zu wünschen, daß wir Europäer in dieser Materie eben so unwissend wären. Sie bedienen sich, wie alle Orientalische Völker, eines kurzen Weges, Recht zu sprechen. Die Sache wird ohne Aufschub vor das Tribunal ge-

bracht, das es entscheiden soll; die Partheyen werden vernommen, die Zeugen verhöret, die Umstände erwogen, und der Richter spricht sogleich das Urthel. Ob nun zwar nicht zu läugnen ist, daß diese geschwinde Justiz allerhand Bedenklichkeiten ausgesetzet bleibt, so ist doch gewiß, daß sie den Partheyen weniger nachtheilig wird, als die ewige Länge unserer Processe. Ich habe währena meinen Reisen in das Land oftmals die Kürze und gedrungene Schreibart der Befehle bewundert, die man auf den öffentlichen Landstraßen anschlägt. Der Wille des Fürsten ist darinnen mit so wenigen Worten ausgedrücket, als möglich: man führet keine Ursachen an, warum diese und jene Verordnung gemacht worden ist; und der Kaiser giebt von seinem Verfahren keine Rechenschaft, wie unsere Könige in ihren Erklärungen, Befehlen, und Raths-Schlüssen: man glaubt, ein kurzgefaßter Styl sey der Majestät eines großen Monarchen anständiger. Es ist genug, daß er selbst die Bewegungsgründe seiner Befehle weis, und es wäre ein Staats-Verbrechen, die Richtigkeit seiner Beurtheilung in Zweifel zu ziehen. Ich bin ꝛc.

Jedo, den 30sten October, 1745.

Der

Der 72. Brief.
Fortsetzung von Japan.

Hier ist der letzte Brief, Madame, den sie von Jedo, und wahrscheinlicher Weise aus Japan erhalten werden. Zu unserer Rückreise nach Nangasaqui nehmen wir den vorigen Weg, ich müßte also eben dieselbigen Dinge wiederholen. Ich überschicke Ihnen daher andere Beschreibungen, als Früchte meines Umganges mit den Japanern, und der verschiedenen Reisen, die man uns in die umliegenden Gegenden dieser Hauptstadt zu machen erlaubet hat.

Eine genauere Aufmerksamkeit auf die natürlichen **Landes-Erzeugungen** hat mir bey diesen kleinen Reisen verschiedene **Pflanzen** kennen gelernet, welche ich anderwärts nicht bemerket hatte. Dergleichen ist erstlich der **Papier-Baum.** Dieser ist eine Gattung von Maulbeerbäumen, dessen Rinde große Eigenschaften hat. Man macht Stricke, Lunte, Stoffe, und hauptsächlich Papier daraus. Seine Wurzel ist dick, ästig, und holzig; der Stamm gerade und glatt;

seine Zweige stark und buschig. Er trägt rauhe Purperfarbige, und unschmackhafte Früchte. Dieser Baum schießt in die Höhe, und wächst mit einer erstaunenden Geschwindigkeit; und wenn man die Schößlinge in die Erde steckt, schlagen sie gar bald Wurzeln. Die Art und Weise, wie die Japaner das Papier verfertigen, ist folgende. Man schneidt junge, wenigstens drey Fuß lange Zweige ab, bindet sie in Bündel, läßt sie vier und zwanzig Stunden im kalten Wasser weichen, und kocht sie hernach in einer Lauge von Asche. Wenn man sie von dem Feuer genommen hat, und sie kalt geworden sind, so spaltet man sie der Länge nach, um die Rinde abzuziehen, welche die einzige Materie ist, woraus das Papier gemachet wird. Diese Rinde machet man sorgfältig rein, schabt die erste Haut ab, sondert alle knotige und grobe Theile davon ab, thut solche auf die Seite, und braucht sie zur Verfertigung des groben Papieres. Wenn die Rinde rein genug ist, brühet man sie in einer klaren Lauge, rühret beständig um, und gießt von Zeit zu Zeit mehrere dazu. Wenn die Materie bis zur Dicke eines weichen Muses eingekochet ist, läßt man sie kalt werden; thut sie in ein Ge-

fäß oder Sieb, und knetet sie beständig mit den Händen. Dieser Teig, nachdem er genug gewaschen worden ist, wird auf eine hölzerne, glatte Tafel ausgebreitet, wo ihn zwey bis drey Personen mit Stöcken schlagen: hernach thut man ihn in ein Faß, und gießt eine kleberiche Brühe, von Reiße und einer gewissen Wurzel gemacht, dazu. Das Ganze wird mit einem Rohre umgerührt, bis eine flüßige Materie daraus wird, wovon man das Papier machet. Es ist sehr stark, überaus weiß, und viel geschmeidiger als das unserige. Man verkaufet in Japan gemaltes Papier, in großen Bogen, das man für seidenen Stoff hielte.

Der hiesige Lack- oder Firniß-Baum ist von dem Chinesischen, der in ganz Indien so bekannt ist, unterschieden, und wird nirgends als in Japan gefunden. Vermittelst eines gemachten Einschnittes läuft ein weißlicher Gummi heraus, den man in einem sehr dünnen Blatte auffängt, welches mit der Hand gedrücket wird, damit durch die sehr feinen Dunst-Löcher die reineste Materie ablaufe. In dieses Flüßige thut man etliche Tropfen eines besondern Oeles, und gießt das Ganze in hölzerne Gefäße, wo sich die-

ser Lack sehr wohl erhält. Wenn man will, kann man ihn roth färben, indem man Chinesischen Zinober, oder eine Art rother Erde, die auch daher kommt, darunter menget. Die Japaner brauchen ihn ohne Unterscheid zu allen Arten von Hausrathe, ja sogar zu ihrem Tafel Geschirre. Der Kaiser ißt auf nichts, als auf Tellern und Schüsseln von lackirtem Holze: sie vertragen die wärmsten Speisen und Getränke; und man wäscht sie alle Tage, ohne daß der Lack dabey leidet.

Die **Tanne**, und die **Cypresse**, sind die gemeinsten Bäume in den Wäldern dieses Landes. Man bauet Häuser und Schiffe davon; man machet Schränke, Kuffer, Schachteln, Gefäße, und alle Arten von Hausrathe daraus. Die Aeste dienen zur Feuerung. Niemanden ist erlaubt, ohne Genehmhaltung der Obrigkeit einen Baum zu fällen; und diejenigen, welchen diese Gunst verwilliget wird, müssen allezeit einen jungen Baum an des alten Stelle pflanzen. Das immerwährende Grün der Tanne zieht ihr eine Hochachtung zu, die sich so weit erstrecket, daß man ihr einen Einfluß in das Glück des menschlichen Lebens zueignet. Man schmücket die Tempel und Pagoden an Fest- und Freuden-Tagen

gen damit aus; und die Redner machen häufige Anspielungen auf die Eigenschaften dieses Baumes.

Japan, das unter einem nicht allzu milden Himmelsstriche liegt, würde vielleicht das elendeste Land von Asien seyn, wenn der bewundernswürdige Fleiß seiner Einwohner, die Dürftigkeit des Bodens nicht ersetzete. Die beständig vorwaltende Nothdurft hat bey ihnen zu tausend, andern Völkern unbekannten, Erfindungen Anlaß gegeben. Sie wissen auch die wildesten Erzeugungen, auf den Felsen, in dem Sande, und mitten im Wasser zu nutzen. Sie wissen sogar verschiedene giftige Pflanzen zu brauchen, denen sie ihre übele Eigenschaft benehmen. Alle solche Dinge, welche die meisten Menschen wegwerfen, und woran das Vieh sich kaum gewöhnen kann, werden von unsern Eiländern gesammelt, und dienen zu ihrem täglichen Unterhalte. Von allen weichen Pflanzen, die auf dem Grunde des Meeres wachsen, ist fast keine einzige, die sie nicht zu ihrer Nahrung brauchen. Die Fischer-Weiber bereiten sie zu, und verkaufen sie. Ihre Geschicklichkeit, sie unter den Wellen hervor zu suchen, ist außerordentlich, und sie tauchen unter, bis

dreyßig und vierzig Faden tief. Die Japaner wissen diese schlechten Speisen durch die Zurichtung zu verbessern, und den kraftlosesten Sachen einen Geschmack zu geben. Sollten sie wohl glauben, Madame, daß sie Mittel gefunden haben, unvergleichliche Kuchen aus dem Moose zu machen, den man in der Gegend von Jedo auf den Muscheln findet? Wenn er rein gewaschen ist, wird er getrocknet, und klein geschnitten; man wäscht ihn hernach aufs neue, knetet ihn mit der Hand, und machet einen dicken Teig daraus, den man an der Sonne trocknen läßt.

Nicht allein alle Felder, die den Pflug nur annehmen wollen, werden hier geackert, sondern man schleppet ihn auch bis auf den Gipfel der steilesten Felsen; und kann man kein Zugvieh dahin bringen, müssen die Menschen arbeiten, und alle Mühe des Ackerwerckes allein verrichten. Der geringe Handel, den die Japaner mit den Fremden treiben, setzt sie in die Nothwendigkeit, das Benöthigte durch eigenen Fleiß zu erlangen. Die Getreide-Arten, welche sie vornehmlich zu bauen sich angelegen seyn lassen, sind Reiß, Gerste, Weitzen, und zweyerley Sorten von Bohnen. Der Reiß ist an Güte und

Schönheit unendlich besser, als in Indien. Man kocht ihn, und macht einen Teig daraus, der an statt des Brodes gegessen wird. Die Gerste ist das hauptsächlichste Futter für das Rind-Vieh, und die Pferde: es werden aber auch Kuchen davon gemacht, die den Menschen sehr wohl schmecken. Der Weitzen wird am wenigsten geachtet; die Bohnen hingegen sind, nach dem Reiße, die gewöhnlichste Speise der Nation. Die Rüben kommen hier zu Lande gut fort, und sind von außerordentlicher Größe. Unter allen Erdgewächsen sind sie diejenigen, die zu der Erhaltung der Einwohner am meisten beytragen: weil aber die Japaner ihre Felder meistens mit Menschen-Miste düngen, nehmen sie einen so starken Geruch an, daß sie die Europäer nicht wohl leiden können. Man ißt sie roh, gekochet, oder in Essig eingeleget.

Außer unsern gewöhnlichen Hülsen-Früchten, die in Japan sehr gut fortkommen, giebt es unzählig andere, die dem Lande eigen sind, und ohne Wartung von sich selbst wachsen. Diese Völker, um ihr Erdreich fruchtbar zu machen, haben allezeit große Haufen Mist, und andern Unrath liegen; wozu sie noch alte verbrennte Lappen, ja bis

auf

auf die Auster-Schalen, sammeln. Dieses Gemenge giebt einen vortrefflichen Dünger.

Die Obrigkeit, die sich angelegen seyn läßt, den Fleiß des Ackermannes aufzumuntern, eignet eine zwey oder dreyjährige Ernde demjenigen zu, der sich die Mühe gegeben hat, ein Land, daß ihm nicht zugehöret, urbar zu machen. Wenn hingegen ein Eigenthümer sein Feld ein Jahr ungebauet liegen läßt, hat er sein Recht daran verloren: der Staat verwilliget es dem ersten sich anbietenden Besitznehmer. Es fehlet dieser Nation nichts, nachdem sie die Nothwendigkeit des Ackerbaues hinlänglich eingesehen hat, als daß sie ihn für noch edeler hielte: allein man hat hier, wie in allen polizirten Ländern, weniger darauf gedacht, den Adel in die Ausübung nützlicher Künste zu setzen, als in das, was unsere Leidenschaften schmeichelt.

Alle **Felder** werden jährlich zweymal **gemessen**: das erstemal, ehe sie besäet werden; das zweytemal, wenn die Ernde herannahet. Besondere, durch den Landes-Herrn ernennte Feld-Messer müssen dieses verrichten. Wenn die Ernden-Zeit herankommt, lassen sie ein Stück Getreide abhauen, und zählen, wie viel Garben daraus geworden

sind; und hieraus beurtheilen sie den Ertrag des ganzen Feldes. Diese Vorsicht ist um so viel nöthiger, weil die **Pachter** den Eigenthumsherrn in nichts als in Körnern, und nach Verhältniß dessen was sie eingeerndet haben, bezahlen. Gewöhnlicherweise bekommt der Guthsbesitzer sechszehn Theile von den Einkünften, und der Ackersmann viere. Alle Kaiserliche **Domainen-Güther sind auf diesen Fuß verpachtet.** Die Aufsicht darüber ist einem Beamten aufgetragen, der einen jährlichen Zinß an sechzig vom hundert einhebt; und das übrige gehöret dem Pachter.

Japan erzeuget **Maulbeerbäume**, welche eine große Menge Seidenwürmer ernähren; die **Seide** aber ist nicht fein, und man verfertiget nur gemeine Stoffe. Man hat auch unterschiedene Gattungen von **Feigenbäumen**, welche unsern Europäischen ziemlich gleichen: sie tragen so häufige Früchte, daß auch die Aermsten sich überflüßig davon nähren können. Die **Castanien** sind größer und besser, als die unserigen. Die **Apfelbäume** kennet man hier nicht; auch wächst nur eine einzige Art von **Birnen**, von außerordentlicher Größe, die man gekocht ißt.

In

In den Mitternächtlichen Provinzen findet man viele **Nußbäume**; weil sie aber, wenn sie jung sind, viel herbes haben, und nicht eher gut sind, als wenn sie trocken werden, weis man nichts von dem Genusse der jungen, weichen Nüsse, (cerneaux;) man macht ein vortreffliches Oel aus den Nüssen, das fast so angenehm ist, als unser süßes Mandel-Oel. Der **Weinbau** wird hier zu Lande wenig getrieben, weil die Trauben schwerlich reif werden: aber es giebt viele **Pomeranzen**, und **Citronen**. Alle **Kirschen** und rothe Früchte, so wie überhaupt das Kern-Obst, ist hier von keinem sonderlichen Geschmacke. Die Felder, Hügel, Thäler und Wälder, geben im Früh-Jahre den anmuthigsten und mannichfaltigsten Anblick wegen der erstaunenden Menge **Blumen**. Sie übertreffen die unserigen in der Annehmlichkeit und Lebhaftigkeit der Farben: gemeiniglich aber fehlet ihnen der Würzgeruch. Eben so verhält es sich mit dem **Obste**: es fällt schön in die Augen, aber es hat weder Geschmack, noch Saft, noch Kraft.

Japan ist so **volkreich**, und so wohl angebauet, daß die **wilden Thiere** sehr wenige wüste Oerter finden, wo sie sich aufhalten

halten und vermehren können. Man sieht weder Tiger, Leoparden, noch andere Raubthiere. Damhirsche, wilde Schweine, Bäre, und Füchse, sind fast die einzigen Bewohner der Wälder. In Ansehung der zahmen Thiere ist kein Wunder, daß, da die Japaner sich ihres Fleisches, ja so gar ihrer Milch enthalten, man sehr wenige, und keine andern aufzieht, als Ochsen und Pferde, die zum Feldbaue, und zum Zuge gebraucht werden.

Aus eben den Gründen der Seelenwanderung, unterhält man sehr wenige zahme Vögel, zur Lust. Die einzigen, die man sieht, sind Hüner, Enten, und Hähne. Für letztere hat man eine große Hochachtung; denn die Japaner sind überzeuget, daß diese Thiere die Zeit abmessen, und die Veränderung des Wetters prophezeyen. Die Ente ist in hiesigen Landen einer der schönsten Vögel: ihre Federn sind mit den lebhaftesten Farben schattiret. Ihr Hals und Brust sind roth; der Kopf ist oben mit etlichen prächtigen Federn geschmücket; der Schwanz aber steht in die Höhe, und kräuselt sich am Ende. Alle Arten von Tauben sind wild; man hält keine in den Häusern, weil man aus der Erfahrung

fahrung weis, daß ihr Mist sich entzündet, und Feuersbrünste veranlasset.

Unter dem **Gewürme** auf diesen Inseln giebt es einen Wurm von ganz besonderer Schönheit, den man unter den kostbarsten Kleinoden aufzuheben sich ein Vergnügen machet. Es ist eine Art von **Fliege**, deren Flügel mit kleinen blau und goldenen Flecken gezieret sind, und den Japanischen Dichtern Gelegenheit zu einer hübschen Fabel gegeben haben. Sie erzählen, die Schmetterlinge wären in diese Fliege verliebet geworden, sie aber, um sich von ihrer Plage loß zu machen, und unter dem Vorwande ihre Beständigkeit zu probiren, hätte ihnen schalthafter Weise anbefohlen, sie sollten bey Nachtzeit Feuer holen. Die Liebhaber, aus blinder Neigung, wären gehorsam gewesen, und als sie an die erste Lampe, die sie angetroffen hätten, geflogen wären, hätten sie sich verbrennet.

Das **Meer**, womit Japan umgeben ist, liefert den Einwohnern überflüßige Nahrung, wegen der Menge **Fische**, die darinnen sind, und wegen der unzähligen **Muscheln**, die es an das Ufer wirft. Man fängt auch **Wallfische** darinnen von allerhand Größe; und es ist an diesem Thiere kein Stück, das man

man nicht nutzen könnte. Die Haut, das Fleisch, und die Eingeweide werden gegessen, oder man legt es in Salz ein. Der Thran giebt Oel, aus den Knochen wird eine knorpeliche Substanz gezogen, die vielen Leuten zur Nahrung dienet; die Knochen selbst aber werden an der Sonne getrocknet, und zur Feuerung gebraucht. Aus den Nerven und Sehnen werden für die Baumwollen-Fabriken, und für die musikalischen Instrumente, Seyten gemachet: die Floßfedern, und der Bart werden zu vielen andern Dingen angewendet. Ich würde nicht fertig werden, Madame, wenn ich alle die See-Thiere herrechnen wollte, die in dem Japanischen Meere gefangen werden. Eines unter andern wird als der Todfeind des Wallfisches angesehen. Es findet Mittel ihn zu tödden, indem es in seinen Rachen hineinschlupfet, und seine Zunge frißt. Die Zähne von diesem Thiere werden sehr gesuchet, und man sieht ihrer viele oben auf den Tempeln, und Palästen, als Zierrathe aufgehangen. Es giebt noch einen andern Fisch, den diese Eiländer sehr gern essen, ob sie schon behaupten, sein Fleisch sey giftig und tödlich, wenn man es nicht mit großer Sorgfalt reiniget. Die-

jenigen unter den Japanern, die des Lebens müde sind, wählen dieses Fleisch lieber, als den Strick oder Dolch. Anfänglich verursachet es Ohnmachten, hernach Verzuckungen, und Raserey, die sich mit einem heftigen Blutspeyen endigen, worauf man stirbt. Die Landes-Gesetze verbieten den Kriegsleuten davon zu essen, weil man glaubet, ihr Leben sey unter allen Unterthanen im Reiche am nöthigsten zu erhalten.

Ohne die Reisenden nachzuahmen, die nur ein ermüdendes Verzeichniß von dem guten und bösen Wetter, das sie gehabt haben, anzugeben wissen, so kann ich doch, Madame, die erschrecklichen **Gewitter** und **Erdbeben** nicht mit Stillschweigen übergehen, denen dieses Land ausgesetzet ist. Das **Clima** in Japan ist nichts weniger als gemäßigt: der Winter ist sehr hart, und im Sommer steht man eine unerträgliche Hitze aus. Der Regen ist zu aller Jahres-Zeit häufig, besonders aber im Junio, und Julio, daher auch diese beyden Monate, die **Wasser-Monate**, genennet werden. Wenn man unterdessen diese Inseln aus dem langen Leben der Einwohner beurtheilen soll, so ist nicht zu leugnen, daß die Luft vortrefflich seyn muß.

Man lebt hier sehr lange; die Weiber sind fruchtbar; und es giebt wenige Krankheiten. Man zeigte uns auf einer unserer Landreisen ein Dorf, das aus einer einzigen Familie bestund: alle Bauern waren Söhne, Enkel, und Urenkel eines einzigen Mannes, der noch lebete, und sich wohl befand.

Das Meer um Japan ist beständig unruhig, und entsetzlichen Stürmen unterworfen, welche, nebst den vielen Klippen, die Schifffahrt höchst unsicher machen. Die Japaner haben auch ihren Charibdis und Scylla, das ist, zwey abscheuliche **Meer-Strudel**, derer Geräusche man sehr weit höret, und Furcht und Schrecken einjaget: sie sind für ihre Redner und Dichter eine unerschöpfliche Quelle von Anspielungen und Vergleichungen. Auf keinem Meere sieht man eine solche Menge fürchterlicher **Wolken**, welche die Schiffer Wasser-Hosen, die Japaner aber **Wasser-Drachen** nennen, und die ich bereits anderwärts hinlänglich beschrieben habe.

Man würde eine grausende Erzählung machen, wenn man die Verwüstungen anführen wollte, welche die **Erdbeben** alle Tage auf den Japanischen Inseln anrichten. Sie sind so häufig, daß die daran gewohnten Einwoh-

ner sich nicht mehr beunruhigen, wenn sie auch vielmal so heftig wüten, daß ganze Städte dadurch zu Grunde gehen. Es sind ohngefähr vierzig Jahre, so wurde die Stadt Jedo fast gänzlich vernichtet, und mehr als zweymal hundert tausend Menschen kamen unter ihren Ruinen um. Das, was das Land diesen Anfällen so sehr aussetzet, ist der schwefelige Boden, die vielen unterirrdischen Feuer, und die Volcane, derer es voll ist. Aus eben diesen Bergen, welche Flammen und Rauch von sich geben, sieht man **Quellen** entspringen, davon etliche kalt, etliche warm, alle aber so kräftig sind, daß sie Kranke heilen. Die Priester wissen einen noch wichtigern Vortheil von diesen Bädern zu ziehen, indem sie ihnen die Eigenschaft zuschreiben, Sünden zu tilgen. Ihrem Vorgeben nach, äußert jede dieser Quellen ihre Wirkung nur bey einer gewissen Art von Verbrechen, und man zeiget dem Sünder an, wo er sich baden soll. Es entsteht daraus gleichsam eine öffentliche Beichte, wodurch die Fehler, derer ein Mensch sich schuldig erkennet, kund werden.

Die schwefelige Eigenschaft des Erdreiches bringt alle Arten von **Metallen** und **Mineralien** hervor. Wenige Länder haben den

Schwe-

Schwefel in solchem Ueberflusse, und er ist einer der vorzüglichsten Reichthümer dieses Reiches. Man findet auch vieles Gold, sowohl in den Bergwerken, als in dem Sande. Das Japanische Silber, wenn man den Einwohnern glauben darf, ist reiner, und von besserm Gehalte, als in allen andern Ländern in der Welt. Das Kupfer ist das gemeinste Metall auf diesen Inseln; und sein Vertrieb bereichert verschiedene Provinzen. Das Eisen hingegen ist so selten, daß man zu den meisten Werkzeugen, wo andere Völker Eisen nehmen, sich des Kupfers bedienet. In den Bergen bricht man verschiedene Sorten von Agathen; sie liefern auch Carniole, Jaspis und andere dergleichen Steine. An der See-Küste sammlet man Ambra, der, wie die Japaner, und viele Naturforscher glauben, in den Eingeweiden des Wallfisches gebildet wird. Oftmals verfälschen ihn diese Eiländer, und mengen entweder pulverisirte Hülsen vom Reiße, oder Storax, Benzoin, und andere Spezereyen darunter. Man behauptet, daß der Ambra, mit Opium vermischet, ein unvergleichliches Mittel wider das Unvermögen sey. Die Japaner machen kleine Pillen davon, die sie Abends, bey Schla-

fengehen einnehmen, und Wunder von diesem vortrefflichen Stärkungs-Mittel erzählen.

Sie werden fragen, Madame, wie groß denn dieses **Reich**, das so viele Schätze in sich begreift, sey? Seine Länge ist ohngefähr von zwey hundert und sechzig Französischen Stunden; seine Breite hingegen, die sehr veränderlich ist, hat niemals über sechzig oder siebenzig. Die Insel **Nipon** hat dem übrigen Theile des Landes die Benennung gegeben. Dieser Name, in der Japanischen Sprache, bedeutet, **Ursprung der Sonne**: denn diese Völker, weil sie am entfernsten nach Morgen zu in Asien liegen, bilden sich ein, selbst an der Quelle dieses Lichtes zu seyn. Daher haben die Portugiesen das Wort, **Japon**, gemachet, an dessen statt man seitdem **Japan** eingeführet hat. Die drey großen Inseln, die dieses Königreich eigentlich ausmachen, sind mit einer unzählichen Menge kleineren umgeben, derer einige fruchtbar, sehr bevölkert, und groß genug sind, Statthalterschaften, und Fürstenthümer vorzustellen; andere sind arm, unfruchtbar, und völlig verlassen. Man sollte glauben, die Natur, die diesem Lande eine Lage gegeben

hat, daß man fast nicht hinzu kommen kann, es aber übrigens mit allen nothdürftigen, ja in menschlichem Leben angenehmen Dingen versehen hat, hätte es zu einer kleinen ganz abgesonderten, und von dem übrigen Erdboden völlig unabhängigen Welt machen wollen. Japan wurde anfänglich in sieben Landschaften, hernach aber in sechs und sechzig Provinzen getheilet, die durch eben so viele Herren regiret wurden. Seitdem hat man müssen neue Abtheilungen machen, und man rechnet heut zu Tage bis sieben hundert Districte. Einige darunter gehören dem Kaiser unmittelbar, und machen seine Domainen aus; andere sind an Privatpersonen, entweder als Herrschaften, oder als Erb-Fürstenthümer, überlassen worden. Der Cubo begnüget sich mit seinem ihm angewiesenen Eigenthume, ohne einige Beyhülfe, wenigstens bey ruhigen Zeiten, zu verlangen.

Ausser denen Provinzen, die eigentlich Japan ausmachen, giebt es auch noch entferntere Landschaften, die entweder diesem Reiche unterworfen sind, oder unter seinem Schutze stehen.

Dergleichen sind das Land Yesso, und die Halb-Insel **Kamtschatka.*** Die meisten Reisenden verwechseln diese beyden Länder, die doch sehr von einander unterschieden sind. Das erste ist eine benachbarte Insel ** von Japan, der man fast alles beygeleget hat, was Kamtschatka zukommt. Das zweyte liegt viel weiter gegen Morgen, und stößt vermöge der Moscowitischen Tartarey an das feste Land. Auf der mittägigen Seite dieser Halb-Insel ist die Nation der **Kurilen**, oder der **Kurilski**; gegen Norden wohnen die **Koräki**, welche auch die ganze westliche Seite einnehmen. Es sind also, Madame, drey verschiedene Völker, die diesem Reiche entweder unterwürfig, oder Nachbarn von

* Es ist bekannt, daß Kamtschatka, schon seit dem Anfange dieses Jahrhundertes, unter Rußischer Botmäßigkeit steht, vorher aber keinen Ober-Herrn gehabt hat, sondern die Landes-Einwohner in vollkommener Freyheit gelebet haben.

** Yesso, oder Yedso, ist nicht nur eine Insel, sondern die Japaner geben vieren der Kurilskischen Inseln, die zu nächst an Japan liegen, diesen Namen.

von ihm sind; und es ist nöthig, daß ich sie Ihnen kennen lerne, nämlich die Einwohner von Yedso, die Kurilen, und die Koräki: beyde letztere bewohnen das feste Land. * Ich bin in keinem dieser drey Länder gewesen; meine Währleute aber sind, ein wohl unterrichteter Japaner, der auf der Insel Yedso gewohnt hat, und ein Rußischer Edelmann, der von der Czaarinn beordert gewesen war, wegen des Landes Kamtschatka genaue Nachricht einzuziehen. Die Bewohner von Yedso, nach der Schilderung meines Japaners, sind starke und gesunde Leute, aber wild, unreinlich, Liebhaber von der Fischerey, leben mehrentheils von Fischen, sind gute Bogenschützen, und tragen lange Haare und Bärte.

Das Land der Kurilski, das einige an Japan gränzend geglaubet haben, unerachtet es durch die Insel Yedso, und einen Arm vom Meere,** abgesondert wird, ist von verschiedenen

* Kamtschatka wird von drey verschiedenen Völkern bewohnet, von den Kamtschadalen, von den Koräken, und von den Kurilen.

** Durch die Kurilskischen Inseln, derer mehr als zwanzig gerechnet werden.

nen Nationen bewohnet, derer einige an Rußland Tribut bezahlen. Diejenige, welche die Russen **Kurilen** nennen, wird für eine Japanische Colonie gehalten; und der erwähnte Rußische Edelmann hat mir folgendes davon erzählet. * Diese Völker sind ungemein zänkisch, und fast alle haben Schrammen und Narben, als so viel Hiebe von Säbeln, auf dem Kopfe; welches mit ihrem zänkischen und mürrischen Sinne gut übereinkommt. Ihr Haar am Leibe, und ihre langen Haare auf dem Kopfe, geben ihnen ein wildes und barbarisches Ansehen; und nach dem äusserlichen zu schließen, hielte man sie für Banditen, oder Wilde. Gleichwohl ist kein Volk freundschaftlicher gegen Fremde, und vorsich-

* Eine ganz verschiedene, und viel richtigere Beschreibung von Kamtschatka, und der dasigen Einwohner Sitten, Kleidung, und Gebräuchen, findt man unter andern, in Steph. Krascheninnikow, Prof. der Acad. der Wissensch. zu Petersburg, Beschreibung des Landes Kamtschatka, nach der Engl. Uebersetzung in das Deutsche übersetzet, von dem Götting. Prof. Herrn **Joh. Tob. Köhler**. Lemgo 1766. in 4to.

vorsichtiger in seinem Bezeigen. So bald man nur frey und ungezwungen mit ihnen umgehet, so werden sie gar bald glimpflich, und zeigen ein freundliches und aufrichtiges Gesicht. Männer und Weiber machen sich Löcher in die Ohren; und die reichsten hängen goldene und silberne Ringe hinein. Die Kleidung beyder Geschlechter besteht in langen seidenen, leinenen, oder baumwollenen Röcken, die durchnähet, und mit eben dergleichen Büschelgen oder Rosen besetzet sind. Jeder Mann hat zwey Eheweiber, welche sich mit Verfertigung von Matten beschäfftigen, oder ihren Männern die Kleider machen, das Essen zubereiten, das in den Wäldern gehackte Holz in kleine Barken tragen, und diese Barken mit Rudern herbeyfahren. Diejenigen, die in Wochen liegen, sind von ihren Männern abgesondert, und wohnen in einem andern Hause, dahin die Männer in zwey oder drey Wochen nicht kommen. Ihre Kinder, wenn sie auf die Welt kommen, sind sehr weiß: wenn die Mütter selbige säugen, vor Leuten die sie nicht kennen, verbergen sie ihre Brust sorgfältig.

Die,

Die kleinen Mägdgen, wenn es schönes Wetter ist, laufen zuweilen ganz nackend; wenn ihnen aber Fremde begegnen, halten sie das Gesicht nieder, und die Beine übereinander, um ihre Schamhaftigkeit anzuzeigen, daß sie in solcher Gestalt erscheinen. Die Weiber tragen ihre Kinder auf den Rücken in einem Gurte, den sie um die Stirne befestigen. Ihre Kleider sind sehr unsauber, und sie wechseln sie fast niemals: aber im Essen sind sie reinlich, sowohl als in ihren Stuben, wo der Fußboden allezeit mit Matten bedecket ist, auf welchen die ganze Familie schläft. Ihre ordentliche Nahrung ist das Fett und Oel vom Wallfische, allerhand Kräuter, Wurzeln, und wildes Obst.

Die Kurilen sind gegen die Fremden eifersüchtig: wenn sie merken, daß diese ihre Weiber oder Töchter verführen wollen, sind sie im Stande, die äusserste Gewalt zu brauchen. Einer des Ehebruchs überführten Frau werden die Haare abgeschnitten, damit man erkenne, was sie ist. Ihre Aeltern und der Mann sind berechtiget, denjenigen, der sie verführet hat, selbst zu bestrafen: die Strafe besteht darinnen, daß man ihm sein Gewehr abnimmt, und ihn jedesmal, wenn man ihm

begegnet,

begegnet, auszieht, ohne daß er sich wehren darf. Der Wein ist in diesem Lande sehr gemein, und jedermann trinkt ihn unmäßig. Uebrigens sind diese Völker sehr faul; sie bauen kein Land, und beschäfftigen sich blos mit der Fischerey und Jagd. Ihre Barken sind nichts, als ausgehöhlte Baum-Stämme, an welche sie auf beyden Seiten Breter befestigen, um die Wände höher zu machen. Sie setzen sich auf diese kleinen Schiffe, und begeben sich kühnlich auf den Wallfischfang, oder andere Fische zu holen, die sie an die Japaner gegen Reiß, Baumwolle, Zwirn, Taback, Pfeifen, Seide, und andere ihnen fehlende Dinge, vertauschen. Das Pelzwerk macht noch einen andern Theil ihres Handels aus: hierzu fügen sie allerhand Vogel-Federn, welche sie in Schachteln aufputzen, und von den Japanern sehr gesuchet werden. Sie sind in Ansehung ihres Handels klug, ja so gar listig, unerachtet sie dem unerlaubten Gewinnste sehr feind sind. Ueberall wo sie hingehen, tragen sie ihren Säbel und Pfeile bey sich, um Bäre, Hirsche, und andere Thiere, die ihnen begegnen, zu erlegen. Ihre Pfeile sind lang, und wohl gearbeitet, mit einem kleinen Wiederhacken an der Spitze

von

von Rohre, welche sie, wenn sie in Krieg gehen, die übele Gewohnheit haben, zu vergiften. Wenn sie einen Gefangenen vom Leben bringen wollen, strecken sie ihn der Länge lang auf die Erde; zwey halten ihm die Arme, zwey andere die Beine, und der, welcher ihn hinrichten soll, hält in beyden Händen eine Keule mit Eisen beschlagen, tanzet um diesen Elenden herum, und giebt ihm etliche Schläge auf den Kopf, und die Brust. Sie behandeln auf diese Weise zuweilen diejenigen, welche sie bey ihren Weibern oder Töchtern antreffen.

Von der Gottheit haben diese Völker nur sehr dunkele Begriffe: die Sonne und den Mond halten sie für die Urheber alles Guten, und erweisen ihnen große Ehre. Nichtsdestoweniger verehren sie einen unsichtbaren König, dem, ihrer Meynung nach, die Berge, die Wälder, das Meer, die Flüsse, zugehören; aber einen ordentlichen Gottesdienst haben sie nicht; man sieht weder Priester, noch einige andere äußerliche Religions-Uebung. Man bemerket nur, daß wenn sie bey dem Feuer trinken, sie an unterschiedliche Oerter auf dem Heerde, etliche Tropfen Wasser, zum Zeichen eines Opfers gießen. Sie

stecken

stecken in die Erde auch Stäbe, woran sie kleine Fahnen binden; so wie man dergleichen ebenfalls in ihren Häusern aufgehangen findet.

Diese Häuser haben keine andern Stützen, als Baum-Stämme, in die Erde gepflanzet. Die Wände sind mit Bretern verschlagen, und das Dach ist mit Baum-Rinde bedeckt. Ihre ganze Höhe besteht in der doppelten Länge eines Mannes; die Thüren aber sind so niedrig, daß man sich bücken muß, wenn man hineingehen will. In der Decke ist eine Oeffnung, damit der Rauch vom Heerde, der allezeit in dem Mittel der Hütte steht, hinausziehen kann.

Bey den Kurilen findet man keine Art von Policey, oder Regierungsforme, noch weniger einige Unterwürfigkeit. Den Gebrauch der Buchstaben kennen sie nicht: die Geschichte des Landes wird von Alter zu Alter mündlich fortgeführet, und man findet wenigen Unterricht darinnen.

Die **Koräken**, die in dem mitternächtlichen Theile des Landes Kamtschatka wohnen, sind viel unreinlicher, ekelhafter, und gröber, als die Kurilen. Ich will Ihnen einige Züge davon geben, die Ihnen unglaub-

lich

lich vorkommen werden, mir aber von meinem Rußischen Edelmanne versichert worden sind. Sie bedienen sich zur Verrichtung ihrer Nothdurft eines Fasses; und wenn dieses voll ist, leeren sie es aus, spülen es aus, und thun für die Bedürfnisse der Haushaltung Wasser hinein. Eine ganze Familie schläft bloß und nackend, unter einer großen Decke, beysammen. Die Russen, die mit ihnen handeln, bringen ihnen eine Art von Erdschwämmen, dafür sie Eichhörner, Füchse, Hermeline, Zobel, und anderes Pelzwerk, eintauschen. Die reichsten Einwohner sammeln einen großen Vorrath dieser Schwämme für den Winter. Wenn sie einander herrlich bewirthen wollen, thun sie solche in ein Gefäß, lassen sie in Wasser weichen, kochen sie hernach, und machen einen Trank daraus, der sie berauschet. Die Armen, die nicht im Stande sind, sich dergleichen zu verschaffen, stellen sich an die Hütten der Reichen, und warten, bis diese kommen, und ihr Wasser abschlagen; da sie denn ihren Urin in einer hölzernen Schaale auffangen, und geschwind trinken, weil er noch den Geschmack der Erdschwämme hat. Dieses sonderbare Getränke macht sie beynahe

eben

eben so geschwind trunken, als das wirkliche. Im Frühlinge, und Sommer, nehmen sie große Haufen Fische, heben sie in Gruben, die sie in die Erde machen, auf, und decken sie mit Birken-Rinde zu. Wenn sie nun vermuthen, daß die Fische verdorben sind, nehmen sie solche zu ihrem täglichen Gebrauche, kochen sie in Wasser, und finden dieses Gericht unvergleichlich. Es riecht so übel, daß die Russen, die mit ihnen handeln, und doch eben nicht so gar ekel sind, den Geruch nicht ausstehen können.

Die Koräken sind aufrichtig, und ohne Verstellung. Sie haben Zauberer aber keine Götzen. Wenn sie auf die Jagd gehen, bitten sie das höchste Wesen, ihre Verrichtung zu segnen. Ihre Hütten sind nicht auf die Erde gebauet; sie stehen auf vier Stützen in der Höhe, um für der Feuchtigkeit, den Ueberschwemmungen, und wilden Thieren sicher zu seyn. Sie steigen vermittelst einer Leiter auf den Gipfel, und durch eine Oeffnung steigen sie hernach in diese wunderlichen Wohnungen herab.

Mein Rußischer Edelmann hat mir versichert, daß Kamtschatka mit Amerika, vermittelst einer bergichen und fast unübersteig-

lichen Erdenge, zusammenhänge: ja er glaubet, daß die ersten Menschen dadurch in die neue Welt gekommen sind. Andere behaupten, daß zwischen Amerika und Kamtschatka ein Arm vom Meere sey, und daß dieser den Weg, zwischen dem Nord-Meere, und dem großen Indianischen Ocean, den man seit so langer Zeit gesuchet hat, ausmache.

Ich komme aber zurück auf die Japaner, von denen ich Ihnen noch allerhand Merkwürdigkeiten zu erzählen habe. Es findt sich in diesem Reiche ein Unterschied an Stande und Würden, der in keinem andern Lande des Orientes so merklich ist. Der Adel hat den ersten Rang; und man kann ihn in drey Classen theilen; in Fürsten, Magistratspersonen, und bloße Edelleute. Erstere machen einen sehr großen Staat; und besitzen den größten Theil der Güther. Unter den zweyten wählet man die Staats-Minister, die Statthalter der Provinzen, und die Oberaufseher der kaiserlichen Domainen ꝛc. Die übrigen halten sich zu den Fürsten, und Statthaltern, oder suchen bey Hofe anzukommen, oder dienen in der Armee. Wenn die Adelichen ausgehen, werden sie von einem zahlreichen Gefolge Bedienter begleitet, derer einer den

Sonnen-

Sonnenschirm, der andere den Hut, dieser den Fecher, jener die Pantoffeln, oder andere Dinge zum Gebrauche seines Herrn, trägt. Diejenigen, welche hohe Aemter bekleiden, lassen einen Haus-Officier mit aufgerichteter Pike vor sich hergehen; und dieses Unterscheidungs-Zeichen ist besonders mit der obrigkeitlichen Würde verknüpfet. Die Fürsten, und vornehmen Herren haben andere Vorzüge; ihr Gefolge ist allemal sehr zahlreich, vornehmlich wenn sie reisen: es begleiten sie zuweilen bis funfzehn tausend Menschen.

Die **Geistlichkeit** machet einen besondern Orden aus, der von sich sehr eingenommen ist, und glaubt, von einem höhern Range zu seyn: weil er aber arm ist, und keinen Einfluß in die Landes-Regirung hat, lebt er im Verborgenen, und in der Niedrigkeit. Eine andere Classe von Einwohnern machen die **Kauf-** die **Handwerks-** und die **Acker-Leute**. Letztere sind sehr arm, und können als der Edelleute Sclaven angesehen werden. Zu eben dieser Classe muß man die **Soldaten** rechnen, die mehrentheils Leibeigene sind, und ihrem Herrn in den Krieg folgen. In Japan giebt es sehr reiche **Handelsleute**; ihr Stand aber ist verachtet, und aus diesem

Vorurtheile kommt es, daß die Holländer, und überhaupt alle Fremde, die der Handlung wegen in dieses Land reisen, wenig angesehen sind. Vergeblich suchen sie sich durch ihren Reichthum, und durch ein gewisses prahlerisches Wesen, das dem Ueberflusse eigen ist, hervorzuthun: die Adelichen des Landes können nicht begreifen, wie schlechte Kaufleute sich unterstehen können, mit ihnen gemein zu thun.

Jede Privatperson ändert den Namen in ihrem Leben verschiedenemal. Sie bekommt einen in der Kindheit; wenn sie aus den Jünglings-Jahren ist, giebt man ihr einen andern; und im Alter, einen dritten. Erhält jemand eine Würde in dem Staate, oder wird in einen andern Stand versetzet, wird ihm auch ein neuer Name beygeleget. Diese Veränderungen, die allezeit mit großen Ceremonien geschehen, veranlassen in der Geschichte dieses Volkes öftere Unordnung, und sind auch in dem täglichen Umgange beschwerlich. Unter den verschiedenen Arten der Einwohner, giebt es auch in Japan, wie anderwärts, Leute, welche sich auf Wissenschaften legen, und darinnen zunehmen. Diese Eiländer thun sich insonderheit in der

Bered-

Beredsamkeit, und in der Dichtkunst hervor. Ihre Redner haben eine besondere Gabe, das Herz zu rühren, zumal wenn sie predigen; und nicht selten geschieht es, daß die Zuhörer Thränen vergießen. Ihre Verse sind voller Anmuth; und was ich Ihnen von ihren dramatischen Stücken gesaget habe, beweiset, daß sie in dieser Art von Litteratur nicht ohne Fähigkeit sind. In ihren Bibliotheken findet man viele Bücher von der Historie, Moral, Religion, Arzeneykunst, dem Ackerbaue, und über gewisse Theile der Naturgeschichte. Die Mönche und Priester, sind diejenigen, die sich, wie in Frankreich, in den ersten Zeiten unserer Monarchie, am meisten auf die Wissenschaften legen. Sie haben in allen Provinzen Academien, und Collegia, wo die jungen Leute hingeschicket werden.

Die **Musik** ist in Japan so unvollkommen, wie in China: man kennet beym Singen, oder Spielen, nicht mehr als eine Stimme. Man singt aus der Gurgel, und aus einem so unangenehmen Tone, daß die Europäischen Ohren sich nicht daran gewöhnen können. Es hat dieses Volk allerhand Arten von Instrumenten: Flöten, Queerpfeifen, Trommeln, Orgeln, Harfen, Trompeten,

Cymbeln, Glocken, Becken ꝛc. In Ansehung der Malerey können sich die Japaner auch keines sonderlichen Fortganges rühmen. Sie haben eine höchst unvollkommene Kenntniß von der Zeichnung, und Perspective; und wenn Sie, Madame, von ihren Schildereyen nach dem gemalten Papiere, das wir aus diesem Lande bekommen, urtheilen werden, können Sie keinen großen Begriff von dem malerischen Geiste dieser Eiländer bekommen. Doch glückt es ihnen noch so ziemlich in der Farbenmischung; auch malen sie noch ganz gut, Blumen und Thiere. In den mechanischen Künsten zeigen sie mehr Geschicklichkeit: sie arbeiten mit großer Feinheit in Golde, Silber, Kupfer, Eisen, Helfenbein, und Holze. Ihre Stoffe, und lackirte Arbeiten übertreffen die Chinesischen; aber man muß auch sagen, daß sie die von den Europäern überkommenen Kenntnisse überhaupt nicht so genutzet haben, wie jene. Der wilde und blutgierige Charakter der Japanischen Nation hat den Christlichen Aposteln nicht mehr Zeit übrig gelassen, als Christum zu predigen, und unter Martern zu sterben, wie er. Die friedfertigen Sitten hingegen der Chineser haben den Mißionarien verstattet, bey ihrem

rem Eifer ihre Geschicklichkeit in den Künsten und Wissenschaften auszubreiten.

Ich habe Ihnen gesaget, Madame, daß die Chineser vorgeben, als ob in Japan kein Porcelain gemachet würde: ich will Ihnen aber doch hier mittheilen, was ich diesfalls von einem sehr wohl unterrichteten Japaner gehöret habe. „Es ist wahr, sagte er, daß nicht alles Porcelain, das wir brauchen, in unsern Fabriquen gemachet wird; wir kaufen vieles von den Chinesern; allein wir machen vieles auch selbst in der Provinz Figen. Die Materie, die unsere Arbeiter dazu nehmen, ist ein weißlicher Thon, der häufig in unseren Bergen gefunden wird. Obgleich dieser Thon natürlicher weise rein ist, so muß er doch, um durchsichtig zu scheinen, geknetet, und gewaschen werden: diese Arbeit ist so mühsam, daß das Sprüchwort entstanden ist, daß Menschen-Knochen zu den Porcelain genommen würden. Sie wissen, setzte der Japaner hinzu, daß unser altes Porcelain viel höher gehalten wird, als das Chinesische, und daß es diesen Vorzug allerdings verdienet; da hingegen unser itziges bey weitem nicht so gut ist. Es beweiset solches, daß das Geheimniß der Zubereitung

verloren gegangen ist. Wir haben aber noch andere weit kostbarere Gefäße, als die von der ehemaligen alten Fabrike: dieß sind unsere **Maatsubos**, welche die Eigenschaft haben, den The nicht allein gut zu erhalten, sondern auch zu verbessern. Der Kaiser hat eine große Menge davon in seinem Schatze; und alle vornehme Herren suchen dergleichen mit vielen Kosten zu erlangen. Die Gestalt dieser Gefäße sieht wie ein kleines Faß, ausgenommen daß der Hals sehr enge ist: dieß macht sie so bequem den The zu verwahren, als ob sie dazu besonders gemachet wären. Man behauptet, sie wären vor diesem auf einer Insel verfertiget worden, mit Namen **Mauri**, die zu Japan gehöret, und in der Gegend der Insel Formosa liegt. Man setzt hinzu, diese wegen ihres Reichthumes, hauptsächlich aber wegen ihres Porcelaines so, berühmte Insel wäre von dem Meere verschlungen worden. So viel ist gewiß, daß man dergleichen Gefäße noch heut zu Tage in der Gegend von Formosa, in einem sehr seichten Meerbusen findet, wo die Fischer untertauchen, und sie heraus holen. Diese Bay ist voller Klippen, welche man sehen kann, wenn das Meer sich zurück gezogen hat. Es ist

also

also möglich, fuhr der Japaner fort, daß etliche mit Chinesischem Porcelaine beladene Schiffe daselbst gestrandet haben. Wenn diese Gefäße aus dem Meere kommen, sind sie mit Muscheln, Corallen, und andern daran hängenden See-Gewächsen überzogen, und selten geschieht es, daß man vollkommen ganz erhaltene bekommt; allein geschickte Arbeiter wissen die Fehler mit so vieler Kunst zu bessern, daß man Mühe hat, das schadhafte zu sehen. Uebrigens läßt man etliche dieser bewachsenen Flecke mit Fleiße daran stehen, um zu beweisen, daß die Gefäße nicht nachgemachet sind. Es giebt ihrer, die so theuer wie Gold verkaufet werden.

In Japan bedienet man sich zum Schreiben eben der **Buchstaben**, wie in China, und die Art zu drucken ist in beyden Reichen einander ziemlich gleich. In Ansehung der **Sprache**, scheint die Japanische eine ursprüngliche und Stammsprache zu seyn, und außer einigen Wörtern, die sie von ihren Nachbarn erborget hat, nichts ähnliches mit den andern Orientalischen zu haben. Ihre Aussprache ist rein, deutlich, sanft, und wohlklingend. Sie schreiben mit einem Pinsel von der rechten, nach der linken Hand; aber

bey dem, daß sie die Chinesischen Buchstaben und Schreibart angenommen haben, haben sie mehrere Accente, nebst anderen Zeichen hinzugethan, welche die Worte besser verbinden, oder unterscheiden.

In der Schiffskunst haben diese Eiländer keinen bessern Fortgang gehabt, als in anderen Wissenschaften, wo es auf geometrische und astronomische Kenntnisse ankommt. Nichts ist elender als ihr Seewesen. Ihre größten Schiffe sind Kauffarthey-Schiffe, die sich fast nicht getrauen, von den Küsten wegzukommen. Ihre Bauart ist so zerbrechlich, daß die Klugheit beym geringsten Winde erfordert, in dem nächsten Haven Sicherheit zu suchen; und da dieser Häven auf allen Japanischen Inseln eine große Menge sind, ereignet es sich selten, daß sie nicht dahin flüchten könnten. Die Ursache dieses unvollkommenen Seewesens kommt daher, daß die Kaiser ihren Unterthanen auch die geringste Lust benehmen wollen, lange Reisen anzustellen; und sie wollen sie dadurch abhalten, ihr Vaterland zu verlassen. Weil also diese Völker glauben, sie könnten aller Gemeinschaft mit den Fremden entbähren, schränken sie ihre Handlung bloß auf ihr eigen Land ein. Es

ist fast nicht zu glauben, wie arbeitsam und åmsig ihre Kaufleute, und wie viel reiche Handelsstädte in diesem Königreiche sind. Die Portugiesen, als die ersten Europåer, die auf diese Inseln gekommen sind, machten anfånglich einen unermeßlichen Gewinn. Sie brachten Kleinigkeiten mit, welche die Japaner, die den Werth davon nicht kannten, begierig kauften, und so theuer bezahlten, als man wollte. Binnen den ersten vierzig Jahren, daß sie nach Japan handelten, gewannen sie unschåtzbare Reichthůmer; der Verfall aber ihrer Handlung fieng mit dem vom Christenthume an, und als die Hollånder dahin kamen, gieng ihre Handlung gånzlich ein. Die vorzůglichsten Waaren, welche letztere nach Japan bringen, sind: Seide von China, Tunkin, Bengalen, und Persien; Stoffe von Seide, Wolle, und Baumwolle von den Kůsten von Coromandel, und von andern Oertern in Indien; Tůcher, Scharsche, und andere Europåische Zeuge; Farbehölzer, Leder, Håute von Bůffeln, und Hirschen; Pfeffer, Zucker, Wůrznelken, Muskaten, und andere Gewůrze; Campher, Queckſilber, Zinnober, Safran, Alaune, Bley, Salpeter; Spiegel, Brillen, Uhren, und tausend

send andere Europäische Waaren. Dafür nehmen die Holländer Gold, Silber, Kupfer, lackirte Schränke, Schachteln, Sonnenschirme, Caminschirme, Fischhäute, Edelsteine, gemaltes Papier, Röhre, Reiß, eingemachte Früchte, und verschiedene Sorten von The.

Die holländische Compagnie bezahlt der Stadt Nangasaqui eine Abgabe von funfzehn vom Hunderte, welche unter die Bürgerschaft vertheilet wird, um die Unlust und Beschwerlichkeit zu vergüten, die ihr der fremde Handel verursachet. Und allerdings fällt er den Einwohnern schwer, da sie harte Fröhnen und persönliche Arbeit dabey thun müssen. Unter denen Waaren, welche die Holländer aus Japan führen, wird alles für contreband gehalten, was nur die Figur eines Götzen hat, ingleichen alle gedruckte Bücher, Papiere, oder Metalle, worauf Japanische Buchstaben stehen, alles gemünzte Silber, die im Lande gearbeiteten Stoffe, besonders aber Gewehr, oder was dem nur ähnlich ist; und die Ueberführung eines dergleichen Betrugs wird am Leben gestrafet.

Ich weiß nicht, Madame, ob ich Ihnen gesaget habe, daß die Einwohner von Lieoukieou, so wie die Chineser, die einzi-

gen

gen Fremden sind, die den Vortheil, in dieses Reich zu handeln, mit den Holländern theilen.

Die Engelländer haben auch eine Niederlage gehabt, man hat sie aber nicht dulden wollen, blos aus der Ursache, weil sie in Verhältniß mit den Portugiesen stunden. Der Herr Colbert hatte im Vorschlage, eine Factorey daselbst anzulegen, sie ist aber nicht zu Stande gekommen. Das Gesetz, vermöge welches kein fremdes Schiff hier einlaufen darf, ist meiner Meynung nach ein Beweis, entweder von der Schwäche des Staates, oder von der wenigen Einsicht derer, die ihn beherrschen. Wenn die Häven gut vertheidiget wären, wie in Europa, was hätte wohl eine so volkreiche, und eine so beherzte Nation, wie die Japaner, zu befürchten? Uebrigens müssen sich die Chineser eben den beschwerlichen Verordnungen unterwerfen, und haben eben so wenige Freyheit, wie die Holländer. Ihr Handel schränket sich auf eine gewisse Anzahl Waaren ein; und so lange, als sie in Nangasaqui bleiben, sind sie, wie ich Ihnen schon gesaget habe, sehr eng eingeschlossen. Sie haben ihre Wohnung, welche sie doch sehr theuer bezahlen, nicht länger inne, als

die Zeit über, da sie verkaufen, welches des Jahres dreymal geschieht, im Früh-Jahre, im Sommer, und im Herbste. Sie haben keinen Agenten, oder Aufseher, wie die Holländer, der in Japan wohnet. Wenn ihr Verkauf geschehen ist, schiffen sie sich wieder ein, und die Factorey bleibet leer stehen. Ihre vornehmste Ladung besteht in Seide, Baumwolle, Zucker, und in allen Arten von Würz- Specerey- und Kräuter- Waaren. Sie haben auch einen großen Verkehr mit philosophischen und moralischen Büchern; ehe sie solche aber verkaufen können, werden sie durch öffentliche Censoren mit der größten Genauigkeit untersucht, und dieser Leute erste Pflicht ist, nachzusehen, daß unter den fremden Büchern keines sich einschleiche, das vom Christenthume handelt. Anstatt der Anlage von funfzehn vom Hunderte, die die Holländer zu Nangasaqui bezahlen, fordert man von den Chinesern sechzig; und sie sind verbunden, den ganzen Gewinnst ihres Verkaufes entweder in Kupfer, oder in andere Landes-Waaren zu vertauschen, weil ihnen nicht erlaubet wird, gemünztes Geld aus dem Lande mitzunehmen.

Das

Das, was man Japanische Stangen nennet, ist eine Art silberner Münze, die sehr unförmlich aussieht, und sowohl in seiner Figur, als Gewichte, und Gepräge veränderlich ist. Die größte ist von sieben Unzen, und die Geringste von anderthalb Quentlein. Die Kupfermünze wird, wie in China, in verschiedener Anzahl bis auf sechs hundert Stücken angereihet; diese aber machen ohngefähr vier oder fünf unserer Livres aus. Alles Geld, das in Japan ausgemünzet wird, ist von einerley Gehalte, und etwas feiner als unsere Louisd'or. Die größten Stücken wiegen eine Unze, sechs Quentlein, die kleinsten, den dritten Theil; alle aber haben ein anderes Gepräge.

Es bleibt mir nichts übrig, Madame, als daß ich noch die Japanische **Kleidung** erwähne, welche von der Chinesischen wenig unterschieden ist. Sie besteht in einem fliegenden Rocke, mehr oder weniger lang, nach Beschaffenheit des Standes der Person, die ihn trägt. Die vornehmen Herren tragen schöne seidene Stoffe, mit goldenen und silbernen Blumen, die zu ihrem Gebrauche besonders verfertiget werden. Unter das Oberkleid zieht man eine oder mehrere Westen; über

über das Ganze aber geht ein breiter Gurt, der auf der Brust zugemacht wird. Die Röcke sind sehr weit, haben große Ermel, und einen langen Schweif. Die Westen gehen auch bis auf die Erde, sind aber etwas kürzer als der Rock. Die übrige Kleidung besteht in Beinkleidern, die über die Knie, hinunter fallen, in kurzen Halbstiefeln, und in lackirten Pantoffeln. Jedermann trägt einen Fecher, der in den Gürtel gesteckt wird; die größte Zierde aber, darauf man am meisten hält, ist der Säbel, und der Dolch, auch an den Gurt befestiget, davon der Griff, und vielmal die Scheide, mit Edelsteinen besetzet sind.

Das gemeine Volk trägt den Rock nur bis auf die halben Beine, und die Ermel gehen nicht weiter als bis an den Ellbogen. Im Winter haben sie Halbstiefeln, und Socken von Leder, Rohre, oder Holze. Zu anderer Zeit gehen sie in bloßen Füßen. Ihr Kleid befestigen sie mit einem Gürtel, der über den Hüften zugebunden wird. Wenn die Japaner nicht auf der Reise, oder im Kriege sind, tragen sie keine Hüte. Die Adelichen rasiren sich das Obere der Stirne, und lassen die übrigen Haare wachsen. Der Bürger hin-

gegen

gegen, der Handwerksmann, und das gemeine Volk behalten die Haare an der Stirne, und rasiren den Hintertheil des Kopfes, lassen aber einen Büschel Haare, wie die Chineser. Den Bart, so wie er hervorkommt, rupfen sie mit Zängelgen aus.

Das **Frauenzimmer** ist ohngefähr eben so **gekleidet**, wie die Mannspersonen. Sie haben einen fliegenden Rock, mit einem sehr langen Schweife, und unter dem Rocke, eine Menge Westen. Aus der Anzahl dieser Westen urtheilet man von dem Stande der Person: man behauptet, daß die Weiber vom ersten Range zuweilen bis dreyßig anhaben; wahr ist es, diese Westen sind von so dünnen und feinem Stoffe, daß viele dazu gehören, um den Anzug dick zu machen. Ihr Gürtel ist breit; und mit künstlich gearbeiteten Blumen bestreuet. Die Mägdgen binden ihn hinten zusammen, die Weiber vorne. Beyderseits sind in Haaren aufgesetzet, aber verschiedentlich, nach ihrem Stande und Herkommen. Die vom gemeinen Stande, binden die Haare oben auf dem Kopfe, und befestigen sie mit einer Nadel. Die Damen binden sie hinten, und lassen sie in Locken fallen. Auf der linken Seite, ein wenig über

dem Ohre, haben sie eine Haar=Nadel, die in das Gesicht geht, und an deren Spitze ein Diamant oder eine Perl hångt; dabey haben sie noch Perlen in den Ohren.

Nach allem dem, Madame, was ich Ihnen von der Japanischen Nation gesaget habe, můssen Sie einen sonderbaren Begriff von ihr bekommen. Und in der That, erwegen Sie nur die verschiedenen Zůge, die ihren Charakter ausmachen. Stellen Sie Sich diese Leute in einer Ecke unserer Erdkugel versteckt vor, wie sie ihr Land allen andern Vőlkern in der Welt verschließen; alle Reisende, die sich bey ihnen sehen lassen, mit Gewalt zurůckweisen; ja auch die, welche durch Sturm an ihre Kůsten verschlagen werden, zu einem ewigen Gefångnisse verurtheilen; ihren Einwohnern den Zwang auferlegen, niemals aus dem Lande zu gehen; mit einem Worte, aller Art von Gemeinschaft mit allen andern Låndern entsagen; und das Band der Geselligkeit, das alle Menschen vereinigen soll, gewissermaßen zerreißen. Es ist diese Nation um so mehr entfernet, mit den Fremden Gemeinschaft zu unterhalten, da sie glaubet, selbst arbeitsam und reich genug zu seyn, um ihrer Nachbarn entbehren zu kőnnen,

und beherzt genug zu seyn, um keinen feindlichen Ueberfall zu befürchten. Japan ist außerordentlich **volkreich**: man sollte sich kaum vorstellen, daß in so einem kleinen Umfange eine so große Menge Einwohner Platz hätten, und ihren Unterhalt fänden. Die **Landstraßen** sind mit Flecken und Dörfern besetzt, die an einander stoßen; man ist kaum aus einem Dorfe heraus, daß man schon wieder in ein anderes kommt; und man reiset viele Stunden, ohne einen leeren Platz zu finden. Außer dieser Menge Menschen, die das Innere des Königreiches bewohnen, sind auch die Seeküsten so besetzet, daß man dächte, die ganze Nation hätte sich da niedergelassen, und das Innere des Reiches wäre öde. Japan hat hiernächst viele **Städte**, davon die zwey vornehmsten, **Meaco** und **Jedo**, den größten Städten in der Welt den Rang streitig machen können. Die **Japaner** sind **kriegerische Völker**, die den Muth bis zur Verwegenheit treiben; sie verachten alle Gefahr, und so gar den Tod, den sie sich um leichter Ursachen willen oftmals selbst geben. Leute von solcher Gemüthsart würden sich schwerlich bezwingen lassen. Ueberdieß sind ihre Inseln der Lage wegen so gut befestiget, daß

sie von den benachbarten Völkern nichts zu befürchten haben.

Die Natur, wie ich Ihnen schon gesaget habe, hat sie mit einem stürmischen Meere, und mit Klippen umgeben, daß man sich ihnen nicht nähern kann. Die Ufer sind steil, und nur in dem einzigen Haven, zu Nangasaqui, können große Last-Schiffe mit Sicherheit Anker werfen, und die Einfahrt ist doch schwer genug. Die Tatarn, die China erobert, und so viele andere Länder, in Asien und Europa, bezwungen haben, sind verschiedenemal vergeblich gekommen, sich dieser Inseln zu bemächtigen: es hat aber nicht das Ansehen, als ob die Japaner jemals der Macht einer andern Nation weichen würden. Die Chineser, die einzigen, welche sie fürchten könnten, sind für ein so wichtiges Unternehmen zu weibisch; und der itzt regirende Kaiser hat mit der Regirung seines Reiches schon genug zu thun, so daß er sich nicht leicht wird lassen einfallen, seine Gränzen über das Meer zu erweitern. Die lange Ruhe, deren die Japaner genießen, kann bey ihnen auch nicht den Fehler der Unthätigkeit wirken, welcher mit der Zeit in Weichlichkeit ausartet: ihre natürliche kriegerische Neigung, und

und ein gewisser Edelmuth, der sich auf ihre Nachkommen fortpflanzet, scheint sie auf immer zu verwahren. Von Jugend auf werden die Kinder an den Klang militarischer Instrumente gewöhnet, und man singt ihnen nichts als Kriegeslieder vor. Die ersten Bücher, die man ihnen in die Hände giebt, enthalten die Geschichte ihrer Helden, besonders derjenigen, die sich selbst das Leben genommen haben: eine dergleichen That hält man hier für den wichtigsten Beweis der Großmuth. Hierzu kommt noch, Madame, daß diese Eiländer vortreffliches Gewehr haben, und sich dessen sehr geschickt zu bedienen wissen. Sie sind so sorgfältig, es zu behalten, daß bey Lebensstrafe verboten ist, es an Fremde zu verkaufen, oder aus dem Lande zu führen. Endlich sind diese Völker arbeitsam, abgehärtet, und leben mit wenigem. Ich wiederhole es nochmals, unendlich viele Sachen, die bey andern Völkern weggeschmissen werden, machen bey ihnen die herrlichsten Gerichte aus. Etliche gemeine Pflanzen, schlechte Seekräuter, einige Muscheln sind ihnen hinlänglich. Wasser ist ihr ordentliches Geträncke; sie gehen barfuß, und in bloßem Kopfe; schlafen auf der Erde, oder auf Matten, und

haben kein anderes Kopfküssen als einen hölzernen Kasten.

Um Meutereyen zu verhüten, die der Müßiggang oder die Armuth anspinnen könnten, ist der Landesherr besorget, einen großen Theil seiner Unterthanen bey öffentlichen Arbeiten anzustellen. Hundert tausend Arbeiter, die man abzuwechseln pfleget, werden täglich zu Erbauung der Tempel, Paläste, Wege, und anderer öffentlichen Gebäude im Reiche gebrauchet. Die Natur hat diesem Volke einen starken und tüchtigen Körper zur Arbeit gegeben, und einen Geist, der fähig ist außerordentliche Dinge zu erfinden. Hiernächst haben die Japaner eine Menge nützlicher und angenehmer Erzeugungen in ihrem Lande. Sie wissen, Madame, was für verschiedene Sorten von Metallen und Mineralien man hier hat; Schwefel, Thon zum Ziegeln, und zu Gefäßen, Crystalle, Edelsteine, Bauholz, große Vorräthe von Getreide, Hülsenfrüchte, medicinische Kräuter und Pflanzen. In Ansehung der mechanischen Künste, liefert Japan ebenfalls alles benöthigte, sowohl was die Materialien, als die Arbeit betrifft.

Unter den Gesetzen ist dasjenige eines der merkwürdigsten, welches den Fremden das

das Königreich verbietet. Ob es nun zwar an und für sich selbst ein hartes Gesetz zu seyn scheinet, so ist doch nicht zu leugnen, daß es in Ansehung der Einwohner, und der Regirungsforme, welche die Kaiser seit Verjagung der Christen eingeführet haben, billig ist. Sie glaubten, daß wenn die Japaner andere Völker besuchten, oder diese zu ihnen kämen, die Ruhe des Staates gestöret, und neue Gewohnheiten eingeführet werden möchten, die mit den Sitten und der Denkungsart der Nation nicht übereinkämen. So bald das Reich nun einmal für die Fremden verschlossen war, konnte dem Willen und der Absicht der Souveraine nichts widerstehen. Die Ehrsucht der bezwungenen Großen, durften sie nicht mehr fürchten, so wenig als die Wuth des Volkes, welches sie unter dem Joche des Gehorsames zu erhalten wissen, noch den Rath und Hülfe der Fremden, die sie von ihren Küsten entfernen. Von dieser Zeit an gaben sie in den Städten und auf den Dörfern scharfe und genaue Verordnungen. Sie änderten die alten Gebräuche, führten neue ein, flößeten den Unterthanen den Eifer zur Arbeit und Emsigkeit ein, hatten ein wachsames Auge auf des Volkes Betragen,

hielten es vermittelst einer großen Menge Aufseher und strengen Richter in den Schranken des Gehorsames, zwangen sie zu einer genauen Beobachtung der Tugend, und, um es kurz zu fassen, machten aus dem ganzen Reiche eine Schule der Weißheit, und guter Sitten.

Ich bin rc.

Jedo, den 4. November, 1745.

Der 73. Brief.

Korea.

Bey meinem Vorhaben, Madame, die Tatarey zu besehen, führte mich mein Weg, als ich mich zu Nangasaqui einschiffete, durch das Königreich Korea, welches, wie Sie wissen, fast an Japan stößt. Wir hatten Mühe daselbst anzulanden; so sehr machen die Klippen und Sandbänke die Anfuhrt gefährlich. Bey unserer Landung hatten wir uns eines vortheilhaften Umstandes zu erfreuen. Es wurde ein vornehmer Tatar von dem Chinesischen Kaiser nach Korea geschicket,

schicket, um einige Zwistigkeiten wegen der Grenzen beyder Staaten beyzulegen. Diesen hatte ich in Peking kennen gelernet, und er erlaubte mir, mich nebst einem Mandarin von der zweyten Classe, und einem Mißionair-Capuciner, der ihm von den Jesuiten war empfohlen worden, in sein Gefolge zu begeben. Wir langten zusammen in der Hauptstadt King-ki-tau an, und ich sah zu meiner Verwunderung, daß wenn der Kaiser von China einen Gesandten nach Korea schicket, der König in eigener Person, nebst einem zahlreichen Gefolge von seiner Leib-Wache, und den Hofbedienten, ihm bis vor die Stadt entgegen geht. Den Gesandten von Korea hingegen erweiset man in China nur mäßige Vorzüge. Sie müssen den Mandarins von der ersten, und so gar von der zweyten Classe, den Rang lassen; sie wohnen in einem Privathause, wo sie in einer Art von Gefangenschaft leben, und gehen nicht anders, als in Begleitung einer Wache aus, die von ihren Handlungen Nachricht geben muß. Wahr ist es, die Chinesischen Gesandten haben hier fast eben so wenig Freyheit, ob man ihnen schon unendlich mehr Ehre erzeiget. Der ganze Platz zwischen ih-

rer Wohnung, und dem königlichen Palaste, ist mit Soldaten besetzet, die nichts thun, als daß sie sich von Hand zu Hand die Billets geben, die man dem Fürsten bringt, der alle Augenblicke wissen will, womit sich die Gesandten beschäfftigen. Zu allen Stunden wirft man diese Zettel durch das Fenster aus des Gesandten Hause; und es werden alle ihre Handlungen und Worte auf das genaueste darinnen beschrieben. Dieser Schein von Aufmerksamkeit und Ehren-Bezeigung, hat keinen andern Zweck, als zu verhindern, daß der Gesandte, nicht etwa unvermerkt, Kenntnisse von der Regirung bekommen möge.

Da ich mich zu dem Gefolge des Gesandten hielt, mußte ich mich anfänglich diesem Zwange auch unterwerfen; man ließ aber nach und nach von dieser großen Schärfe ab, und erlaubte uns zuletzt eben so viel Freyheit, als den andern Einwohnern.

Der Officier, der uns die ersten Tage begleitete, und der die Strenge der Begegnung beyder Völker misbilligte, war um so mehr wegen dieses Mißtrauens verwundert, da die Chineser und Koreer in vorigen Zeiten, so zu sagen, nur eine Nation ausgemacht haben. Er sagte zu mir: „diejenigen, die in unserer

Geschichte

Geschichte bewandert sind, behaupten, daß der erste Beherrscher dieses Königreiches der Vetter eines Chinesischen Kaisers gewesen sey, und sie setzen diese Begebenheit über drey tausend Jahre hinaus. Dieser Fürst machte Korea gesittet, und führte die Gesetze seines Landes ein. Nach ihm haben seine Nachkommen das Land fast neun hundert Jahre beherrschet; bis endlich die Chineser das Land erobert, zinnsbar gemachet, und unsern Königen nur den Titel als Statthalter gelassen haben. Unsere Monarchie hat sich seitdem wieder aufgeholfen, doch allezeit mit der Verbindlichkeit, dem Kaiser von China Tribut zu bezahlen. Das Land hat auch noch mehrere Veränderungen erlitten; indem es bald in die Sclaverey von China gerathen, bald unabhängig, mehrentheils aber mit den Chinesern in Krieg verwickelt gewesen ist. Die Japaner und Tatarn haben ebenfalls einen Theil unseres Landes bezwungen; und erstere besitzen noch heutiges Tages einen kleinen Strich davon, der an der Seeküste zunächst an ihren Inseln liegt. Was aber für unsere Nation am meisten erniedrigend ist, sind die Huldigungen, die unsere Souveraine dem Chinesischen Kaiser jährlich leisten

sten müssen; ja bey des Kaisers Gelangung auf den Thron, müssen sie sich von ihm bestätigen lassen, und er schicket zwey Mandarinen, die ihnen den königlichen Titel, überbringen. Diese Art von Einsetzung empfangen sie kniend, und bezahlen eine gewisse Summe dafür. Zu noch mehrerer Demüthigung kann der neue König seiner Gemahlinn nicht den Titel als Königinn beylegen, wenn er nicht vorher die Erlaubniß von dem Hofe zu Peking erhalten hat. Als einen Beweis dieser äußersten Abhängigkeit will ich Ihnen die Abschrift einer Supplik zeigen, welche ehedem dem Kaiser Kang-Hi von einem unserer Souveraine überreichet worden ist."

Bey diesen Worten zog der Koreische Officier verschiedene Papiere aus seiner Brieftasche, worunter sich ein Schreiben folgenden Innhalts befand: „Ich, Ihr Unterthan, (es sagt dieses der König von Korea zu dem Kaiser,) Ich, Ihr Unterthan, bin einer der unglücklichsten Menschen. Ich bin lange Zeit ohne Erben geblieben, bis ich endlich einen Sohn mit einem Kebsweibe gezeuget habe, deren Glück ich bey dieser Gelegenheit zu machen für meine Schuldigkeit hielt. Aus dieser unrechten Handlung ist alles mein Unglück erwach-

erwachsen. Ich habe meine Gemahlinn gezwungen, sich weg zu begeben, und ich habe meine Concubine an ihre Stelle gesetzet; wie ich denn auch nicht ermangelt habe, Ihnen solches zu melden. Allein, wenn ich bedenke, daß meine Gemahlinn von Eurer Majestät ist zur Königinn gemachet worden; daß sie lange Zeit meiner Famille vorgestanden, mir bey den Opfern geholfen, gegen die Königinn, meine Mutter, ihre Schuldigkeit beobachtet, mich auch viele Jahre beweinet hat, so erkenne ich, daß ich anständiger mit ihr hätte umgehen sollen. Ich wünschte daher, sie wieder in ihrer vorigen Würde zu sehen, mein Kebsweib aber in ihren ersten Stand zu versetzen. Auf diese Weise wird gute Ordnung in meiner Familie herrschen, und bessere Sitten in meinem Königreiche wieder eingeführet werden. Unerachtet nun ich, Ihr Unterthan, durch meine Unwissenheit und Unbedachtsamkeit die Ehre meiner Vorfahren beschimpfet habe, habe ich doch auch Eurer Majestät zwanzig Jahre gedienet, und alles was ich bin, muß ich Ihrer Güte verdanken, die mein Schild und Schutz ist. Da ich keine Angelegenheit weis, die ich vor Ihnen verborgen halte, habe ich mir auch bereits

zwey

zwey oder dreymal die Freyheit genommen, dieser Sache wegen bey Ihnen zu bitten. In der That schäme ich mich, die Gränzen meiner Pflicht überschritten zu haben; aber da es das Wohl meiner Familie, und das Verlangen meines Volkes betrifft, glaube ich, ich könne, ohne den Respect zu verletzen, diese Bittschrift Eurer Majestät überreichen. "

Diese Supplik wurde dem Tribunale der Gebräuche übergeben, welche die Bitte billig fand: zu Folge deren schickte man Commissarien nach Korea, setzte die Königinn wieder in ihre Würde ein, die Concubine aber erhielt ihren Abschied. Bey eben diesem Tribunale werden alle Schreiben untersuchet, die der König von Korea an den Chinesischen Kaiser abschicket; und sollten einige Ausdrücke nicht ehrerbietig genug seyn, muß der zinsbare Fürst eine den Fehlern angemessene Strafe erlegen. Doch unbeschadet dieser weitgetriebenen Unterthänigkeit hat er nichts desto weniger die höchste Gewalt in seinen Staaten: keiner seiner Unterthanen, auch die vornehmsten Herren nicht, besitzen eigenthümliche Güther. Der König giebt sie, wem er will, und auf so lange Zeit, als er sie zu entbähren für gut findet; auch nach dem Tode

des,

des, der den Nießgebrauch davon gehabt hat, fallen sie den königlichen Domainen wieder anheim.

Der königliche geheime Rath ist mit den vornehmsten Land- und See-Officieren besetzet, und sie versammeln sich alle Tage in dem Palaste: keiner aber darf ungefraget seine Meynung sagen, noch weniger sich in die geringsten Angelegenheiten mengen, ohne daß man seinen Rath verlanget. So lange ihre Aufführung unverwerflich ist, sind sie sicher, ihre Stellen zu behalten, wofern sie aber ihre Pflicht vergessen, verlieren sie ihre Güther und Würde: übrigens kommen diese nicht auf ihre Kinder, ihr Betragen sey auch wie es wolle. Mit den andern Hofbedienungen hat es gleiche Bewandniß, und man verläßt sie nicht, als bis man höher steigt. Was die Statthalter und Magistratspersonen in den Städten und Provinzen anbelanget, so bekleiden sie ihr Amt nicht länger als drey Jahre; viele aber kommen nicht bis dahin, und werden des geringsten Versehens wegen abgesetzet. Der Tod, oder die Landesverweisung, sind die ordentlichen Strafen ihrer Untreue; und der Fürst ist von allem, wegen der großen Menge Spionen, die

er

er in allen Städten unterhält, sattsam unterrichtet.

Die **Einkünfte** des Königes bestehen in der Nutzung seiner Domainen, und in den Anlagen auf liegende Gründe. Er bekommt den Zehnden von allen Landeserzeugungen; diese Abgabe aber wird in Natur, nicht in Gelde geliefert. Die General-Pachter, Leute von keinem Herkommen, wie in Frankreich, sammeln sie zur Erndezeit auf dem Felde selbst ein, noch ehe etwas von den Früchten abgefahren ist, und bringen sie in die königlichen, in allen Provinzen erbauten Vorraths-Häuser. Die Staatsbedienten ziehen ihre **Besoldungen** von den Producten der Oerter, wo sie sich aufhalten. Außer dem Zehnden, davon niemand befreyet ist, muß jeder Privatmann, der nicht bey der Miliz eingeschrieben ist, dem Fürsten jährlich drey Tage Hand-Arbeit thun; und diese Frohnen werden von den Statthaltern ausgeschrieben. Weiter kennet man in Korea keine Auflagen, noch Taxen.

Das **peinliche Recht** ist sehr streng. Rebellen, und Verräther werden mit ihrer ganzen Familie ausgerottet; und das Haus des Verbrechers wird geschleifet, ohne daß es jemals wieder aufgebauet werden darf.

Wenn

Wenn eine Frau ihren Mann tödet, wird sie auf einer Landstraße, bis an die Achseln, lebendig eingegraben, und neben ihr eine Axt geleget; ein ieder aber der vorbey geht, den Adelstand ausgenommen, muß ihr einen Hieb in den Kopf geben; da denn die Mitleidigsten, um ihre Marter nicht zu verlängern, sie gleich todschlagen. An dem Orte, wo ein Verbrechen begangen worden ist, müssen die Magistratspersonen ihr Amt eine Zeitlang niederlegen; die Städte aber verlieren ihren Statthalter, und kommen unter die Gerichtsbarkeit einer andern Stadt. Mit eben dieser Strafe werden diejenigen Städte beleget, die sich wider ihren Commendanten auflehnen, oder ungegründete Klagen wider ihn anbringen.

Ein Mann, der seine Frau **Ehebruchs**, oder eines andern wichtigen Verbrechens überführen kann, hat das Recht sie zu töden. Ueberliefert er sie der Obrigkeit, so wird sie zum Tode verurtheilet; jedoch steht ihr die Wahl der Todesstrafe frey. Gemeiniglich wählet sie, daß man ihr die Kehle abschneide. Der Ehebruch wird auch bey den Männern, und sonderlich bey vornehmen Leuten, am Leben gestrafet. Der Vater des Schuldigen,

oder wenn er nicht mehr lebet, der nächste Verwandte, muß das Amt des Nachrichters verrichten. Der Verbrecher kann sich ebenfalls die Art des Todes auslesen: mehrentheils läßt er sich den Rücken mit einem Degen durchstoßen. Ein unverheuratheter Mensch, den man mit einer verehlichten Frau im Bette antrifft, wird auf eine sonderbare Art bestrafet. Man zieht ihm alle seine Kleider aus, und läßt ihm nichts als die Leinwandnen Beinkleider. Jedes Ohr wird mit einem Pfeile durchstochen; das Gesicht mit Kalche beschmieret; auf die Achseln bindet man ihm ein kupfernes Becken, und in dieser Gestalt muß ihn der Nachrichter durch alle Gaßen führen, und von Zeit zu Zeit auf das Becken schlagen: hierauf zieht man ihm die Beinkleider herunter, und giebt ihm vierzig oder funfzig Stockhiebe auf den Hintern.

Ein Herr, der seinen Sclaven, auch einer leichten Ursache wegen, tödtet, darf keine Strafe leiden; wenn er aber den Sclaven eines andern umbringt, muß er seinen Werth dreyfach ersetzen. Der Todschlag an einem freygebohrnen Menschen wird auf folgende Art bestrafet. Wenn der Todschläger lange genug mit Füßen ist getreten worden,

den, so wird der Eßig, womit des Verstorbenen Körper ist abgewaschen worden, ihm mit einem Trichter eingegossen. Wenn er davon recht angefüllet ist, schlägt man ihn mit einem Stocke auf den Leib, bis er stirbt. Die Strafe des **Diebstahles** besteht darinnen, daß man den Dieb so lange mit Füßen tritt, bis er stirbt. Dem ungeachtet sind die Koreer diesem Laster sehr ergeben. **Schuldner**, die ihre Gläubiger nicht bezahlen wollen, kriegen die Bastonnade auf die Schienbeine; und die Strafe wird aller vierzehn Tage wiederholet, so lange bis sie bezahlet haben. Sterben sie, ohne ihre Schuld abgetragen zu haben, müssen die Verwandten bezahlen, oder eben diese Strafe ausstehen. Auf solche Art verlieret niemand sein geliehenes Geld; und in Korea wird nicht verstattet, wie in Frankreich, daß die Kaufleute ruiniret, oder die den Gläubigern gethanene Versprechen vereitelt würden.

Die **Bastonnade** ist hier eben so gewöhnlich, und nicht schimpflicher, als in China. Ein zu unrechter Zeit gesagtes Wort ist vielmal hinlänglich, solche zu verdienen. Man giebt sie bald auf die Schienbeine, bald

auf die Fußsolen, am öftersten aber auf den Hintersten.

Letztere Art ist besonders für Kinder, Mönche, und Weiber bestimmet. Den Weibern werden Beinkleider angezogen: auch bekommen sie diese Züchtigung auf die Waden. Wenn einer die Bastonnade kriegen soll, wird ihm ein Rock über den Kopf geworfen, der bis auf bie Fersen heruntergeht, damit man ihn leichter züchtigen könne. Hundert Schläge werden der Todesstrafe gleich geachtet; es geschieht aber zuweilen, daß der Leidende vor dem sechzigsten stirbt. Wenn das Verbrechen den Tod nicht verdienet, werden nur dreyßig Streiche auf einmal gegeben; zwey oder drey Stunden hernach aber wird die Strafe wiederholet, bis zu der durch das Urtheil gesetzten Zahl. Der Stock, der dazu gebrauchet wird, ist ein Stab von eichenem Holze, eines Armes lang, auf einer Seite abgerundet, auf der andern aber flach, zwey Finger breit, und von der Dicke eines Thalers. Bey der Execution schreyt der Verbrecher erbärmlich. In den Städten können die Unterstatthalter, oder die anderen Unterrichter, keine Lebensstrafe auferlegen, das Urtheil müßte denn durch den Oberstatthalter

halter der Provinz bestätiget worden seyn. Die Staatsverbrecher werden in dem königlichen Rathe verurtheilet; der aber selbst, ohne den Bericht an den Fürsten gemachet zu haben, ihr Schicksal nicht entscheiden kann.

Die Militair-Verfassung ist eben so ordentlich eingerichtet, als das civil-Wesen. Jede Provinz hat einen General, dem vier oder fünf Officiere, derer jeder ein Regiment commandiret, untergeordnet sind. Diese Obersten haben Hauptleute unter sich, welche zugleich Statthalter einer Stadt, oder einer Festung sind. Es giebt kein Dorf, darinnen der Staat zu Erhaltung der Policey nicht einen Commendanten hielte, wäre es auch nur ein Feldwebel oder Corporal. Die Unterofficiere müssen ein Verzeichniß von den Soldaten verfertigen, die sich in jedem Truppe befinden, und es, nebst einer Liste des Volkes, das sich in ihrem Bezirke aufhält, alle Jahre ihrem Hauptmanne einhändigen. Auf diese Art hat man allezeit eine richtige Rolle der Mannschaft, die in des Fürsten Dienste steht. Die Fußgänger tragen eine Muskete, einen Säbel, eine Pike, ein geharnischtes Bruststück, und eine Sturmhaube. Alle Soldaten müssen sich auf ihre

Kosten, mit funfzig scharfen Patronen versehen. Die Reiter haben auch eine Sturmhaube, und einen Küraß; aber anstatt der Muskete führen sie einen Bogen und Pfeile, einen Säbel, und eine Art von Peitsche, oder Geissel, mit Spitzen versehen. Alle Jahre wird jedem, so wie den Fußgängern, drey Stücken Leinwand zu seiner Kleidung ausgetheilet.

Es giebt in diesem Lande eine Art von militarischen **Mönchen**, welche, wie bey uns die Invaliden, zur Besatzung der Schlösser und festen Plätze gebrauchet werden. Jede Stadt liefert, nach der Reihe, einen Haufen solcher geistlicher Soldaten, die sie aus ihrem Bezirke nimmt. Sie stehen unter Officieren von ihrem Stande, müssen sich aber nach eben den Regeln richten, wie die ordentliche Miliz. Man sagt, sie wären sehr beherzt, und sie werden als die besten Truppen in Korea angesehen. Der Fürst unterhält in seiner Residenz allezeit eine große Anzahl Soldaten; ihr Dienst aber besteht in der Wache, die sie um seinen Palast halten, und daß sie ihn auf seinen Reisen begleiten. Aller sieben Jahre schicken die Provinzen wechselsweise ihre freygebohrnen Einwohner, die

zwey

zwey Monate lang den Palast bewachen. Wenn der Fürst öffentlich erscheinet, geschieht es mit aller möglichen Pracht, die seine königliche unumschränkte Hoheit erfordert. Er wird von dem ganzen Adel begleitet. Jeder von ihnen führet die Zeichen seines Ranges; diese aber bestehen in einem hinten und vorne gestickten Gewande, in einem schwarz seidenen Rocke, und in einer sehr breiten Binde. Die Officiere, zu Pferde und zu Fuße, gehen vor dem Monarchen her; einige mit Fahnen, und Panieren, andere spielen auf militarischen Instrumenten. Die Leib-Wache, die darauf folget, besteht aus den vornehmsten Bürgern der Hauptstadt, und Ihre Majestät, in der Mitten, wird unter einem sehr kostbaren Himmel getragen. Jedermann beobachtet das tiefste Stillschweigen; und damit niemand in den Verdacht komme, geredet zu haben, nehmen die meisten ein kleines Stück Holz, wie einen Knebel, in den Mund: kaum ist erlaubet, zu husten. Wer dem Könige begegnet, muß sich umdrehen, ohne den geringsten Blick auf ihn zu richten. Vor dem Fürsten geht einer der vornehmsten Officiere her, der ein Kästgen trägt, worinnen alle Bittschriften und Aufsätze gesammelt

 werden,

werden, die das Volk auf der Spitze eines Stabes einreichet. Zuweilen werden diese Bittschriften längst den Mauern angehänget, damit man nicht sehe, wer sie übergiebt: sie werden alsdenn von dazu bestellten Leuten abgenommen. Nach des Monarchen Rückkehr werden sie ihm eingehändiget; sein Entschluß aber wird in dem Augenblicke vollzogen. In den Gaßen, wo der König durchkommt, müssen alle Thüren und Fenster der Häuser zugemachet seyn.

Weil **Korea** eine **Halbinsel** ist, die mit dem festen Lande nur durch ein unübersteigliches Gebirge zusammenhängt, richtet die Regirung ihre meiste Sorge auf die Vertheidigung ihrer Häven, und unterhält dieserwegen eine ansehnliche **Flotte**. Jede Stadt muß ein Schiff ausrüsten, das nicht leicht mit weniger als drey hundert Mann besetzet ist. Man bewaffnet diese Schiffe mit etlichen Canonen, und mit einer großen Anzahl Granaten. Jede Provinz hat einen besondern **Admiral**, der alle Jahre die von ihr gelieferten Schiffe besehen und untersuchen, an den **Groß-Admiral** aber einen Bericht abstatten muß. Nimmt einer dieser Officiere seine Schuldigkeit nicht in Acht, wird er entweder

weder verbannet, oder er kriegt die Bastonnade, oder er wird am Leben gestrafet.

Die Religion des Foe, die unter dem Volke in China in so großem Ansehen ist, hat auch in Korea, so gar unter den Großen, viele Anhänger. Das ganze Land ist voller Tempel, die dieser Indianischen Gottheit gewidmet sind: sie stehen aber alle außerhalb den Städten; denn innerhalb derselben leidet man keine Pagoden: wie denn überhaupt die Koreer sich mit dem Dienste der Götter nicht viel zu thun machen. Man sieht daher hier nicht, wie in Japan, alle die Wallfahrten, oder Andachts-Reisen, wozu die Frömmigkeit den Namen hergeben muß, ein lüderliches Leben aber der Bewegungsgrund ist; Reisen, welche Anlaß geben, daß ganze Familien von Stadt zu Stadt, und aus einer Provinz in die andere herumziehen, und der Müßiggang auf Kosten der Leichtgläubigkeit und des blinden Aberglaubens unterhalten wird. Die Koreer machen vor ihren Göttern etliche Verzuckungen zum Scheine, sie verehren sie aber wenig. An gewissen Festtagen versammeln sie sich in den Tempeln, zünden ein Stück wohlriechendes Holz an, legen es vor dem Götzen hin, machen ihm eine tiefe Verbeu-

gung, und gehen davon. Dies ist ohngefähr alles, was sie bey dem Dienste ihrer Gottheit verrichten. Uebrigens glauben sie, daß die Tugend in jenem Leben werde belohnet, die Laster aber bestrafet werden. Sie haben weder Predigten, noch Religions-Geheimnisse, folglich auch keine Religions-Streitigkeiten. Diejenigen, die den Foe nicht anbethen, folgen den Regeln des Confucius.

Die **Mönche**, davon das Land überschwemmet ist, lassen sich die Verehrung der Götter eifriger angelegen seyn. Ihr Dienst erfordert, den Göttern, des Tages zweymal, Räucherwerk zu bringen; und bey großen Festen steht der Superior des Klosters diesen Opfern selbst vor. Die übrigen Ordensbrüder sind alsdenn dabey, und machen mit kupfernen Kesseln, Becken, und Trommeln ein solches Lärmen, daß der ganze Tempel erschallet. Ihre **Klöster** und Kirchen werden durch den Beytrag des Volkes unterhalten; alle aber sind haußen vor die Städte, oder auf die Berge gebauet. Jedes Kloster ist der Stadt, die es gestiftet hat, untergeben. In einigen sind fünf oder sechs hundert Mönche befindlich; und manche Stadt ernähret in

ihrem

ihrem Gebiete bis vier tausend Ordens-Geistliche. Sie sind in verschiedene Rotten abgetheilet, etliche von zehn Mann, andere von zwanzig, und etliche zuweilen von dreyßig. Der älteste unter ihnen gebietet den andern; und wenn die unteren die Ordens Regel übertreten, werden sie nach der im Lande gewöhnlichen Art gepeitschet. Verdienet das Verbrechen eine schärfere Strafe, wird der Schuldige der weltlichen Obrigkeit ausgeliefert.

Diese Mönche sind an kein Gelübde gebunden; es steht ihnen frey, ihren Stand, wenn er ihnen misfällt, zu verlassen. Ihre Lebensart ist sehr streng; überdieß überhäuft man sie mit Abgaben, und Frohnen; die Nation aber verachtet sie, und sieht sie wie Sclaven an. Doch giebt es einige, die am Hofe leben, und in großem Ansehen stehen. Man nennet sie des **Königes Mönche**; und sie tragen auf ihren Kleidern ein Zeichen, das sie von den andern Mönchen unterscheidet.

Alle Mönche im Lande rasiren sich die Haare und den Bart. Der Umgang mit dem Frauenzimmer ist ihnen untersaget; auch dürfen sie kein Fleisch von Thieren essen. Diese drey Puncte sind ihnen so genau vorgeschrieben, daß wer dawider handelt, grausam gepeit-

peitschet, und aus dem Kloster gejaget wird. Wenn sie die Tonsur erhalten, wird ihnen ein Zeichen auf den Arm gedrücket, das niemals vergeht. Sie erhalten sich von ihrer Arbeit, vom Handel, von Allmosen sammeln, und von der Freygebigkeit der Statthalter; welches sehr mäßige Allmosen ausmachet. Sie legen sich auch auf die Unterweisung der Jugend: wenn ihre Schüler in ihren Stand treten wollen, so behält man sie zum Dienste des Klosters, und das was sie durch Arbeit verdienen, gehöret ihren Lehrern; nach dessen Tode, erben sie sein Vermögen, und betrauren ihn, wie ihren eigenen Vater.

In Korea sind Ordenshäuser für **Nonnen**, wo man, um aufgenommen zu werden, seine Ahnen beweisen muß, wie in den Stiftern von Deutschland. Es giebt aber auch **Nonnen-Klöster** für geringere Personen: die einen wie die andern haben die Haare abgeschnitten, müssen den Dienst in dem Tempel verrichten, und leben im Ehelosen Stande, nach Art unserer Canonißinnen, bis sie Gelegenheit finden, sich zu verheurathen.

Die meisten **Klöster** sind an lustige und bequeme Oerter gebauet. Hier, wie in Japan,

pan, und vielleicht auch wie in Europa, besuchet man sie zum Vergnügen sowohl, als aus Andacht. Die Vortrefflichkeit der Lage zieht eine Menge Adelicher dahin, welche mit ihren Maitressen, und zuweilen mit öffentlichen Weibsbildern, die sie daselbst finden, oder mitbringen, sich lustig machen. Die Ausschweifung ist daselbst so groß, daß diese Klöster mehr lüderlichen Häusern ähnlich sind, als einsamen Oertern, die der Buße gewidmet seyn sollten. Eine Sache, die diesem Lande nicht Ausschlußweise eigen ist, ist die Liebe der **Mönche** zum **Trunke**.

Die **Koreer** sind, überhaupt zu reden, von vortheilhafter **Gestalt** und Gesichtsbildung, von einem gelinden und geselligen **Charakter** gegen Fremde, ausgenommen gegen die, welche das Unglück haben, an ihren Küsten zu stranden; denn diesen begegnet man eben so hart, wie in Cochinchina. Sie sind einfältig und leichtgläubig, zu gleicher Zeit aber betrügerisch, und Lügner. Betrügerey hat ihrer Meynung nach nichts verunehrendes, sie halten ihn vielmehr für eine Art von Ruhme. Unterdessen sucht man dieses Laster von Zeit zu Zeit zu unterdrücken; und sie haben ein Gesetz, welches die Ersetzung des Schadens

dens anbefiehlet, für diejenigen, die im Handel sind betrogen worden. Von Natur sind sie weibisch, der Wollust und dem lüderlichen Leben ergeben, und lieben das Tanzen und die Musik ungemein. Ihre Neigung ist nichts weniger als kriegerisch: sie fürchten die Verheerung, und rechnen für das größte Unglück, wer sein Leben in einer Schlacht wagen muß. In einem der letzten Kriege mit den Japanern verließen sie ihren König, der vom Feinde getödet wurde, und versteckten sich in ein Holz, wo mehr Leute durch Hunger als durch das Schwerd umkamen. Man hat sie oftmals für einer Handvoll Europäer fliehen gesehen, wenn sie etwa kamen, ein Schiff zu plündern, das an ihren Küsten Schiffbruch erlitten hatte. Sie scheuen sich vor dem Blute so sehr, daß wenn sie einige Merkmale davon auf dem Wege finden, sie davon laufen. Der Anblick eines Kranken schreckt sie nicht weniger, zumal wenn er mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist. Sie schaffen ihn alsdenn heraus vor die Stadt, legen ihn mitten auf das Feld in eine stroherne Hütte, wo die nächsten Anverwandten ihn versorgen, und die Vorbeygehenden warnen müssen, sich entfernet zu halten. Ein Unglücklicher,

cher, der keinen Freund hat, ihm zu helfen, wird von aller Welt verlassen; und man läßt ihn ohne Rettung sterben. Wenn man weis, daß eine Stadt von der Pest angestecket ist, vermachet man alle Zugänge mit dicken Hecken; und auf das Dach des angesteckten Hauses wird ein Zeichen gemachet, um jedermann zu warnen. Das Land bringt eine Menge Arzeney-Kräuter hervor; das Volk aber kennet sie nicht; und niemand bedienet sich der Aerzte, als die Vornehmen. Die Armen nehmen ihre Zuflucht zu Zauberern, und zu Blinden, die in Korea, wie anderwärts, vielleicht eben so viel ausrichten, wie die Aerzte.

Alle Häuser im Lande sehen höchst armselig aus, ausgenommen die Häuser der Adelichen. Die Dächer sind mehrentheils mit Strohe, oder mit Rohre gedecket; und wer mit Ziegeln decken will, der muß die Einwilligung dazu von der Regirung erlangen. Ueberdieses sind sie niedrig und enge, stehen auf hölzernen Pfählen, und von einander abgesondert. Die Mauern sind von Leimen, oder leichten Mauerwerke; das Erdgeschoß ist gewölbet; und im Winter zündet man Feuer darinnen an, welches eine Hitze gibt,

wie

wie ein Ofen. Das Gewölbe ist mit in Oel getränkten Papiere bedecket. Das Haupt-Gebäude hat wenig Umfang, und besteht blos in einem Stockwerke, mit einem Boden, wo die Vorräthe hingeleget werden; der Hausrath ist so schlecht als möglich, und enthält kaum das Nothdürftige.

Die **Wohnungen** der **Adelichen** sind angenehmer und weitläuftiger: ihre Häuser haben eine Vorlage, wo ihre guten Freunde wohnen, wo sie Gastgebote geben, und Besuch annehmen. Man findt daselbst auch einen großen Hof, ein Wasser-Stück, und einen Garten mit bedeckten Gängen. Die weiblichen Zimmer liegen in dem Innersten des Hauses, und kein Fremder darf dahin kommen: doch haben die Weiber zuweilen die Freyheit, Leute zu sehen, auch bey der Tafel mit zu speisen; sie sitzen aber abgesondert, und allezeit im Angesichte des Mannes, der sie nicht aus den Augen läßt.

Die Koreer wissen nichts von **Wirthshäusern**: sie ersetzen diesen Mangel durch ihr großmüthiges Bezeigen, in Ausübung der Gastfreyheit. Ein Reisender darf sich nur an die nächste Wohnung, die er antrifft, setzen, so bringt man ihm Reiß, und zuge-

richte-

richtetes Fleisch in Menge. Hier kann er sich so lange aufhalten, als er will; und wenn er nur nicht an einen Ort zweymal kommt, kann er sicher seyn, daß er überall auf gleiche Weise aufgenommen wird.

Bey diesem Volke sind die **Ehen** bis in den vierten Grad der Verwandtschaft verboten: zuweilen werden sie schon unter Kindern von sieben und acht Jahren geschlossen. An dem Hochzeit-Tage sezt sich der Bräutigam, in Begleitung seiner guten Freunde, zu Pferde, reitet in der Stadt herum, und hält vor der Thüre seiner Braut still; sogleich kommen die Verwandten heraus, und bringen ihm seine Verlobte; die Hochzeit wird gefeyert, und die Heurath ohne weitere Umstände vollzogen.

Ein **Mann** kann außer seinem Hause mehrere **Weiber** unterhalten; denn nach den Gesetzen darf er in dem Hause nicht mehr als eine haben. Die Vornehmen, die sich in allen Ländern über die Gesetze wegsetzen, nehmen ihrer zuweilen drey und viere. Ueberhaupt haben die Koreer wenig **Achtung** für ihre Weiber; sie gehen nicht viel besser mit ihnen um, als mit ihren Sclavinnen. Sie jagen sie fort, wenn es ihnen gefällt, und

zwingen sie vielmals, die Kinder mit zu nehmen. Die Weiber hingegen dürfen ihre Männer nicht verlassen, und können nicht geschieden werden, als durch richterlichen Ausspruch. Diese barbarische Gewohnheit hat wenigstens den Nutzen, daß die Bevölkerung befördert.

Bey dem Absterben eines Vaters, gehöret der wichtigste Theil der Erbschaft, als das väterliche Haus, mit dazu gehörigem Hausrathe, dem ältesten Sohne; das Uebrige wird unter die Brüder in gleiche Theile vertheilet. Die Töchter haben an der Verlassenschaft gar keinen Antheil, weil eine Frau zu ihrem Manne nichts als ihre Kleider bringt. Wenn der Vater einer Familie sehr alt ist, begiebt er sich seiner Güter freywillig, und der älteste Sohn nimmt Besitz von dem Hause; dieser läßt alsdenn ein kleineres vor den alten Vater bauen, sorget für seinen Unterhalt und Bedürfnisse, und ob er gleich nichts weiter zu erwarten hat, erweiset er ihm doch alle Ehrfurcht und Unterthänigkeit. Diese gute Denkungs-Art muß uns selten und merkwürdig scheinen.

Die Trauer um einen Vater dauert drey Jahre, und ist eben so streng, wie in China. Binnen dieser Zeit ist verboten, ein Amt zu verwal-

verwalten, sich den Zorn übereilen zu lassen, sich zu schlagen, hauptsächlich aber sich voll zu trinken. Eheleute müssen abgesondert schlafen; denn die zu solcher Zeit erzeugten Kinder würden als unächt gehalten. Das Trauer-Kleid besteht in einem Rocke von grober Leinwand, worunter man eine Art von härenem Hemde zieht. Auf dem Hute, der von grünem, geflochtenem Schilfe gemacht ist, trägt man einen hänfenen Strick, anstatt eines Crepp-Flors. Man geht alsdenn auch nicht ohne ein großes Rohr, oder langen Stab, der den Unterschied anzeiget, um wen man trauret. Das Rohr zeiget den Tod des Vaters an; und der Stab, den von der Mutter. Der Gebrauch der Bäder ist binnen der Zeit der Trauer verboten; vielmehr suchet sich jedermann durch verabscheuungswürdige und ekelhafte Unreinlichkeit hervor zu thun.

So bald ein **Mann** gestorben ist, laufen die Frau, Kinder, Brüder, und alle nächste Anverwandte in den Gassen herum, wie Unsinnige, reißen sich die Haare aus, und machen ein entsetzliches Geheul. Die Toden **begräbt** man nicht eher, als im Frühjahre, oder Herbste: unterdessen, bis der Tag des Leichenbegängnisses herankommt, wird

der Leichnam, in dem Hofe oder Garten, in einer strohernen, auf vier Pfählen stehenden Hütte, beygesetzet. Der Verstorbene, dem man seine besten Kleider anzieht, ist in einem Sarge verschlossen, dessen Fugen ungemein fest schließen, und neben ihm wird etwas von Geschmeide gelegt, das er, wie man glaubt, in der andern Welt könnte nöthig haben. Wenn der Tag der **Beerdigung** angesetzet ist, welches nicht leicht geschieht, ohne die Wahrsager befraget zu haben, so begeben sich die Verwandten den Tag vorher in die Behausung des Verstorbenen, und bringen die Nacht mit Essen, Trinken, und Lustbarkeiten zu. Früh Morgens, mit Tage, geht der Zug fort: diejenigen, welche die Leiche tragen, singen nach einem gewissen Tacte, und gehen mit gemessenen Schritten; die Verwandten aber, und übrigen Begleiter, erfüllen die ganze Luft mit einem unordentlichen, und traurigen Geschreye. Für Leute aus dem Pöbel gräbt man ein Loch von fünf oder sechs Fuß; vornehme Leute aber werden in eine ausgemauerte Gruft gesenket, die besonders dazu erbauet ist: über selbige wird die Bildsäule des Verstorbenen gesetzet, mit einer Aufschrift, die seinen Namen, Stand,

und

und Bedienung anzeiget. Drey Tage nach der Beerdigung begiebt man sich wiederum an das Grab, um einige Opfer zu bringen. Alle Monate wird das auf dem Grabe gewachsene Gras abgeschnitten, und die Opfer werden wiederholet. Diese Leichen-Ceremonien sind hier, wie bey den Chinesern, die vorzüglichsten, und fast einzigen Religions-Uebungen.

Die Koreer haben von eben diesen Völkern die **Hochachtung** für die **Wissenschaften** gelernet, unerachtet sie darinnen noch nicht weit gekommen sind. Sie haben **Gelehrte** und **Doctores**, die sich durch zwey Federn auf der Mütze unterscheiden; und man erhält diese Würde nach angestellten Prüfungen. Der Zulauf der Candidaten ist allezeit sehr groß; aber ordentlich werden die Stimmen erkaufet, welches denn die Erlangung der Würde sehr kostbar macht. Diejenigen, die das Doctorat erhalten, sind mehrentheils mit einer civil, oder militar-Bedienung versehen; und der Zweck ihrer Ehrbegierde ist, in beyden Ständen gebraucher zu werden.

Die **Kinder** unterrichtet man bey Zeiten in denen im Lande üblichen Wissenschaften.

Ihre Erziehung ist nicht streng; man suchet sie durch Ehre und Beyspiele aufzumuntern; man erzählet ihnen die Tugenden und die Geschicklichkeit ihrer Voraltern; man stellt ihnen vor, daß der Fleiß der einzige Weg sey, zu Glücke und Ehrenstellen zu gelangen; und diese Schilderungen erwecken bey ihnen Eifer, und Aemsigkeit. In jeder Stadt ist ein öffentliches Gebäude, wo die Jugend zusammen kommt, und wo man ihr die Geschichte des Landes, hauptsächlich aber die Processe bekannter Missethäter, die ihrer Verbrechen wegen am Leben sind bestrafet worden, liest.

Der Koreer Wissenschaft schränket sich ein auf die Kenntniß der Moral, so wie sie in den Schriften des Confucius gelehret wird. Ihre Sprache, die von der Chinesischen unterschieden ist, wird auch mit eigenen Buchstaben geschrieben: das Volk, und die Weiber bedienen sich dieser; aber die Gelehrten schreiben mit Chinesischen Buchstaben; wie denn auch diese Sprache eine ihrer wichtigsten Beschäfftigung ist. In der Hauptstadt ist eine zahlreiche Bibliothek befindlich, worüber der erste Prinz vom Geblüte die Aufsicht hat: dieß alles aber verhindert nicht,

nicht, daß sie nicht äußerst unwissend wären, insonderheit was die Geographie betrifft. Sie glauben, es gebe in der Welt nicht mehr als zwölf Landschaften, die sich nicht weiter als das Königreich Siam erstreckten. Wenn die Europäer ihnen von andern Ländern in der Welt etwas vorsagen, fangen sie an zu lachen, und fragen. wie es möglich sey, daß die Sonne so viele Länder bescheinen könne?

Ihren Calender erhalten sie aus China, weil sie selbst nicht Einsicht genug haben, selbigen zu verfertigen: sie schicken daher alle Jahre einen Gesandten ab, ihn zu holen.

Man giebt Korea hundert und achtzig Stunden in der Länge, von Norden nach Süden; und hundert und zwanzig in der größten Breite. Es ist von China durch einen großen hölzernen Zaun abgesondert, der beyden Reichen zur Gränze dienet. Man rechnet ohngefähr hundert und fünfzig Städte, eben so gebauet, und mit Mauern umgeben, wie die Chinesischen. Das Land wird von zwey ansehnlichen Flüssen durchströmet, davon einer seinen Lauf nach Osten, der andere nach Westen nimmt, unerachtet beyde aus einem Berge entspringen, der die Halbinsel

mit dem festen Lande verbindet. Die **Luft** ist außerordentlich kalt, insonderheit in den mitternächtlichen Provinzen. Der **Schnee** fällt hier so häufig, daß man genöthiget wird, um von einen Hause zu dem andern zu kommen, Wege unter dem Schnee zu machen. Im Winter binden die Einwohner kleine Breter, wie ein Racket geschnitten, an die Füße, um auf dem Schnee fort zu kommen. Der **Reiß** wächst sparsam, und **Baumwolle** erbauet man gar nicht: das Volk ist in grobe hänfene Leinwand, und in Schaaf-Felle, gekleidet. Hingegen findt man viele **Ginsen-Wurzel**, (gin-seng) mit welcher die Koreer nach Japan und China stark handeln. Die **mittägigen** Gegenden des Landes sind sehr **fruchtbar**, und liefern alles was zum Unterhalte nöthig ist. Die Japaner haben daselbst **Taback** zu pflanzen gelehret, dessen Gebrauch vorher völlig unbekannt war. Heut zu Tage rauchen ihn Manns- und Weibspersonen durchgehends; ja man gewöhnet die Kinder schon seit dem vierten und fünften Jahre dazu. Als man den Taback zum ersten male hieher brachte, bezahlten die Einwohner so viel Silber dafür, als er schwer war; und weil er ihnen anfänglich durch die

Hol-

Holländer zugeführet wurde, sehen sie Holland, als das beste Land in der Welt, an.

Korea hat Bergwerke von Bley, Eisen, und Silber; es hat Tiger- Zobel- und Biber-Häute; eine Menge Vieh von allen Arten; und zahme und wilde Vögel im Ueberflusse. Crocodille sieht man auch sehr häufig, und sie sind eben so begierig auf Menschen- als Fisch-Fleisch. Die Koreer haben, wie ich schon gesagt habe, ihren größten Handel mit den Japanern und Chinesern, und bringen ihnen Bley, Hanf, und hauptsächlich Ginsen-Wurzel, (gin-seng.) Dafür tauschen sie ein, Gewürze, Papier, wohlriechende Hölzer, und andere Waaren. Kein anderes Geld kennet man, als kleine Stücken von Kupfer; die großen Zahlungen geschehen in Silber-Stangen, die nicht bezeichnet sind.

Und dieses ist es, Madame, was ich von einem Lande zu sagen weiß, woselbst ich nur wenige Zeit zu verweilen gedenke. Dem Gesandten, den ich in hiesige Hauptstadt zu begleiten die Erlaubniß erhalten habe, ist eine wichtige Commißion an die Nation der Mantcheoux aufgetragen; und ich werde diese

Gelegenheit nutzen, die Sitten und Gebräuche der Tatarn selbst kennen zu lernen.

Ich bin rc.

King-Ki-Tan, die Hauptstadt in Korea, den 15. Februar, 1747.

Der 74. Brief.

Die Orientalische Tatarey.

Lassen Sie Sich die lange Zeit nicht befremden, Madame, die seit gegenwärtigem, und meinem vorhergehenden Briefe vorbey gestrichen ist. Ich bin unterdessen weitläuftige Länder, die mit den Europäern keine Gemeinschaft haben, durchwandert; wie hätte ich Ihnen meine Briefe können zukommen lassen? Ich fürchte so gar, ich werde, so lange ich in der Tatarey bin, keine weitere Gelegenheit dazu finden; und vermuthlich erhalten Sie alle meine aus diesem Lande an Sie geschriebene Briefe auf einmal, und mit eben demselben Schiffe.

Ich habe Ihnen mehr als einmal die Mantcheoux-Tatarn erwähnet, die in dem

dem vorigen Jahrhunderte China erobert haben. Die Meynungen, über den Ursprung dieser Völker sind verschieden: einige lassen sie von einer Nation Wilder herkommen, welche den östlichen Theil der Tatarey bewohnt hat; andere leiten sie von den alten Tatarn her, derer Reich ehedem fast eben so groß gewesen ist, als China. So viel ist gewiß, daß sie, vor ihrer Eroberung, einen sehr unbedeutenden Staat ausgemacht, und sich als Vasallen von eben den Chinesern angesehen haben, über die sie heut zu Tage Herren sind.

Es giebt auch noch andere Tatarn, **Mongols** genennet, die den westlichen Theil des Landes bewohnen, und sich in unterschiedene Stämme abtheilen, derer einige dem Kaiser von China, andere gewissen Khans, oder besondern Souverains, unterwürfig sind. Solchergestalt, Madame, besteht das, was man eigentlich die **große Tatarey** nennet, aus zweyen Völkern, den **Mantcheoux**, und den **Mongols**, und begreift mehr als den dritten Theil von Asien. Ihre Länge, von Morgen gegen Abend, beträgt ohngefähr zwölf hundert Stunden, die Breite aber, von Mitternacht gegen Mittag, beynahe drey hundert. Unerachtet dieses großen Umfanges

ges kommt die Tatarey dem nicht bey, was sie unter dem berühmten Genghis-Kan war. Unter der Anführung dieses Eroberers haben sich ihre Völker unter den Namen der Mongols, und Tatarn, berühmt gemachet; Benennungen, die den vornehmsten ihrer Horden und Stämme eigen waren. In der folgenden Zeit, da dieses große Reich zerrüttet wurde, hat jede benachbarte Macht sich einen Theil davon angemaaset, und mehr als die Hälfte dieses ungeheueren Landes gehöret gegenwärtig den Chinesern, und Russen.

Die Mantcheoux-Tatarn, oder die **Orientalische Tatarey**, die man als eine Provinz des Chinesischen Reiches ansehen kann, ist in drey große Statthalterschaften eingetheilet. Der Herr, den ich begleitete, hatte Befehl, sie zu besehen. In der ersten ist **Mugden** die Hauptstadt, welche zugleich als der Hauptort im ganzen Lande zu rechnen ist. Die Mantcheoux haben sie durch verschiedene öffentliche Gebäude verschönert, und darinnen eben solche oberste Gerichtshöfe, wie zu Peking, angeleget, auch blos mit Eingebohrnen des Landes besetzet. Diese Tribunale sprechen das Recht in letzter Instanz über alle Tatarische, unter Chinesischer Hoheit stehen-

de Provinzen. Mugden ist auch die Residenz eines Tatarischen Generals, dem gewisse Officiere untergeben sind, und der ein ansehnliches Corps Truppen von eben dieser Nation commandiret.

In einiger Weite von den Stadt-Thoren zeigte man mir zwey prächtige Grabmale, worinnen die ersten Regenten der itzt regirenden Familie begraben liegen. Zur Unterhaltung dieser Gebäude sind Mandarinen bestellt, die zu gewissen Zeiten dem Andenken dieser Fürsten eben die Verehrung leisten müssen, als wenn sie noch wirklich auf dem Throne wären. Der Statthalter von Mugden empfieng uns mit Höflichkeit, und gab uns bey unserer Ankunft ein Gastgebot auf Tatarisch. Es bestund in zweyen Schüsseln übel gehackten und halb rohem Fleische, und in einer andern Schüssel lag ein in Stücken zerschnittener Schöps. Dabey wurde Reiß, sauere Milch, und magere Fleischbrühe, worinnen kleine Stücken Fleisch herumschwommen, aufgesetzet, diesen aber ein großer Ueberfluß von The beygefüget. Die aus Kupfer verfertigten Schüsseln wurden auf die Erde auf Matten gesetzet, welche letztere den Tisch, das Tischtuch, und die Servietten vorstellten.

Man bot uns eine Art von Weine an, der so schlecht aussah, daß keiner von uns wagen wollte, ihn zu kosten. Ich hatte meine Wohnung in dem Palaste des Statthalters; und des andern Tages nach unserer Ankunft machte ich einen Spatziergang, eine Stunde weit von der Stadt. Ich fand **Flächen**, die auf der einen Seite mit Rindvieh und Schafen bedecket, auf der andern aber mit weitläuftigen Obst-Gärten, oder vielmehr mit Wäldern von Aepfel- und Birn-Bäumen besetzet, und unserer Normandie nicht unähnlich waren. Wie ich denn zugleich bemerkete, daß diese Gegend an Hirse, Baumwolle und Weizen, eben so ergiebig ist, als an Viehe und Obste. Von den übrigen **Städten** dieser Statthalterschaft sage ich Ihnen nichts, Madame: sie verdienen wenig Aufmerksamkeit; unsere kleinesten Flecken in Frankreich sind bevölkerter, auch besser angebauet; und unsere Europäischen Amtleute wohnen weit bequemer, als die Präsidenten der höchsten Tribunale in dieser Provinz. Von **Landhäusern** sieht man sehr wenige; die reichen Leute wohnen in den Städten, und wenn sie in der schönen Jahreszeit der freyen Luft genießen wollen, halten sie sich unter Zelten

auf,

auf, und lassen sich die Lebensmittel zuführen; die Jagd aber macht ihren einzigen Zeitvertreib.

Mugden, wo wir uns einige Zeit aufhielten, ist die einzige Stadt in dieser Provinz, die dergleichen Namen verdienet. Die Nachbarschaft von Korea macht ihre Handlung belebt. Ihre vornehmsten Manufacturen, und fast der ganze Reichthum des Landes, besteht in Fabriken von **Baumwollenen Papiere**, das so weiß und fein ist, als das unsere. Man verführet eine große Menge davon nach China, wo es anstatt der Fenster-Scheiben gebrauchet wird.

Auf einem berühmten Berge, in der Gegend dieser Stadt, sagt man, wäre der bewundernswürdige **Vogel** anzutreffen, den die Chineser in allen ihren Geschichtsbüchern erwähnen, und auf allen ihren Gemälden vorstellen. Wenn man ihrer Erzählung, ihren Büchern, und Bildern glauben soll, so hat dieses Thier den Leib von einem Kraniche, den Hals von einer Schlange, und den Schwanz von einem Drachen. Er singt überaus lieblich, setzt sich niemals auf die Bäume, und nähret sich mit keiner Frucht.

Kein

Kein Chineser aber getrauet sich, zu behaupten, daß er ihn gesehen habe; doch alle versichern, daß er wirklich vorhanden sey; und sie halten es für ein gutes Zeichen, wer ihn zu sehen bekommt. Sie geben vor, es hätte sich einer bey der Geburt des Confucius sehen lassen. Erinnert Sie dieser Vogel nicht, Madame, an den Phoenix der Alten, der bey jeder erfolgten merkwürdigen Zeitveränderung, aus Arabien, oder aus Indien herkam, sich den Leuten zeigete, und aus seiner eigenen Asche wieder erzeuget wurde? Er legte seine vorige Haut in der Stadt Heliopolis, in Egypten, auf den Altar der Sonne nieder. Die Zeit, wenn er sich sehen ließ, veränderte sich nach Beschaffenheit der Jahre, die man zu erwarten hatte. Die Japaner haben ein eben dergleichen eingebildetes Thier: bald ist es vierfüßig, und geflügelt; bald ist es eine Art von Adler, von unglaublicher Geschwindigkeit, und von einer besonders gutthätigen Neigung gegen alle andere Geschöpfe. Sie sehen ihn an, als einen Vorboten des goldenen Zeitalters, als ein glückliches Zeichen, das sich nur unter einem gewissen Gestirne sehen läßt, und die Geburt der guten Könige, der Helden, der berühmten

ten Philosophen, und seltener Männer an kündiget.

Unter anderm Vergnügen, das uns der Statthalter von Mugden machte, belustigte er uns auch mit einer Jagd, nach Tatarischer Art. Die Beschreibung davon habe ich in einem meiner Briefe, über das Gebiete des großen Mogols, gegeben. Wir fiengen in einer Zeit von drey Stunden, und in dem Mittel eines Kreises von drey oder vierhundert Menschen zu Fuße, die mit Bogen und Pfeilen bewafnet waren, mehr als hundert und funfzig Hasen: nur der Gesandte, und etliche der vornehmsten Officiere waren zu Pferde, und schossen. Bey der großen Menge Hasen suchten einige unter unsern Beinen zu entwischen; andere wurden zertreten, oder mit Stößen zurück gewiesen; einige sah man mit Pfeilen auf dem Rücken laufen; noch andere auf drey Läuften, weil ihnen der vierte zerbrochen war. Außer den Schranken stunden ein Haufen Knechte mit Stöcken und Hunden, welche die übrigen abhielten, zu entlaufen.

Da unser Tatarischer Gesandte sich an den Orten, die er zu besichtigen hatte, nicht lange aufhielt, nahmen wir unsern Rückweg,

nebst frischen Lebensmitteln, und kamen in die Statthalterschaft von **Kirin-Ula**, der zweyten in dem Lande der Mantcheoux. Wir langten daselbst nach einer beschwerlichen Reise, durch Wälder, und grosse Wüsteneyen, an. Diese Stadt hat nichts merkwürdiges: ihre Mauern sind von Erde; und die Gebäude sehen eher Stroh-Hütten, als Häusern ähnlich. **Ninguta** ist nicht grösser, und nicht besser gebauet: man müßte denn die Vorstädte ausnehmen, wo die Wohnungen noch ziemlich leidlich sind. In den benachbarten Wäldern findet man die kostbare Wurzel **Gin-Seng** in Menge, und sie veranlasset einen ansehnlichen Handel. Um diese fast ganz wüste Landschaft zu bevölkern, schickt der Kaiser alle Chinesische und Tatarische Uebelthäter, die des Landes verwiesen werden, dahin.

Auf unserm Rückwege von Ninguta, und die etlichen Tage, die wir in der **Wüste** zubrachten, fehlte es nicht an lustigen Gegenden, und vortrefflichen Aussichten. Nach dürren und steinigten Wegen entdeckten wir zuweilen auf einmal schöne Thäler, die von Bächen und Blumenreichen Auen durchschnitten wurden. Ich habe ganze Flächen angetroffen,

troffen, mit gelben Lilien bedecket, die schöner waren, und besser rochen, als die unserigen. Wir mußten über etliche Flüsse setzen, theils durch Furte, theils in Barken. Derjenige, den man **Usuri** nennet, ist sowohl wegen seines klaren Wassers, als wegen seines weiten Laufes, ohne Zweifel der schönste im Lande. Zu seiner Rechten und Linken sieht man längst dem Ufer angebauete Dörfer; und er ist so reich an allen Arten von Fischen, daß die Einwohner sowohl ihren Unterhalt davon haben, als auch Oel zum Brennen daraus machen, die übrigen aber an der Sonne trockenen, und bis auf den Winter aufheben, wo sich Menschen und Thiere davon nähren. Die **Hunde** sind hier sehr nützlich zu gebrauchen: wenn man auf den Flüssen wegen des Eises nicht mehr fort kann, werden sie an Schlitten gespannet; und die Wagen ziehen sie über Eis und Schnee mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Man pflegt ihrer etliche voraus zu schicken, um den Weg zu bahnen; andere aber, die angeschirret sind, folgen ihnen, und diese werden durch noch andere, bis zum Ende der Reise, abgelöset. Sie machen zuweilen einen Weg von zehn Stunden, ohne auszu-

 ruhen.

ruhen. Die Fischerey verschafft diesen Völkern nicht allein ihren Unterhalt; sie liefert ihnen auch ihre Kleidung. Sie verstehen die Kunst, die Fischhäute so zuzubereiten, und dergestalt zu färben, daß man sie für seidene Stoffe ansähe. Ihre Kleider sind eben wie der Chineser ihre gemachet, nur mit dem Unterschiede, daß die langen Mäntel, womit sich die Weiber bedecken, unten herum mit kupfernen Pfennigen, oder Schällen, besetzet sind, die einen großen Lärmen machen. Ihre Haare, in verschiedene Zöpfe vertheilet, hängen voller kleinen Spiegel, Ringe, Nadeln, und anderer Kleinigkeiten. Uebrigens fehlt diesen Völkern Getreide, Obst, und Vieh; die Flüsse sind ihr ganzer Reichthum. In der Geschichte der Mantcheoux ist nichts berühmter, als der Fluß Songari, und der Berg, wo er entspringt. Der eine ist wegen der häufigen Stöhre, die sich in seinem Wasser nähren, der andere wegen seiner Höhe und Weiße, merkwürdig. Der Sand, womit er bedecket ist, giebt ihm diese Farbe, und er wird daher auch der weiße Berg genennet. Fünf außerordentlich große Felsen machen seine Spitze, und scheinen vom weiten als so viel verwüstete Pyramiden,

miden, die beständig mit Nebel bedecket sind. Zwischen diesen Felsen ist ein tiefer See, woraus der Songari entspringet.

Die Einwohner an dem Ufer dieses Flusses scheinen weder einen Gottesdienst, noch so gar einigen Begriff von Religion zu haben. Die Chinesischen Götzen haben bey ihnen noch keinen Zutritt gefunden, vermuthlich, weil die Bonzen keinen Gefallen tragen, sich in einem armseligen Lande, wo sie sich nicht bereichern können, niederzulassen.

Ich habe Sie, Madame, durch einen Theil der Wüsten in der Orientalischen Tatarey geführet, wo ich vielleicht noch seyn würde, wenn ich mich nicht in dem Gefolge einer so angesehenen Person, wie unser Gesandte ist, befunden hätte. Da er mit Befehlen vom Hofe versehen war, wurde er überall mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen; überall wurde ihm Wache zugegeben, und überall versah man uns mit Lebensmitteln, und Wegweisern. Es fehlte uns weder an Barken, um über die Flüsse zu kommen, noch an Pferden, die uns trugen. Endlich langten wir zu Tsi-Tsi-Kar an, der dritten Statthalterschaft der Montcheoux-Tatarn. Sie entlehnet ihren Namen von einer Stadt, die der

Kaiser Kang-Hi angeleget hat, um seine Eroberungen wider die Rußen zu vertheidigen. Diese ist anstatt der Mauern mit mittelmässig hohen Palissaden, und mit einem ziemlich starken Walle umgeben. Die Besatzung besteht hauptsächlich aus Tatarn; und der größte Theil der Einwohner sind Chineser, die sich entweder der Handlung wegen hier niedergelassen haben, oder wegen Verbrechen hierher verbannet worden sind. Ihre Häuser liegen ausser dem Bezirke der Palissaden, innerhalb dieser aber sieht man sonst nichts, als die Gerichts-Höfe, und des Statthalters Palast. In einiger Entfernung von der Stadt, an dem Ufer des Saghalia, liegt noch eine andere, die mit diesem Flusse gleichen Namen hat, und wo Zobel verkaufet werden, welche schöner ausfallen, als irgend anders wo. Die Mantcheoux bringen sie über funfzig Stunden weit hieher, und sie machen den größten Reichthum dieser Völker aus. Die Hunde, die zu dieser Jagd abgerichtet sind, klettern auf die steilsten Gebirge, und verfolgen die Spur, und die listigsten Absprünge dieser Thiere. Die großen Wälder, davon diese Gegend voll ist, sind zu Erlangung dieses kostbaren Pelzwerkes überaus geschickt. Die

Felder,

Felder, zwischen diesen Wäldern und der Stadt, geben die reichsten Ernden, und die häufig bey einander liegenden Dörfer scheinen mit der in der Mitten liegenden Stadt, eine einzig sehr große und weitläuftige Hauptstadt auszumachen. Außer dem sehr wichtigen Handel mit Zobeln, verkaufet man auch daselbst viele Perlen: man findet sie fast in allen kleinen Flüssen, die in den Saghalia fallen. Die Art sie zu fischen, ist leicht und einfach. Der Schwimmer tauchet unter das Wasser, und sammelt alle Muscheln, die er finden kann. Andere, öffnen sie sogleich, wie sie sie finden, und bekommen zuweilen sehr große, aber fast allezeit fehlerhafte Perlen. In dem Saghalia selbst werden keine gefunden, entweder weil er wirklich keine führet, oder weil die Tiefe des Wassers verhindert, daß man keine suchet.

Mer-Ghen, eine andere große Stadt in der Statthalterschaft von Tsi-Tsi-Kar, ist ziemlich volkreich, aber schlecht gebauet; und ihre Mauern sind von Erde. Ungeachtet die herumliegende Gegend überhaupt mager ist, so sammelt man doch hinlänglichen Weitzen und Hirse, zum Unterhalte der Einwohner, ein. Außer den Mantcheoux, als den Herren

des Landes, trifft man hier noch die Solons, und Tunguts-Tatarn an, welche andere Sitten und Gebräuche haben. Die Solons, als geschickter und abgehärteter, wissen von keiner anderen Beschäfftigung, als von der Jagd. Ihre Weiber setzen sich zu Pferde, schießen mit Bogen, und begleiten ihre Männer auf der Hirsch- und Zobel-Jagd. Wenn diese zusammen ausgehen, versammeln sich ihrer tausend oder zwölfhundert, in kurze und enge Westen von Wolfshaut gekleidet. Sie haben Pferde, Hunde, und Vorräthe, auf drey Monate bey sich. Diese ganze Zeit über leben sie in den Wäldern, und Bergen, sind der härtesten Kälte ausgesetzet, und laufen öfters Gefahr, von den wilden Thieren zerrissen zu werden. Nichts benimmt diesen unermüdeten Jägern den Muth; kein Schnee und Eis, keine Ueberschwemmung von Flüssen, keine Beschwernisse eines elenden und herumirrenden Lebens. Mit dem Frühlinge kommen sie in ihre Wohnungen zurück, und verkaufen in der Stadt die Häute der Thiere, die sie erleget haben. Die schönsten werden für den Kaiser ausgelesen; und es ist der einzige Tribut, den er von diesen Völkern fordert. Die übrigen

werden

werden sehr theuer verkaufet, ungeachtet es ein Landes-Product ist. Ihr Preis steigt in Verhältniß, daß sie sich von der Tatarey entfernen; und sie sind fast nicht zu bezahlen, wenn sie nach Europa kommen. Die **Zobel** werden nicht, wie die andern Thiere gefangen; ihre Haut ist so zart und fein, daß, wenn sie nur ein wenig beschädiget wird, es nicht möglich ist, sie zu verkaufen. Um sie zu bekommen, bedienet man sich eines kleinen Hundes, und eines Netzes. Wenn der Jäger einen Zobel auf dem Schnee spüret, verfolget er ihn zuweilen zwey oder drey Tage, bis das ermüdete Thier endlich auf einen Baum flüchtet; alsdenn stellt der Tatar sein Netz um den Baum, und machet Feuer darunter. Der Zobel empfindet nicht so bald den Rauch, daß er herunterkommt, und sich in des Jägers Netze fängt.

Man glaubt, daß die Solons von verschiedenen Horden abstammen, die von den Mantcheoux bezwungen worden sind. Die **Tunguts**, oder **Tungusen**, von einem Syberischen Flusse also benennet, als woher diese Tatarn ursprünglich kommen, unterscheiden sich von den Solons in der Sprache, in den Sitten, und in der Kleidung. Sie ha-

ben keine Häuser, sondern leben in den Hölzern, oder an den Flüssen. Wenn sie an einen Ort kommen, wo sie bleiben wollen, stecken sie etliche Stangen in die Erde, binden sie oben zusammen, lassen eine Oeffnung, daß der Rauch hinaus ziehen kann, bedecken sie mit zusammen gehefteter Birken-Rinde, und machen den Feuer-Herd in die Mitten. Diese Völker sind höflich und gefällig: Taback und Brandewein lieben sie vorzüglich. Die Mannspersonen sind groß, stark, und ehrliche Leute; die Weibspersonen, sind von mitteler Größe, und tugendhaft. Ich habe verschiedene dieser Tatarn gesehen, welche auf der Stirne ovale Figuren hatten, oder ein anderes Zeichen, in Forme eines Zweiges, das von der Ecke des Auges bis an den Mund gieng. Sie bezeichnen sich auf diese Art gleich in ihrer Kindheit, indem sie die Haut mit einer Nadel aufritzen, und mit Kohle reiben, welches Merkmale hinterläßt, die niemals vergehen. Die Weibspersonen kleiden sich in Pelze, welche bis auf die Kniee gehen, und mit einem drey Finger breiten, gestickten Gürtel zugebunden werden. Auf jeder Seite dieses Gürtels ist ein eiserner Ring befestiget, woran sie ihre Tabackspfeifen und andere

andere Kleinigkeiten hängen. Ihre Haare, die sehr schwarz sind, flechten sie um den Kopf, in Zöpfe, und setzen eine kleine Pelz-Mütze darüber, die ihnen ungemein wohl läßt. Sie tragen auch kleine Halbstiefeln von Hirschhaut, um die Knöchel mit Riemen gebunden. Die männliche Kleidung ist ganz schlecht, sieht aber gut aus; sie besteht in einem Jäckgen von Fellen, mit engen Ermeln, woran das Rauche heraus gekehret ist. Ihre Strümpfe und Beinkleider sind aus einem Stücke von eben dergleichen Fellen. Die Mütze ist von Eichhörner-Schwänzen, oben offen, daß sie die Haare durchstecken können, welche sie in Zöpfen herunterhängen lassen. Ihre Pfeile tragen sie in einem Köcher, auf der Schulter, den Bogen aber in der linken Hand. Sie haben auch eine kurze Lanze, und ein kleines Beil. Mit diesen Waffen gehen sie auf die wilden Thiere los, und fehlen sie nicht, denn sie sind geschickt, und beherzt. Im Winter, als der eigentlichen Jagd-Zeit, bedienen sie sich einer Art von leichten Schlittschuhen, aus einem Stücke Holz gemachet. Sie sind ohngefähr eines Fußes lang, und fünf oder sechs Zolle breit, hinten eckig, vorne spitzig, und mit einem Rieme in der Mitten,

ten, wodurch man den Fuß stecket: ohne selbige, wäre es nicht möglich, auf dem Schnee fortzukommen; doch kann man sie nicht anders, als in ebenen Gegenden brauchen. In den Gebirgen haben sie andere Fußbekleidungen, mit Fellen besetzet, woran die herausgekehrten Haare das Ausgleiten verhindern. Auf die Anhöhen klettern sie mit vieler Geschwindigkeit, und wenn sie herunter laufen, ist nichts vermögend, sie aufzuhalten.

Die Nation der Tunguts war ehedem volkreich; allein durch die Blattern ist sie sehr vermindert worden. Von dieser Krankheit haben sie eher nichts gewußt, als bis die Rußen in das Land gekommen sind. Sie fürchten sich so sehr dafür, daß wenn jemand damit befallen wird, sie ihm eine kleine abgesonderte Hütte bauen, ihm Wasser und etwas zu essen lassen, davon laufen, und sich nach der Gegend wenden, wo der Wind herkommt; sie tragen dabey jeder einen Topf mit brennenden Kohlen, und machen auf dem ganzen Wege ein erbärmliches Geheul. Den Kranken besuchen sie nicht eher, als bis sie glauben, daß keine Gefahr mehr zu befürchten sey; und finden sie ihn todt, so hängen sie ihn an einen Baum.

Wenn diese Völker auf die Jagd gehen, nehmen sie keine Lebensmittel mit; sie rechnen blos auf das Wildpret, das sie erlegen. Alles, was sie antreffen, essen sie; Bäre, Füchse, Wölfe ꝛc. vornehmlich aber sind sie auf die Eichhörner sehr begierig. In Ansehung des Hermelins, so hat selbiger einen so starken und stinkenden Geschmack, daß wer davon zu essen waget, sehr hungrig seyn muß. Ein Jäger, der ein Elend- oder anderes wildes Thier erleget, geht nicht eher von dannen, er habe es denn ganz verzehret; ist er aber nahe bey seiner Familie, trägt er einen Theil davon nach Hause. Er hat allemal ein Feuerzeug bey sich, um Feuer anzumachen; verlieret er es, so reibt er zwey Stücken Holz an einander, die sich entzünden; und nur im äußersten Nothfalle essen die Tunguts das Fleisch roh. Einige haben mir versichert, daß wenn sie der Hunger drücket, sie zwey kleine Breter, eines auf den Magen, das andere auf den Rücken legen, und sie nach und nach mit Stricken fest anziehen, und daß solcher den Hunger sogleich stille.

Auf die **Mantcheoux** wieder zu kommen, so sind selbige in der Tatarey nicht sonderlich zahlreich, unerachtet sie Herren vom

Lande

Lande sind; besonders aber, seitdem ihre Regenten den Chinesischen Thron besitzen, und sie dadurch in dieses große Reich gezogen worden sind. Der Hof schützet sie ganz besonders; sie bekleiden daselbst wichtige Aemter, und erwerben großen Reichthum. Mit den Chinesern haben sie einerley Religion, und machen mit ihnen, so zu sagen, nur ein Volk. Von denen, die in ihrem Lande geblieben sind, haben einige gar keinen äußerlichen Gottesdienst; andere aber bethen den grossen Lama an, von dem ich Ihnen in meinem Briefe, über das Königreich Boutan, so viel gesaget habe: noch andere haben eine vermischte Religion, die auf etliche nächtliche Ceremonien, und auf Zauberkünste hinausläuft. Zu Mitternacht versammeln sich Männer und Weiber an einem gewissen Orte, wo sich eines von ihnen auf die Erde legt, und in dieser Stellung bleibt, unterdessen, daß die Gesellschaft, unter dem traurigen Klange einer zu dieser Ceremonie bestimmten Trommel, ein entsetzliches Geschrey machet. Nach zwey Stunden steht es gleichsam in einer Entzückung wieder auf, und erzählet den Anwesenden seine Erscheinungen. Im Schlummer hat es erfahren, was diesem begegnen, oder

was

was der andere unternehmen soll; alle Worte aber, die er saget, sind Orakelsprüche.

Diese sogenannten **Zauberer** stehen in großem Ansehen. Die Weiber werfen sich oftmals dazu auf, und geben vor, sie hätten mit dem Teufel ein Bündniß, der ihnen das Vergangene und Zukünftige entdecke. Um mich von der Wahrheit verschiedener vorgegebenen Historien zu versichern, gieng ich zu einer dieser Sybillen, die man in der dasigen Gegend für die berühmteste hielt. Wie ich zu ihr kam, fuhr sie in ihren vorhabenden häuslichen Verrichtungen ungestöret fort. Man sagte ihr die Ursache meines Besuches; aber kaum gab sie darauf Achtung. Jedoch, nachdem sie eine Pfeife Taback geraucher, und ein Glas Brandewein, das ich ihr gab, getrunken hatte, wurde sie freundlicher. Ich that ihr unterschiedene Fragen, sie aber stellte sich, als ob sie nicht verstünde, was ich sagete. Nachdem sie eine zweyte Pfeife Taback gerauchet, noch ein Glas Brandewein getrunken, und einige kleine Geschenke von mir bekommen hatte, fieng sie endlich an, die Werkzeuge ihrer Profeßion herbey zu holen. Diese bestunden in einem Stücke Holz, das wie ein Menschen-Kopf geformet, und mit allerhand buntfar-

buntfarbigen, seidenen, und wollenen Stückgen Band verzieret war. Hierauf nahm sie eine kleine Trommel, ohngefähr von einem Fuße im Durchschnitte, mit eisern und kupfernen Ringen, und ebenfalls mit Lappen besetzet. Dabey fieng sie ein klägliches Lied zu singen an, und spielte dazu auf der Trommel. Etliche Nachbarn, die sie hatte holen lassen, stimmten in diesen Gesang mit ein, und während des ganzen Auftrittes, der fast eine viertel Stunde dauerte, blieb sie in einer Ecke des Zimmers, und umfaßte den hölzernen Kopf. Wie die Bezauberung geschehen war, bath sie mich, ihr meine Frage vorzubringen; sie beantwortete solche witzig genug, aber eben so zweydeutig, als es die alten Orakel zu thun pflegten.

Da dergleichen Betrüger in diesem Theile der Welt viel von sich reden machen, und bey dem unwissenden Pöbel als begeisterte Leute angesehen werden, will ich noch eines andern Erwähnung thun, der dem Gesandten, weil wir bey der Tafel waren, durch etliche der Aeltesten seiner Horde vorgestellet wurde. Es war ein Mensch von ohngefähr dreyßig Jahren, und von vieler Ernsthaftigkeit in seinem Betragen. Beym Eintritte

bot

bot man ihm ein Glas Brandewein an, welches er trank; er weigerte sich aber, es zu wiederholen. Nachdem wir einige Zeit mit ihm geredet hatten, baten wir ihn, uns einige Proben seiner Kunst zu zeigen. Er ließ sich etlichemal fragen; endlich aber setzte er sich mit über einander gelegten Beinen auf die Erde, das Gesicht gegen seine Camaraden gekehret, nahm in jede Hand ein Stäbgen, um den Tact zu schlagen, und fieng an ein trauriges Lied zu singen. Er machte verschiedene Verzuckungen, und gerieth endlich in eine solche Wuth, daß ihm der Schaum vor dem Munde stund, und die Augen zum Kopfe heraustraten. Das gemeine Volk schreibt dergleichen außerordentliche Bewegungen der Gewalt des Geistes zu; und in der That, jedermann hätte glauben sollen, er wäre vom Teufel besessen. Durch diese Verrenkungen ganz entkräftet, gieng er nach der Thüre, und schrie dreymal unmäßig, um den Geist zu rufen, der ihm die Antworten auf unsere Fragen eingeben sollte. Er kam alsdenn wieder zurück, setzte sich ganz gelassen nieder, und sagte, wir könnten ihn nunmehr fragen. Ich konnte aus seinen Reden nichts nehmen, so dunkel und weitschweifig

waren sie. Er machte hernach allerhand Taschenspielerkünste; er stellte sich, als ob er sich mit einem Messer umbringen wollte, und setzte es an die Kehle; er hielt lange Zeit einen blosen Degen in der Hand; und machte tausenderley Poßen, die den närrischen Tänzen bey dem Grabe des heil. Medards, und den epileptischen Verzuckungen unserer andächtigen Convulsionaire, ziemlich beykamen.

Doch die Religions-Uebung dieser Völker schränket sich nicht allein auf dergleichen Dinge ein; sie pflegen auch gewisse **Opfer** zu bringen. Auf den Gränzen von China ist ein kleiner Berg, den sie als ein heiliges Land ansehen. Ihre Jagden würden unglücklich seyn, wenn sie nicht im Vorbeygehen einige ihrer Kleider daselbst opferten. Diese Geschenke werden an die Bäume gehangen, derer der Berg voll ist: man bringt dahin Hemden, Pelze, Mützen, und andere Kleider, dergestallt, daß dieser heilige Ort einer Trödel-Bude sehr ähnlich sieht. Die geheiligten Opfer darf man weiter nicht angreifen: wer sich unterstünde, solche wegzunehmen, würde als ein Ruchloser, und als ein Kirchenräuber, bestrafet.

Was

Was die Sprache der Mantcheoux betrifft, so ist selbige die nämliche, die die Tatarn nach China gebracht haben. Der Kaiser Kang=Hi hat ein **Wörterbuch** davon verfertigen lassen, worinnen die Wörter nach verschiedenen Classen geordnet sind. Die erste handelt von dem Himmel; die zweyte, von der Zeit; die dritte, von dem Kaiser. Die übrigen betreffen die Verwaltung der Mandarinen, die Ceremonien, die Gebräuche, die Musik, die Bücher, den Krieg, die Jagd, den Menschen, die Erde, die Seide, Zeuge, Kleider, Essen und Trinken ꝛc. Jedes Wort ist mit großen Buchstaben geschrieben, und unter selbigen steht die Erklärung, die Auslegung, und der Gebrauch, mit kleinen Buchstaben angemerket. Das besondere dieser Sprache ist, in Vergleichung mit der unserigen, daß die Tatarn, bey jedem Hauptworte, sich allemal eines besonders dazu bestimmten Zeitwortes bedienen. Man sagt, zum Beweise, im Französischen: ein Haus machen, ein Gemälde machen, Bröd machen. Dieses können die Tatarn nicht leiden. Um sich nach ihrer Mundart zu richten, muß man sagen: ein Haus bauen, ein Bild malen, Brod backen. Die Wiederholung eines Zeitwortes

nehmen sie im Reden nicht so genau; aber im Schreiben halten sie es für unverzeihlich. Einerley Wort innerhalb zwey Zeilen zu wiederholen, ist eben so wenig erlaubet; es würde einen einförmigen Klang verursachen, der ihren Ohren unleidlich ist. Man kann daher nicht leugnen, daß ihre Sprache reich ist; allein, es ist ein nichtiger, unnützer, ja so gar beschwerlicher Ueberfluß, darauf die Schönheit einer Sprache niemals ankommt. Es folgt auch aus dieser wunderlichen Eigenschaft der Tatarischen Sprache, daß sie viele überflüßige, und einerley bedeutende Wörter haben muß. Denn wenn ein jedes Hauptwort ein ihm eigenes Zeitwort hat, so wird der Ausdruck des Hauptwortes unnütze; und alle thätige Zeitwörter können mittlere Zeitwörter werden. So ist es im Hebräischen, wo es Zeitwörter giebt, die ganze Sätze ausdrücken.

Eine andere besondere Eigenschaft der Tatarischen Sprache ist, und die sie noch reicher macht, daß man mit einem einzigen Worte das ausdrücken kann, was sonst eine lange Umschreibung erforderte. Will man, zum Beyspiele, sagen, daß ein Hund, sehr behangene Ohren habe, so drücket es das

einzige

einzige Wort, tayha, aus: ist er klein, hat er kurze untersetzte Beine, und einen langen Hals, so bedeutet dieses alles das Wort, kapari. Gleiche Bewandniße hat es mit seinen übrigen guten oder bösen Eigenschaften, derer ein einziges Wort zwey oder drey ausdrückt; und doch ist der Hund unter allen zahmen Thieren dasjenige, welches in der Sprache der Mantcheoux, die wenigsten Wörter hat. Mehrere Anmerkungen über die andere vierfüßigen Thiere würden kein Ende nehmen. Bey dem Pferde, zum Exempel, dem so beliebten Thiere der Tatarn, sind die Ausdrücke zwanzigmal häufiger, als bey dem Hunde. Man hat ihrer nicht allein für die verschiedenen Farben, für sein Alter, Tugenden, Fehler, sondern auch für seine mannichfaltigen Bewegungen.

Ohneracht diese Völker nur eine einzige Art von **Buchstaben** haben, so schreiben sie doch auf viererley Art. Der ersten bedienen sie sich, wenn sie ernsthaft und ehrerbietig schreiben: alsdenn kann der allerfleissigste Schreiber in einem Tage kaum fünf und zwanzig Zeilen zu Stande bringen; denn er hat so viel Feinheit und Genauigkeit anzuwenden, daß er seine Arbeit sehr oft vom

neuen anfangen muß. Die übrigen drey Schreibarten sind mehr oder weniger leicht, und vollkommen, nachdem sie bey den vorfallenden Gelegenheiten üblich sind. Da ich nicht glaube, Madame, daß Sie Lust haben, die Tatarische Sprache zu lernen, will ich Sie mit allen diesen Unterschieden nicht aufhalten, noch weniger mit der Art und Weise, wie die Schriftsteller den Entwurf zu ihrer Arbeit machen, und was sie für Verbesserungen und Aenderungen darinnen anbringen.

Die Mantcheoux sind für ihre Sprache sehr eingenommen. Der Pater Parennin, ein Jesuit, den ich in China habe kennen gelernet, erzählte mir, daß er auf einer Reise nach der Tatarey, dahin er den Kaiser Kang-Hi begleitete, sich mit dem dazumal etwa fünf und dreyßigjährigen Erb-Prinzen dießfalls lange unterhalten hätte. Die Worte des Prinzen, so wie sie der Mißionnair erzählte, sind ohngefähr folgende gewesen. „Ich bin überzeuget, hat der Prinz gesaget, daß man weder die Bedeutung der Worte unserer Sprache, noch weniger aber das Majestätische seiner Redensarten, in keiner Europäischen Sprache ausdrücken kann.“ Mich davon zu überführen, sagte er mir einen Brief

in Tatarischer Sprache her, und befahl mir, ihn Lateinisch zu übersetzen. Ich bewerkstelligte es: „aber, sagte er, was weis ich, was sie da geschrieben haben? sind es auch meine Gedanken, sind es die ihrigen? haben sie nichts vergessen, geändert, dazu gesetzet?“ Hierauf befohl er mir, auf Chinesisch herzusagen, was ich Lateinisch geschrieben hatte. Ich that es, und der Prinz war zufrieden, und verwunderte sich. Dem ungeachtet bezeigte er allemal viel Verachtung für unsere Buchstaben, und verglich sie mit den Strichen, die eine Fliege auf einem bestaubten Tische machet. „Wie kann man damit, sagte er, so vielerley Gedanken, so mannichfaltige Handlungen, so viel tode und lebende Dinge ausdrücken? Unsere Buchstaben hingegen sind schön, reinlich, wohl unterschieden; es giebt ihrer eine große Menge, und man hat das Auslesen; sie haben ein gutes Ansehen, und sind dem Auge gefällig. Unsere Sprache ist stark und majestätisch; die Worte machen in dem Ohre einen angenehmen Eindruck; anstatt, daß wenn Sie die ihrige reden, ich nichts als ein beständiges Zwitschern höre.“ Ich gab ihm mit aller Ehrerbietung zu verstehen, fuhr der Jesuit fort, daß aus eben

der Ursache, warum er die Tatarische Schrift höher schätzte als die Chinesische, indem die Chineser mit so vielen tausend Buchstaben nicht alle Redensarten der Tatarischen Sprache geben können, er die Europäischen Buchstaben dem seinigen vorziehen sollte, indem durch ihre Vermittelung, und unerachtet ihrer geringen Anzahl, die Europäer alle Tatarische, Chinesische, und noch viele andere Worte, leicht ausdrücketen, welche in jenen nicht geschrieben werden könnten. Ich setzte hinzu, daß, je einfacher und weniger, jedoch hinlänglich genug, unsere Zeichen wären, desto leichter und schöner wären sie. Der Ueberfluß der Wörter, sagte ich, ist ein Fehler: daher kommt es, daß die Chinesische Sprache ärmer ist, als die Ihrige; Ihre aber weit mehr, als die Europäischen. Ich schlug ihm vor, folgende Worte auf Tatarisch zu schreiben: ergreifen, eine meßingene Platte, ein Greif, leckerhaft: der Prinz konnte es nicht bewerkstelligen, weil man in seiner Sprache zwey Mitlauter nicht zusammen setzen kann. Ueberdieß machte ich ihm bemerken, daß das B und D in seinem Alphabete fehlte, und man an ihrer statt P und T nehmen müße; daher es kommt, fügte ich hinzu,

daß

daß sie eine große Menge Europäischer Laute nicht schreiben können. Ich erklärete hernach dem Prinzen, wie man in Frankreich Sorgfalt wegen der Sprache trägt, und sie nicht blos dem gemeinen Volke überläßt. Ich sagte ihm, daß zur Aufnahme und Verbesserung der Sprache eben sowohl eine Academie errichtet sey, als für die Wissenschaften, und schönen Künste. Das Wort, Verbesserung, machte ihn glauben, als ob unsere Sprache fehlerhaft sey, daß sie einer Verbesserung nöthig hätte. Ich bediente mich daher des Gleichnisses von einem Flusse, der austritt; und verglich unsere Academisten mit denen Beamten eines Reiches, die gesetzet sind, auf die großen Ströme Achtung zu geben. Endlich gaben ihm meine Anmerkungen eine bessere Meynung von den Europäischen Sprachen, und er glaubte, sie wären besser, als die Chinesische, aber allezeit schlechter, als die seinige.“

Ungeachtet das Clima der Mantcheoux ohngefähr unter eben dem Himmelsstriche ist, als das Französische, so sind doch die Jahres-Zeiten, und die Natur-Erzeugungen sehr unterschieden. Die Kälte spüret man dort viel eher, und weit heftiger, als in unsern

Gegenden: seit dem Anfange des Septembers gehen die großen Flüsse schon mit Eise. Diese frühzeitige und empfindliche Kälte wird theils durch den häufigen Salpeter, den die Erde ausdunstet, veranlasset, theils sind die dicken und undurchdringlichen Wälder, womit das Land bedecket ist, Schuld daran. Man sieht hier zahlreiche Heerden gewisser gelber Ziegen, die diesem Lande eigen sind. Es sind weder die Aegyptischen wilden Ziegen, (gazelles,) noch Dam-Hirsche, noch Rehe. Die Böcke haben Hörner eines Fußes lang, und an der Wurzel eines Daumes stark, mit gleich weit von einander stehenden Knoten. An den Köpfen sehen sie unsern Schöpsen gleich, von Gestalt und Haaren aber den Dam-Hirschen; nur daß sie längere und dünnere Läufte haben. Sie sind ungemein flüchtig, und weil sie sehr lange Zeit laufen können, ohne müde zu werden, ist kein Jagd- noch Windhund fähig, sie einzuholen. Ihr Wildpret ist zart, und ziemlich wohlschmeckend; die Tatarn aber wissen es nicht zuzurichten. Diese Thiere gehen Heerdenweise, und halten sich gern in öden Flächen auf; niemals aber sieht man sie in den Hölzern. Sie sind so schüchtern, daß, wenn sie einen

Menschen

Menschen gewahr werden, sie nicht eher aufhören zu fliehen, als bis sie ihm aus dem Gesichte verloren haben. Sie laufen in gerader Linie, allezeit eines hinter dem andern, und niemals sieht man zwey neben einander.

In eben dieser Gegend findet man **Maulesel**, die das besondere haben, daß sie ihres gleichen erzeugen: auch kann man ihnen nicht angewöhnen, Lasten zu tragen. Die Jäger töden sie zuweilen, um das Fleisch zu essen, das ihnen sehr wohl schmecket. Die **Pferde**, und **Trampelthiere**, die sich in den Wäldern aufhalten, sind geschwinder im Laufen, als die zahmen. Sie gehen Heerdenweise, wie die Schafe, und man kann niemals an sie kommen. Insonderheit lassen die Pferde sich nicht zahm machen, man müßte sie denn jung einfangen; denn sie sind von ungewöhnlicher Aufmerksamkeit. Eines von ihnen bleibt allezeit auf einer Anhöhe; und wo es einige Gefahr merket, warnet es die andern durch sein Wiehern, da sie sich denn, wie ein Trupp Rehe, in die Hölzer flüchten. Der Hengst ist allemal der letzte; und läßt nicht nach, diejenigen zu beissen, die nicht geschwind genug laufen. Unerachtet ihrer Klugheit werden sie doch zuweilen von den

Tatarn

Tatarn überraschet, die sie auf sehr tüchtigen Pferden verfolgen, sie mit Lanzen erlegen, ihr Fleisch essen, und die Haut brauchen, darauf zu schlafen.

In dem Lande der Solons habe ich eine Art von **Elendthieren**, von der Größe unserer Ochsen, gesehen. Der **Chulon** ist eine andere Gattung vierfüßiger Thiere, von der Gestalt und Farbe eines Wolfes, der das Haar lang, weich, und dick hat: seine Haut wird von den Rußen und Chinesern sehr gesuchet, welche kostbare Pelze davon machen. Der **Tiger**, dieses grausame Thier, so wie der **Leopard**, sind in der Tatarey, sehr gemein. Des erstern Haut sieht rothgelb, mit schwarzen Flecken; seine Augen blitzen wie Feuer, und verrathen seine Grausamkeit; sein Gebrüll durchdringet jedermann mit Schrecken. Man sagt, daß wenn er sich von den Jägern umringet sieht, er aus Furcht der Gefahr anfänglich unbeweglich bleibt: wenn sie aber auf ihn losgehen, so entbrennt er für Wuth, und wirft sich in der Bosheit auf den ersten, der ihm vorkommt. Die Haut dieses Thieres wird in Peking sehr hoch geschätzet; man brauchet sie, die Tragsessel der Mandarinen, bey öffentlichen Einzügen,

zügen, zu überziehen. Der Leopard ist kleiner, als der Tiger, hat aber viel ähnliches von ihm.

Die **Hirsch-Jagd** wird bey den Tatarn auf folgende Art angestellet. Man nimmt etliche Köpfe von Hirsch-Kühen, stellt sie an einem erhabenen Orte auf, und ahmet ihren Laut nach; sogleich laufen die Hirsche aus der ganzen Gegend Haufenweise herzu, wie die Vögel nach dem Locke; und wenn sie an die Köpfe kommen, gehen die Jäger, die sich verstecket halten, auf sie los, und töden sie ohne Mühe.

Ich muß der **schwarzen Füchse** nicht vergessen, die man hier in großer Menge sieht. Ihren Pelz hält man für den allerschönsten; man zieht ihn noch dem Zobel vor, weil er wärmer und leichter ist. Wir trafen auch eine große Menge **weißer Hasen** an, die auf dem Schnee herum liefen, und waren ihrer wenigstens fünf oder sechs hundert Stück. Sie nahmen ihren Weg nach dem Holze, und schienen nicht sonderlich schüchtern. Man sagte mir, daß sie sich in weit größern Haufen alle Früh-Jahre gegen den Mittag zögen, im Herbste aber, wenn die Flüsse gefroren sind, und der Schnee fällt, wieder kämen.

In

In den mehresten Dörfern trafen wir sie Haufenweise an; aber die Einwohner essen sie nicht; sie töden sie nur der Bälge wegen, und treiben damit einen ansehnlichen Handel.

Ich bin ꝛc.

In der Tatarey, den 9. Julii, 1746.

Der 75. Brief.

Die Occidentalische Tatarey.

Der Auftrag des Tatarischen Gesandten, den ich zu begleiten die Ehre hatte, gieng ebenfalls die **Mongols**, als ein benachbartes Volk von den Mantcheoux, an. Letztere sind, wie ich Ihnen schon gesagt habe, Madame, den Chinesern unmittelbar unterworfen; oder vielmehr sind sie diejenigen, die dem heutigen Chinesischen Reiche Gesetze geben, weil sie die itzt regirende Famile, die von ihren Souverainen herkommen, auf den Thron gesetzet haben. Die **Mongols** sind Vasallen von eben diesem Reiche, und bezahlen einen Tribut; sie werden aber von eigenen Fürsten beherrschet, die in alten

Zeiten

Zeiten China unter sich gebracht hatten; so wie es seitdem die Mantcheoux gethan haben: ja einer von ihnen hatte im dreyzehnten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, eine eigene Herrschaft daselbst angerichtet. Sie sind auch diejenigen, welche die meisten Asiatischen Monarchien, und insbesondere die vom Mogol errichtet haben, wie denn letzterer ihnen seine Macht, und seinen Namen zu danken hat. Ihr Land war ehedem sehr bevölkert; und man findet noch Ueberbleibsel von verschiedenen Städten. Das berühmte Reich des Genghiskan ist daher entstanden, und er hat seinen Thron daselbst gehabt. Künste und Wissenschaften haben lange Zeit daselbst geblühet; alle Reichthümer von Asien sind verschiedene mal hier zusammen gekommen, und wieder zerstreuet worden. Die größten Thaten, welche den Orientalischen und Occidentalischen Tatarn in der Geschichte zugeschrieben werden, sind hier vorgegangen. Allein die Kriege, welche diese Völker sowohl wider die Mantcheoux, als wider die Chineser, auszuhalten gehabt haben, und mehr als alles dieses, ihre innerlichen Uneinigkeiten, haben dieses gesegnete Land in eine Einöde verwandelt.

Die Mongols besitzen ein weit größeres Land, als die Orientalischen Tatarn. Unter ihren Namen begreift man die Kalkas, die Eluths, und die Kalmucken, als welche die Gegenden nach Westen, bis an das Caspische Meer, bewohnen. Alle haben einerley Sprache, fast einerley Sitten, und sie bekennen sich alle zu einerley Religion. Sie führen ein herumschweifendes Leben, und haben nirgends einen beständigen Aufenthalt: von ihren Heerden, die sie von einer Weyde auf die andere führen, ziehen sie ihren hauptsächlichsten Unterhalt. Ihre Trägheit hält sie ab, sich der mühseligen Arbeit des Ackerbaues zu unterwerfen; überdieß haben sie die Regel, daß das Gras die Thiere ernähre, das Vieh aber gemachet sey, die Menschen zu erhalten. Diese Völker sind in verschiedene Horden abgetheilet, derer jede einen besondern Khan hat; niemals aber beunruhigen sie ihre Nachbarn. Sie wohnen unter Zelten, worinnen oben in der Spitze ein Loch angebracht ist, daß der Rauch von dem in der Mitte befindlichen Herde hinaufsteigen kann. Diese schlechten Hütten ziehen sie allen Palästen von China vor; so sehr hat die herumziehende Lebensart Reitze für sie. Der

The

The ist ihr ordentlicher Trank; sie haben aber noch ein anderes sehr starkes Getränke, welches von distillirter Pferde-Milch gemachet wird. Zuweilen thun sie rohes Fleisch darunter, und lassen es gähren, ehe es abgezogen wird. Natürlicherweise sind sie unreinlich, und schmutzig; auch die Vornehmsten unter ihnen, wenn sie sich bey dem Essen die Finger und den Mund abwischen, haben keine andern Servietten, als ihre Kleider. Wenn sie eine fette Brühe hintergeschlucket haben, wischen sie das Maul an den Ermel. Ihr Eßgeschirr waschen sie niemals ab; sie begnügen sich, ein wenig Brühe aus dem Fleisch-Topfe darauf zu schütten, die sie sorgfältig wieder in den Topf gießen. Um sich selbst zu waschen, nehmen sie Wasser in den Mund, spucken es auf die Hände, und reinigen sich damit das Gesicht, und die übrigen Theile des Leibes. Ihre Zelte, die aus der Wolle ihrer Schafe verfertiget sind, haben einen unerträglichen Geruch. Man riecht diesen Gestank an ihnen selbst; daher die Chineser ihnen Spottweise den Namen der **stinkenden Tatarn** beylegen, und unterscheiden sie dadurch von den übrigen.

Die Mongols sind von mittelmäßiger Gestalt, aber stark: sie haben ein breites, plattes Gesicht, wenig Bart, eine braune Farbe, und schwarze Haare, welche so hart sind, wie die von ihren Pferden. Gemeiniglich schneiden sie sie ganz kurz ab, und behalten nichts, als oben auf dem Kopfe einen Busch, den sie lang wachsen lassen. Sie sind ungesittet, und leben mit ihrem Viehe auf dem Miste, verbrennen auch selbigen auf dem Herde anstatt des Holzes: auf die Jagd hingegen, und ihre Pferde zu reiten, verstehen sie sich trefflich. Von Gemüthe sind sie aufgeräumt, offenherzig, und immer geneigt sich lustig zu machen. Gegen Fremde sind sie leutselig und höflich. Nichts beunruhiget sie, denn sie haben keine Angelegenheiten die ihnen Sorge machen könnten. Ihre **Kleidung** besteht in einem langen Hemde, und in Baumwollenen Beinkleidern; die Röcke die sie mit Pelze füttern, sind von eben dergleichen, oder einem andern leichten Zeuge gemacht, und gehen bis auf die Füße. Vielmal sind sie blos in Schafs Pelze gekleidet, davon die rauche Seite hinein gekehret ist; um den Leib aber binden sie breite Gürtel. Ihre Stiefeln, von Rußischen Leder gemacht, sind sehr groß. Auf

dem

dem Kopfe tragen sie kleine, runde Mützen, mit einem vier Finger breiten Gebräme. Die Weiber sind fast eben so gekleidet, außer daß sie zu ihren langen Röcken rothe Stiefeln, und flache Mützen tragen, mit allerhand kleinen Zierrathen besetzet. Der Mongol ihr **Gewehr** ist eine Pike, ein Bogen, und ein Säbel; und im Kriege dienen sie allezeit zu Pferde. Ihre **Vieh-Heerden** bestehen in Kameelen, Rindvieh, und Schafen. Letztere haben Schwänze, die zehn bis zwölf Pfunde wiegen, und ein großes Stück Fett ausmachen, von ziemlich übelem Geschmacke. Diese Völker haben einen Abscheu vor den Schweinen, und ziehen kein anderes Vieh auf, als das im Grase weydet. Unerachtet ihnen die **Vielweiberey** unverboten ist, so haben sie doch ordentlich nur eine Frau. Sie haben auch im Gebrauch, ihre **Toden** zu verbrennen, und die Asche auf einem erhabenen Orte zu begraben, woselbst sie einen Haufen Steine aufrichten, und eine Art von Fahnen darauf stecken. Die kleinen Kaufleute aus China kommen in großer Menge zu den Mongols, und bringen ihnen Reiß, The, Taback, Baumwollene Zeuge, Hausrath, und alles, was sie nöthig haben; sie tauschen dafür Vieh ein,

denn man weis hier nichts von dem Gebrauche des gemünzten Goldes und Silbers.

Die **Religion** des Landes besteht vornehmlich in dem Dienste, der dem Foe geleistet wird. Die Nation glaubt die Wanderung der Seelen, und hat einen blinden Gehorsam für die **Lamas**, ihre Priester, denen sie ihr bestes und kostbarestes giebt. Die Unwissenheit ist das Eigenthum dieser Geistlichen: man hält sie schon vor gelehrt, wenn sie nur die heiligen Bücher in der Sprache des Thibet lesen können. Ihre freye Lebensart, insonderheit mit dem verheuratheten Frauenzimmer ist unglaublich, und sie verführen sie ohne Scheu. Diesem ungeachtet richten sich die Oberhäupter der Nation bloß nach ihrem Rathe; lassen ihnen auch den Rang bey allen öffentlichen Gelegenheiten. Diese Lamas laufen aus einem Zelte in das andere, und sagen etliche Gebete her, die sie sich theuer bezahlen lassen. Sie geben sich auch für sehr geschickt in der Arzeneykunst aus, eignen sich die Macht zu, Hagel oder Regen zu machen, die Sünden zu vergeben, und die bösen Geister zu vertreiben. Das Volk, um Vergebung der Sünden zu erlangen, fällt vor ihnen mit entblössetem Haupte auf die Kniee,

und steht nicht eher wieder auf, als bis es die Auflegung der Hände erhalten hat. Die Religion dieser Lamas ist, bis auf wenigen Unterschied, eben dieselbe, als in dem Königreiche Boutan.

Die Mongols sind in neun und vierzig, oder funfzig Fahnen eingetheilet, und stehen unter einer noch größern Anzahl kleiner Fürsten: jeder Anführer einer solchen Fahne hat seine angewiesenen Einkünfte. In Peking ist ein Tribunal, wohin man von ihren Aussprüchen appelliren kann, vor welchem sie auch selbst, wenn sie gefordert werden, persönlich erscheinen müssen. Der Kaiser von China, der den Titel, als Groß-Khan der Mongols führet, setzet sie ein oder ab, nachdem ihre Aufführung gut oder schlecht ist. Unterdessen werden sie von den Tatarn als Herren des Landes angesehen; und sie haben ein gewisses höfliches Betragen, das sie von dem Volke unterscheidet. Ihre Unterthanen, ob sie gleich Sclaven sind, werden doch nicht hart gehalten: ja sie leben mit ihren Oberen in einer gewissen Vertraulichkeit, die aber doch dem Respecte nichts benimmt.

Von allen Mongolischen, unter Chinesischer Botmäßigkeit stehenden Nationen ist kei-

ne so berühmt, als dieienige, die ihren Namen von dem Flusse **Kalka** hat. Es sind Nachkommen von denen Tatarn, die nach der Vertilgung ihrer Dynastie aus dem Reiche vertrieben wurden. Zu verwundern ist es, daß da sie so lange Zeit an die Annehmlichkeiten eines gesitteten Staates gewohnet gewesen sind, sie das herumschweifende und harte Leben ihrer Vorfahren haben so leicht wieder annehmen können. In diesem Theile der Tatarey waren vor diesem viele, itzt nicht mehr vorhandene Städte, derer Ruinen man noch heutiges Tages sieht. Bey allen meinen Untersuchungen aber habe ich keine Spuren von **Kara-Korum**, der alten Hauptstadt des Tatarischen Reiches, finden können.

Was ich Ihnen vormals von dem Dalay Lama, dem obersten Priester des Königreiches Boutan, gesaget habe, findt ebenfalls bey dem **Khoutouktou** statt, dem obersten Priester der Mongol-Kalkas, welcher ehedem nur Vicarius, oder Abgeordneter des Groß-Lama gewesen ist. An die Annehmlichkeit der geistlichen Herrschaft gewöhnet, war er kühn genug, nach der Unabhängigkeit zu trachten. Er führte sein Unternehmen mit so vieler Geschicklichkeit aus, daß man

itzt

itzt unter den Mongols fast gar nicht mehr von dem Dalay-Lama redet. Das Ansehen des Khoutouktou ist so gut befestiget, daß wer an seiner Gewalt zweifeln wollte, als ein Ketzer angesehen würde. Dieser außerordentliche Mann rühmet sich alle mögliche Kenntniße zu besitzen; und dieß bedeutet auch das Wort, Khoutouktou: das gemeine Volk glaubt, daß er das Gegenwärtige, Vergangene, und Zukünftige kenne. Weil seine untergeordneten Priester lauter Spione abgeben, fällt es ihm nicht schwer, das Volk zu verblenden. Er, so wie alle seine Geistlichen, sind gelb gekleidet, und niemand als sie, und der Fürst, dürfen diese Farbe tragen: dieses Zeichen eines Vorzuges erwirbt ihnen viel Ehrfurcht. Um den Hals haben sie einen Rosenkranz, wornach sie ihre Gebete hersagen. Das Volk bildet sich ein, der Khoutouktou altere mit dem abnehmenden Monde, und bey dem Eintritte eines neuen werde er wieder jung. An den hohen Festen erscheinet er, in Begleitung von Musik, unter einem prächtigen sammtenen Himmel, auf einem großen Küssen, mit kreuzweis gelegten Beinen sitzend, und hat auf jeder Seite das Bild seines Gottes neben sich. Die andern vor-

nehmen Geistlichen sitzen, auf niedrigen Küssen, unter ihm, beym Eingange des Pavillon, und jeder hat ein Buch in der Hand, worinnen er stillschweigend liest. Das versammelte Volk fällt alsdenn zur Erde, und machet ein Geschrey zu Ehren ihrer Gottheit, und ihres großen Priesters. Hierauf bringen etliche Lamas die Räucher-Fässer, und beräuchern ihre Götzen, den hohen Priester, und das Volk. Endlich werden Schaalen mit süßen Getränken und Zuckerwerke herumgegeben, welche der Khoutouktou zuerst kostet, sie hernach unter die anwesenden Häupter der Horden austheilen läßt, und sich unter dem Klange der Musik wieder in sein Zelt begiebt. Seine Begierde, sich von dem Groß-Lama unabhängig zu erhalten, treibt ihn an, die Minister des Kaisers von China durch Geschenke zu gewinnen; und der Hof, der ihn und seine Priester, zu Bezähmung der Mongols, brauchet, begegnet ihm mit vorzüglicher Achtung. Die Lamas leben hier nicht in Gesellschaft beysammen, wie in China, und wie in gewissen Gegenden der Tatarey; jedoch verrichten sie ihre Gebete gemeinschaftlich.

Es

Es giebt noch eine andere Mongolische Nation, die weiter gegen Abend wohnet, als die Kalkas, welche **Eluths**, oder **Kalmucken**, genennet werden. Ihr Land begreift den größten Theil des weitläuftigen Reiches, welches in Europa unter dem Namen der großen Tatarey bekannt ist. Die ungemeine hohe Lage dieses Landes machet, daß es viel kälter ist, als andere unter eben dieser Breite gelegene Länder; eine einzige Nacht, im Sommer, bringt zuweilen Eis, eines Thalers dick, hervor. Dieser erhabenen Lage ist auch die Menge und die Größe seiner **Wüsteneyen** zuzuschreiben. Ungeachtet die meisten großen Flüsse in Asien ihren Ursprung daselbst nehmen, so fehlet es doch unzähligen Oertern an Wasser. Unterdessen sind diese Wüsten nicht so abscheulich, als man sich einbildet: mit Ausnahme etlicher weniger, die sehr sandig sind, haben die andern alle vortrefliche **Weyde.** Das Gras wächst über drey Fuß hoch; und wenn der Boden gewässert würde, wüchse es Mannes hoch. Weil die Einwohner bemerket haben, daß wenn das Gras dürre wird, es das wieder heranwachsende ersticket, so zünden sie es zu Anfange des Frühjahres an: die Flamme, die

sich alsdenn so weit ausbreitet, als sie Nahrung findt, setzet zuweilen, wenn der Wind stark ist, eine Gegend von zehn Stunden in Brand. Man sollte nicht glauben, mit was für Geschwindigkeit sie um sich greift, was für ein Geräusch sie machet, und was für einen Rauch sie verursachet. Wenn jemand sich in dem Winde dieser Flamme befindet, so ist das einzige Mittel sich ihrer Wuth zu erwehren, daß man den Ort, wo man sich befindet, anzündet, und diesem Feuer folget: daher auch jedermann, der in diesen Gegenden reiset, ein Feuerzug bey sich träget. Keine Caravane, kein Kaufmann, hauptsächlich aber keine Armee campiren auf diesen Flächen, seitdem ganze Corps von Truppen durch diese Art von Brande sind umgekommen, oder zerstreuet worden. Die Mongols zünden auch ihre Felder an, damit ihr Vieh bey Zeiten darauf weyden könne. Die auf der Erde liegen gebliebene Asche, zieht sich, wenn der Schnee schmelzt, hinein, worauf denn das junge Gras mit solcher Macht hervorkommt, daß es aller vierzehn Tage mehr als einen halben Fuß wächst. Sie sehen hieraus, Madame, daß diesen Gegenden nichts als Wasser fehlet, um die fruchtbarsten Ebenen von

der

der Welt daraus zu machen. Die durch Brunnen oder Flüsse gewässerten Oerter, wenn sie besser angebauet würden, wären hinlänglich eine große Anzahl Einwohner zu erhalten; allein niemand, als die Mahometanischen Tatarn bearbeiten ihr Land: die Eluths, so wie die übrigen Mongols, treiben keinen **Ackerbau**; sie leben blos von ihrem Viehe; und dieß ist eben die Ursache, daß sie das herumziehende Leben so sehr lieben, und ibre Wohnungen so oft verändern. Jede **Horde** hat ihren Landesbezirk, davon sie die mittägige Seite im Winter, die Nord-Seite aber im Sommer bewohnen. In dem ganzen Umfange dieser **Bezirke** sieht man fast keine Stadt; und bey aller ihrer Fruchtbarkeit findt man wenig Holz. Ich habe daselbst ein gefräsig Thier gesehen, das die Europäer den **Vielfras** nennen, und sich nur in den Gebirgen des mitternächtlichen Asiens aufhält. Es ist nicht völlig so groß als ein Wolf, hat aber längere und stärkere Haare. Es klettert auf die Bäume, um seinen Raub zu erlauern, und wenn es auf ihn fällt, hält es sich mit den Klauen an den Rücken des Thieres, ergreift es, und frißt es lebendig. Man brauchet wohl drey Hunde diesen grau-

samen

samen Feind zu bewältigen, und oft werden sie übel genug zugerichtet. Die Russen schätzen die Haut dieses Thieres hoch, und machen Müffe, und Futter zu Mützen daraus.

Die **Lebensart** der Eluths ist von der übrigen Mongols ihrer wenig unterschieden: ihre Nahrung, und Kleidung, ihre Hütten, und Zelte sind fast einerley. Alle diese Völker lieben die starken Getränke so sehr, daß, wenn sie welche bekommen können, sie nicht eher aufhören zu trinken, als bis sie nicht mehr im Stande sind zu stehen. Wenn sie sich lustig machen wollen, bringt jedes seinen gesammelten Vorrath herbey; alsdenn setzen sie sich zusammen, und trinken Tag und Nacht, bis auf den letzten Tropfen. Die Eluths, unerachtet sie natürlicher weise beherzt sind, gehen nicht auf Rauberey aus: sie haben ein angebohrnes Gefühl von Billigkeit, und wollen niemand schaden. Es ist ihnen erlaubt, so viel **Weiber** zu nehmen, als sie für gut finden, die **Kebsweiber** ungerechnet, die sie unter ihren Sclavinnen wählen. Sie können so gar ihre nächsten Verwandtinnen heurathen, ausgenommen ihre Mutter; und auch hier ist es nur der Unterschied der Jahre, der sie abhält. Die Verheurathung eines

nes Vaters mit seiner Tochter ist bey den Eluths nichts ungewöhnliches. Alles was aus dergleichen schändlichen Ehen erzeuget wird, ist nicht weniger rechtmäßig; diese Kinder erben wie die andern. In der Fami- lie eines Khan, oder eines Oberhauptes einer Horde, erbet der rechtmäßige Sohn vor dem von einem Kebsweibe. Diese Völker sagen, eine Frau sey der Erde gleich, beyde wären bestimmet, gebauet zu werden, und beyde müsse man niemals unbearbeitet lassen; die Natur habe bey beyden einerley Absicht, nur mit dem Unterschiede, daß die Cultur einer Frau nach gewissen Jahren unnütze werde. Ein erschöpftes, und ermüdetes Erdreich kann verbessert werden, sagen die Eluths, das Al- ter einer Frau aber ist nicht wieder herzustel- len: sie ist ein Erdreich von kurzer Dauer, das man nutzen muß, so lange man es brau- chen kann. Dieser Meynung zu Folge, se- hen die Tatarn blos auf die Jugend der Wei- ber; sind sie vierzig Jahre alt, so halten sie sie als Mägde, denen sie den Unterhalt ver- willigen, um ihr Hauswesen zu besorgen, und an ihrer statt nehmen sie junge Weiber. Nichts kommt der Ehrfurcht bey, welche die Kinder für ihren Vater haben: seinen Tod beweinen

sie

sie lange Zeit, sie entziehen sich aller Arten von Ergötzlichkeiten, gehen während der ganzen Trauer mit keinem Frauenzimmer um, und besuchen sein Grab wenigstens einmal im Jahre. Es fehlet viel, daß sie dergleichen Achtung für ihre Mütter haben.

An einigen Orten in der großen Tatarey findet man auf kleinen Bergen **Menschen-Geripppe**, wobey goldene und silberne Gefäße, und andere Kleinode liegen. Man glaubt, daß es Körper der Helden des Landes sind, die ihr Leben in der Schlacht eingebüßet haben. Man kann sie leicht an den Steinhaufen, die sie bedecken, unterscheiden. Man weis aber nicht, wenn, und mit wem diese Schlachten vorgefallen sind. Man behauptet, Tamerlan hätte etlichemal mit den Kalmucken geschlagen, ohne sie bezwungen zu haben. Da diese Denkmale sich zu der heutigen Lage der Einwohner nicht schicken, halte ich sie vielmehr für Gräber derjenigen Mongols, die den Genghis-Kan in die mittägigen Provinzen von Asien begleitet haben. Diese Helden, nachdem sie alle Reichthümer der überwundenen Völker genommen hatten, brachten sie sie in ihre Wüsteneyen, und vergruben sie, nach alter Gewohnheit der Nation,

bey

bey ihren Toden. Eine Menge Leute, der herumliegenden Gegenden begeben sich alle Sommer zu diesen Gräbern, und suchen in der Erde nach, und finden Gold, Silber, Kupfer, Edelsteine, Säbel, und anderes Gewehr. Dieses alles ist mit Beschlägen von Sätteln und Zäumen, und mit Pferde-Knochen, zuweilen auch von Elephanten, untermenget; daher zu vermuthen ist, daß wenn ein General, oder anderer vornehmer Officier in der Schlacht geblieben war, man ihn mit Pferde und Waffen begrub, so wie vor diesem unsere Bischöffe mit ihrem Stabe. Aus der Menge der Gräber ist auch zu schließen, daß ungemein viele Menschen in dieser Gegend müssen umgekommen seyn: denn unerachtet man seit langer Zeit daselbst nachgräbt, so findt man doch immer wieder neue. Die Rußischen Gefangenen, die sich in Siberien befinden, kommen Haufenweise auf das Gebiete der Eluths, und suchen diese Schätze. Da sie weit in das Land hineingehen müssen, werden sie von den Einwohnern, die diese Monumente als Gräber ihrer Vorfahren ansehen, für welche sie eine besondere Ehrfurcht haben, und nicht leiden können, daß man die Asche der Verstorbenen störe, Haufenweise getödet. Es

sind

sind daher auch diese Unternehmungen den Russen bey harter Strafe untersaget.

Die Nation der Eluths, als unabhängig von den Chinesern, kann in drey verschiedene Zweige abgetheilet werden. Der vornehmste, der aus einer großen Menge Horden und Stämmen besteht, erkennet die Gewalt eines Khans. Dieses sind, eigentlich zu reden, die Eluths, und ihr Fürst wird Vorzugsweise der große Khan der Tatarn genennet. Der zweyte, Tibet, oder das Königreich Bouton, wird von dem Groß-Lama, oder vielmehr von Fürsten, die unter ihm stehen, regiret. Der dritte begreift das Land von Karazm, und Usbek, und hat auch seine besonderen Herren. Der große Khan der Tatarn hat über die andern eine Art von Herrschaft, und wenn er mit seinen Nachbarn, besonders aber mit den Chinesern, in Krieg verwickelt ist, erhält er von den übrigen ansehnliche Hülfe. Man erzählt von ihm, daß, wenn er gegessen hat, ein Herold ausrufe, alle Fürsten in der Welt könnten nun auch nach Gefallen essen; dergestalt, daß dieser Barbar, der nichts als Milch ißt, und nicht einmal einmal ein Haus hat, sondern blos von Rauben lebt, die andern

dern Potentaten in der Welt als Sclaven ansieht, und sie des Tages ordentlich zweymal beschimpfet.

Jeder **Stamm** dieser verschiedenen Zweige besteht aus mehrerern oder wenigern Familien, die zusammen unter Zelten wohnen, und nicht auseinander gehen, ohne ihr **Oberhaupt** davon zu benachrichtigen. Dieses Oberhaupt wird aus eben dem Stamme gewählet, und wenn kein Zufall die Ordnung der Erb-Folge störet, bleibt diese Würde allezeit bey dem Aeltesten. Alle Tatarn, aus welcher Gegend, und von welcher Religion sie auch seyn, sie mögen ungesittet oder höflich seyn, kennen den Stamm, woher sie entsprungen sind, aufs genaueste, und pflanzen diese Erinnerung von Geschlechte zu Geschlechte auf das sorgfältigste fort. Die Oberhäupter stehen unter ihrem **Khan**, das ist, unter einem Regenten, dessen Vasallen, Räthe, und Generale sie sind. Bey seinem **Tode** versammeln sich alle Prinzen der regierenden Familie, und alle unter seiner Botmäßigkeit stehende Vorgesetzte der Stämme, an den Ort, wo der Monarch seine Residenz hatte, und ernennen einen **Nachfolger**. Die Wahl läuft darauf hinaus, daß man aus-

macht, welcher unter allen Prinzen am älte-sten ist, ohne die Kinder des Verstorbenen in besondere Betrachtung zu ziehen; und nie ermangelt man, den zu wählen, der die meisten Jahre hat, er müßte denn wegen persönlicher Fehler ausgeschlossen werden, oder eine unrechtmäßig sich zugeeignete Gewalt müßte diese Ordnung stören.

Die **Khans** der Eluths, ungeachtet sie verschiedene Städte besitzen, wohnen so wie ihre Vorfahren, allezeit unter **Zelten**. Ihr **Lager**, das in Quartiere, Gassen, und öffentliche Plätze eingetheilet ist, hat eine Stunde im Umfange: der Fürst wohnet in der Mitte, und seine Zelte, die sehr erhaben stehen, und in verschiedenen Farben gemalet sind, machen einen sehr angenehmen Anblick. Sie sind von starker Leinwand, im Winter mit Filze bedecket, und werden dadurch für aller Beschwerlichkeit der Witterung gesichert. Die Weiber des Monarchen wohnen in kleinen hölzern Häusern, die in einem Augenblicke können abgebrochen, auf Wagen geladen, und anders wohin gebracht werden. Man muß sich nicht viele Pracht an dem Hofe der Khans einbilden: ihre Einkünfte bestehen nur in dem Zehnten der Heerden, und in der

Beute,

Beute, die ihre Unterthanen zur Kriegeszeit über die Feinde machen. Jährlich sind zwey Zehnten zu erlegen; einer, dem Souveraine, der andere, den Obersten der Stämme; und dieses macht den fünften Theil der Einkünfte der Nation aus. Es ist aber auch die einzige Abgabe, die von dem Volke gefodert wird; sehr verschiedentlich von unsern Europäischen Bauern, welche außer den herrschafftlichen, und den geistlichen Zehnten, noch alle andere Taxen im Staate bezahlen müssen.

Der Khan der Tatarn kann mehr als hundert tausend Mann in das Feld stellen: sein Reichthum, seine Macht, und sein Ansehen bestehen in der Anzahl seiner Horden. Jede **Horde** hat ihre **Fahne** oder Banier, welches ein Stück Stoff ist, das an eine zwölf Fuß lange Lanze angebunden wird: man sieht darauf das Bild einer Kuh, eines Pferdes, eines Kameeles, oder eines andern Thieres, worunter der Name des Stammes geschrieben steht. Wenn eine Horde marschiret, wird die Fahne vorne an der Spitze, unmittelbar hinter dem Obersten, getragen. Die vornehmsten **Waffen** der Eluths bestehen in großen Bögen, und dergleichen Pfeilen, welche sie eben so beherzt als richtig zu schießen

wissen. Sie bedienen sich ihrer mit gleicher Geschicklichkeit im Vorwärtsgehen, oder Zurückweichen, nach Art der alten Parther, die auch in der Flucht noch zu schlagen, gewohnet waren. Sie führen hiernächst Röhre, sechs Fuß lang, davon der Lauft mehr als ein Zoll dick ist: um solche los zu schießen, bedienen sie sich einer Lunte, und der Kern-Schuß trägt sechs hundert Schritte weit. Auf dem Marsche nehmen sie selbige, so wie ihre Köcher, auf dem Rücken, die Bogen aber haben sie auf der linken Seite, in einer Art von Futterale. Weil sie nie zu Fuße dienen, sondern nur zu Pferde Krieg führen, tragen sie fast durchgehends Lanzen, Panzer-Hemden, und eiserne Hauben. Jede Horde, oder Stamm, wird von seinem Oberhaupte angeführet, so, daß ein Trupp Tatarischer Reuter, nach der Stärke der Stämme, mehr oder weniger zahlreich ist. In der Schlacht wissen sie nichts von Reihen und Gliedern; ohne Ordnung theilen sie sich in so viel Truppe, als ihre Armee Horden ausmacht; und jeder marschiret, mit der Lanze in der Hand, unter der Anführung eines allgemeinen Obersten. Die Geschwindigkeit ihrer Pferde kommt ihnen sehr zu statten: oftmals, wenn

man

man glaubt, sie wären gewichen, fallen sie mit grösserer Hitze aufs neue an; und demjenigen Feinde geht es übel, der beym Verfolgen keine Glieder hält. Diese Völker ziehen niemals zu Felde, ohne alle ihre Reichthümer mit sich zu führen; und wenn sie eine Schlacht verlieren, bleiben ihre Weiber, Kinder, Vieh, und alles was sie haben, in der Gewalt des Ueberwinders. Uebrigens hat der Soldat keine andere Löhnung, als was er dem Feinde abnimt. Weil sie zu Hütung ihres Viehes, aus welchem ihr ganzes Vermögen besteht, niemand nöthig haben, als ihre eigene Familie, sind sie nicht sehr begierig, Sclaven zu machen; sie lieben nicht, sich mit unnützen Mäulern zu belästigen. Wenn der Fürst Kriegsgefangene machet, behält er eine gewisse Anzahl davon in seinen Diensten, die übrigen theilet er unter die Vornehmsten seiner Armee aus.

Ehe ich diese Materie verlasse, will ich noch etliche besondere Umstände, die den **grossen Khan** der Tatarey betreffen, anführen. Seine **Länder** sind mit dreyen der mächtigsten Reiche in der Welt umgeben: gegen Mitternacht gränzen sie mit Rußland; gegen Morgen, mit China; und gegen Mittage,

tage, mit dem Reiche des grossen Mogol. Von den ersten zweyen sind sie durch grosse Wüsten, von dem dritten aber durch unübersteigliche Berge abgesondert. Seine Truppen, durchgängig gute Soldaten, mit Bogen, Pfeilen, Lanzen, und Säbeln bewaffnet, campiren das ganze Jahr, und ändern ihren Aufenthalt, so oft es die Nothdurft, oder ihre Neigung erfordert. Diese Lebensart ist die älteste, und scheint ihnen die angenehmste. Sie bedauren das Schicksal derjenigen, die beständig an einem Orte eingeschlossen, von ihrer Arbeit leben müssen, und sehen solches als den äussersten Grad der Sclaverey an.

Der Khan hat allemal etliche tausend seiner Unterthanen, die um ihn herum campiren; und er begegnet ihnen mit eben der Gutheit, als wenn sie seine eigene Kinder wären. Die Abgeordneten der Statthalter von Siberien, und China, empfängt er auf eben den Fuß, als die Gesandten fremder Fürsten; und die Ceremonien, die dabey beobachtet werden, sind folgende. Der Abgeordnete, nebst seinem Gefolge, werden in das Zelt gelassen, wo sie der Khan auf Teppiche oder Matten niedersetzen läßt; denn die Kalmu-

cken, so wie der meiste Theil der Asiatischen Völker, bedienen sich keiner Stühle. Vor dem Essen reicht man ihnen The, und nach dem Gastgebote werden sie auf die freundschaftlichste Weise entlassen, mit Bitte, den andern Tag wieder zu kommen, um die Antwort auf den Brief des Statthalters abzuholen. Diese Antwort ist in einem natürlichen und kurzem Style abgefasset: denn die Tatarn überhaupt schreiben deutlich, und mit vieler Genauigkeit.

Es sind einige Jahre, daß der Kaiser von China mit dem Tatar-Khan wegen etlicher Gränzörter Krieg führete, welche letzterer weggenommen hatte, und sein Recht dazu vor der Spitze einer ansehnlichen Armee behauptete. Die Chineser stelleten ihm unter dem Commando eines Prinzen von Geblüte dreyßig tausend Mann entgegen. Unerachtet der Ueberlegenheit an Mannschaft, wurde dieser in etlichen Treffen geschlagen, der Kaiser aber genöthiget, sich zu vergleichen, und Friedens-Vorschläge zu thun. Die Chineser hatten müssen einen langen und beschwerlichen Weg machen, durch Wüsten, und durch ein unbebauetes Land, das von der großen Mauer gegen Westen lag; sie hatten überdieß

ein zahlreiches Geschütz, und eine Menge Proviant-Wagen bey sich, so daß sie entkräfftet waren, noch ehe sie an den Feind kamen. Der Khan hingegen, nach erhaltener Nachricht von dem Anmarsche einer Armee, hielt sich ruhig, und erwartete sie etliche Tagereisen weit von seinem Lager. Alsdenn schickte er die leichte Reuterey ab, ließ das Land verbrennen, und verwüsten, scharmuzirte mit den Chinesern Tag und Nacht, bis sie keine Lebensmittel mehr hatten, und nach einem ansehnlichen Verluste zwang er sie, abzuziehen.

Die Art, durch Verwüstung der Länder Krieg zu führen, ist bey diesen Völkern sehr alt; sie werden den regulairen Truppen dadurch furchtbar, und benehmen ihnen allen Unterhalt: sie hingegen, die Tatarn, haben allezeit Pferde im Ueberflusse bey sich, die sie töden, und essen, und solchergestalt an Erhaltungsmitteln niemals Mangel leiden.

Den **Ursprung** des Namens der **Kalmucken**, oder Kalmoucken, den man den Eluths giebt, und welchen sie als ein Schimpfwort halten, hat man noch nicht entdecken können. Man weis nur, daß es ein Beyname ist, der von den Mahometanischen Tatarn herkommt, aus Haße für den Götzendienst

dienst, dazu sich die Eluths bekennen. Bey uns ist er durch die Russen eingeführet worden; seine eigentliche Bedeutung aber ist unbekannt.

Ich habe ihnen, Madame, schon einige Gewohnheiten dieser Völker beschrieben: ich will hier noch verschiedene Umstände anführen, wodurch sie selbige vollends werden kennen lernen. In der schönen Jahreszeit sind die vornehmen Herren in die reichsten goldenen und seidenen Stoffe **gekleidet**, die aus China kommen. Im Winter tragen sie kostbare Pelze, die sie aus den mitternächtlichen Ländern erhalten. Diese **Kleider** bestehen aus zweyen langen Röcken, die sie nöthig haben, um sich vor dem Schnee und der Kälte zu verwahren. In ihren Häusern oder Zelten sind sie leichter bekleidet. Das gemeine Volk gebrauchet sich der Hunde- oder Ziegen-Felle. Die **Weibspersonen** tragen eine breite, runde, hohle Mütze, von Baumrinde oder anderer dergleichen Materie gemachet, und mit Seide überzogen; über selbiger erhebt sich ein viereckiger Kegel, der oben mit Pfauen-Federn besteckt, die Seiten aber mit kostbaren Steinen besetzet sind. Um diesen Putz auf dem Kopfe zu erhalten, binden sie

ihn unter dem Kinne zusammen. Vom weiten nähme man sie für Soldaten, mit Lanzen bewaffnet, davon die Spitze über den Helm hinausreichet. Das Frauenzimmer reitet, wie die Mannspersonen, mit ausgesperrten Beinen. Ihre Röcke, die unseren Nonnen-Kleidern ähnlich sehen, aber viel weiter, und vorne offen sind, werden über den Hüfften mit einer blauen, und gegen den Schooß zu mit einer andern gleichfärbigen Binde gegürtet. Ein Stück Stoff, das von den Augen bis auf die Brust geht, verdeckt ihnen das ganze untere Gesicht. Mehrentheils ist das Frauenzimmer dick, und eine außerordentlich kleine Nase ist bey ihnen eine Schönheit.

Die **Hütten** der Tatarn sind rund, und von kleinen Stücken Holz, und geflochtenen Weiden, zusammen gebauet. Sie stehen auf vierräderigen Wagen, über welche sie auf jeder Seite fünf Fuß hervor ragen, in der Länge aber ohngefähr dreyßig Fuß haben. Es gehören, sagt man, zwölf Ochsen dazu, um diese beweglichen Häuser fortzuschaffen: in einem ebenen und flachen Lande ist eine einzige Weibsperson hinlänglich, das ganze Fuhrwerk zu regieren; wird aber der Weg rauh,

ist der Zug fast eben so sicher, denn man geht nicht geschwinder, als den ordentlichen Ochsenschritt.

Das Hausgeräthe, und die kostbarsten Sachen, werden in geflochtenen, runden, gemalten, oder mit Federn geschmückten Körben verwahret, daran der Deckel mit schwarzem Filze überzogen ist, und mit Talge und Schafsmilch gerieben wird, daß kein Regen durchdringen kann. Diese Meublen werden auf Wagen, mit Kameelen bespannet, gesetzet, wegen des Ueberganges bey Flüssen. So oft diese Häuser aufgeschlagen und in Ordnung gestellet werden, nimmt man in Acht, die Thüre gegen Mittag zu kehren; die Körbe aber bleiben auf den Wagen, zu beyden Seiten der Hütte, der sie zu einer Verwahrung dienen. Wenn die Hütte steht, wird das Bette des Herrn der Thüre gegen über gesetzet. Die Weibspersonen nehmen die linke Seite ein; die Mannspersonen die rechte; und diese Ordnung wird so genau in Acht genommen, daß man niemals einen Köcher auf der Weiber Seite sehen wird. Oben, über dem Platze, wo sich der Mann aufhält, ist ein Bild, das den Schutz-Gott der Familie vorstellet. Ein zweytes, das ein Kuh-Euter

ter hält, und das Gesicht gegen die Mägde gekehret hat, um sie zu erinnern, daß sie diese Thiere fleißig melken sollen, ist über dem Bette der ersten Frau aufgemachet. Auf der Seite der Mannspersonen sieht man ein drittes, mit einem Euter einer Stutte, um anzuzeigen, daß sie in Ansehung der Mutter-Pferde gleiche Sorgfalt tragen sollen. Die Art selbige zu melken, besteht in folgenden. Man bindt die Füllen an einen langen Strick, der zwischen zwey Seulen gespannet wird. Die Stutte, indem sie sich ihnen nähert, läßt sich das Euter nehmen. Wehret sie sich, so giebt man ihr ein Füllen, das sie eine Weile saugen muß; hernach thut man das Füllen weg, und sie läßt besser mit sich umgehen.

Die Reichen haben **Magazine**, wo sie ihre Vorräthe für den Winter aufheben. Den Tatarn ist es einerley, ob die zu ihrer Nahrung bestimmten Thiere sind getödet worden, oder selbst umkommen. Wenn sie **Fleisch** essen wollen, schneiden sie es in Stücken, und hängen es in die Luft, und lassen es an der Sonne trockenen. Es erhält sich alsdenn eben so lang, als wenn es eingesalzen wäre. Aus dem Blute ihrer Pferde machen sie Würste, die viel wohlschmeckender sind,

als die unserigen. Salz, und Wasser, sind die einzigen Dinge, womit sie ihr Fleisch würzen: dieses richten sie in einer großen Schüssel an, für funfzig und sechzig Personen, und jedes nimmt mit seinem Messer, was ihm anständig ist. Der Herr vom Hause legt sich zuerst vor; und wenn hernach seine Gäste etwa mehr bekommen, als sie essen können, müssen sie es, an statt mit dem Nachbar zu theilen, in einen kleinen Sack stecken, den sie allemal bey sich führen. Sie stecken alles ein, bis auf die Knochen, wenn sie nicht Zeit haben, solche abzuessen; so sehr sind sie besorgt, nichts von dem, was man ihnen vorlegt, einzubüßen. Außer dem Weine, den sie aus fremden Ländern bekommen, haben die Tatarischen vornehmen Herrn auch vortreffliche Getränke, aus Reiß, Honig und Hirse gemachet: von dem Tranke, der aus distillirter **Milch** verfertiget wird, habe ich Ihnen schon gesaget. Diese Milch wissen sie noch auf verschiedene andere Art zu zubereiten: sie thun sie in einem großen Schlauch, und schlagen mit einer ausgehöhlten Keule darauf, so lange bis sie anfängt, wie neuer Wein, zu gähren, sauer zu werden, und sich in **Butter** zu verwandeln. Man kostet sie

als=

alsdenn; schmecket sie scharf genug, so findet man ihr die behörige Vollkommenheit. Um noch auf eine andere Art Butter zu machen, schlägt man die Milch, so lange, bis ihre groben Theile zu Boden fallen, und die feinsten das Ansehen kriegen wie frischer Honig. Ist es Kuh-Milch, so läßt man sie, wenn sie geschlagen worden ist, kochen, und gießt sie in Schläuche. Sie wird daselbst sauer, gerinnet, und nachdem sie an der Sonne trocken geworden ist, wird sie hart. Man thut sie hernach in lederne Säcke, bis auf den Winter. Wenn die Milch zu dieser Jahres-Zeit mangelt, füllt man diese Säcke vollends mit warmen Wasser, und schlägt sie, bis die geronnene Milch sich auflöset. Die Tatarischen **Weine** berauschen, wie die unserigen.

Wenn diese Völker zusammen kommen, um sich **lustig** zu machen, so besprengen sie ihre Bilder mit etlichen Tropfen ihrer Getränke, und fangen bey demjenigen an, das über dem Kopfe des Herrn vom Hause steht. Hernach nimmt einer von den Knechten ein Gefäß, geht damit vor das Haus, und gießt solches, auf der Seite gegen den Mittag, zu Ehren des Feuers dreymal aus; bey jedem Ausgießen verbücket er sich. Eben dieselbe Ceremonie

macht

macht er nach dem Morgen zu, zu Ehren der Luft; gegen den Abend, zu Ehren des Wassers; und gegen Mitternacht, zu Ehren der Verstorbenen. Wenn er wieder in das Haus tritt, reichen die andern Bedienten dem Herrn, und der Frau, die auf einem Bette sitzen, zu trinken. So bald der Herr das Glas an den Mund setzet, so giebt ein anderer Bedienter den Musikanten ein Zeichen, und alle Instrumente lassen sich in dem Augenblicke hören. Die Bedienten schlagen alsdenn in die Hände, und fangen an zu tanzen, die Mannspersonen vor ihrem Herrn, die Weibsleute, vor ihrer Frau. Wenn Herr und Frau getrunken haben, wiederholet der Bediente das Zeichen, und die Musik höret auf; man giebt hierauf das Trinken nach der Reihe herum, und die vollen Gläser lassen nicht eher nach, bis die ganze Gesellschaft betrunken ist. Um einen nach Tatarischer Art zum **Trinken** zu nöthigen, nimmt man ihn bey dem Ohre, und schüttelt ihn ein wenig, bis er den Mund aufmachet, und den angebotenen Wein trinkt. Man schlägt alsdenn in die Hände, und tanzet vor ihm. Bey außerordentlichen **Lustbarkeiten**, füllen zwey von der Gesellschaft ein jeder einen Becher, und bringen dem, zu

dessen

dessen Ehren das Fest angestellet worden ist, unter Singen und Tanzen zu trinken: in dem Augenblicke aber, daß er den Becher angreifen will, treten sie ein wenig zurück, gehen wieder auf ihn los, und wiederholen dieses Spielwerk etliche mal. Wenn sie nun sehen, daß er recht begierig wird, und großes Verlangen trägt, zu trinken, so geben sie ihm den Becher, und fangen an zu singen, zu tanzen, und in die Hände zu schlagen, bis der Becher ausgeleeret ist.

Ein Tatar kann nicht **heurathen**, wenn er nicht vermögend ist, eine Frau zu kaufen. So bald ein solcher Handel geschlossen ist, verstecket sich das Mägdgen in ein benachbartes Haus; und wenn der Bräutigam bey ihrem Vater nach ihr fraget, antwortet dieser: „Meine Tochter gehöret euch; ihr seyd Herr, sie zu nehmen, wo ihr sie findet.“ Zu Folge dieses Rechts suchet er sie überall, wo er vermuthet, daß sie sich hin verstecket hat; und wenn er sie findet, nimmt er sie mit sich, wie eine Beute, die er mit Gewalt entführet.

Bey der **Geburt** eines Kindes, holet man die Wahrsager, und die Priester, welche des Kindes Schicksal auslegen müssen. Man rufet sie auch bey Krankheiten, um solche zu ver=

versprechen, und zu sagen, ob sie natürlich oder von Bezauberungen herrühren. So bald jemand **krank** wird, setzet man ein Zeichen an die Thüre, welches andeutet, daß niemand zu dem Kranken kommen dürfe, als diejenigen, die ihn zu warten haben. In dergleichen Fällen stellen die Vornehmen Wache um ihr Haus, um zu verhüten, daß nicht etwa ein böser Geist, oder ein schädlicher Wind, mit denen, die sich ihnen nähern, hinein komme. Wenn ein **Kranker** stirbt, wird ein großes Wehklagen in der Familie angestellet, und diejenigen welche die Trauer anzulegen haben, sind ein ganzes Jahr von allen Abgaben befreyet. Auf einer andern Seite, müssen diejenigen Personen, welche bey des Verstorbenen Tode, oder nur in seinem Hause, gewesen sind, auf eben so lange den Hof des Souverains meiden. Bey dem **Grabe** läßt man eine von den Hütten des Verstorbenen stehen, und wenn es jemand vornehmes ist, werden Wächter dazu gesetzet, die daselbst wohnen müssen.

Die Gesetze der Tatarischen Justiz sind nicht hart, und häufig. Wenn zwey Leute sich schlagen, ist niemanden erlaubet, sich in den Streit zu mengen: selbst ein Vater dürfte

sich nicht unterstehen, seines Sohnes Parthey zu nehmen: aber der, welchem übel begegnet worden ist, kann sich bey dem Oberhaupte des Stammes beklagen, und alsdenn wird ihnen ausdrücklich untersaget, sich zu schlagen; so wie bey uns, wenn eine Sache vor das Tribunal der Marschälle von Frankreich gebracht worden ist. Kein Verbrechen wird in der Tatarey mit dem Leben bestrafet, wofern der Thäter nicht über der That angetroffen, oder durch sein eigenes Geständniß überführet wird; daher man sich auch der Folter bedienet, ihn dazu zu bringen. Todschlag, Ehebruch, und ein wichtiger Diebstahl, werden am Leben gerüget: kleine Diebereyen ziehen die Bastonnade nach sich.

Gewisse **Kalmucken** erkennen keine andere **Gottheit**, als einen groben hölzernen Götzen, der wie ein Harlekin, mit einem Kleide von vielerley Farben, bekleidet ist. Gemeiniglich hält man ihn in einem Schranke verschlossen; wenn man aber auf die Jagd geht, oder sonst verreiset, wird er herausgenommen. Er wird alsdenn auf einen besondern Schlitten gesetzet, und man opfert ihm das erste Wild, das man antrifft. Wenn die Jagd glücklich gewesen ist, und man nach

Hause

Hause kömmt, setzt man den Götzen wieder in seinen Kasten, an den höchsten Ort der Hütte, und schmücket ihn von oben bis unten, von vorne und hinten, und von allen Seiten, mit den schönsten Zobeln, die man gefangen hat; diese Felle behält er so lange bis sie alt werden. Es würde als eine Missethat angesehen, sie in andern Nutzen zu verwenden, oder an Fremde zu verkaufen.

Hier ist der Ort, Madame, wo ich Ihnen von dem Lande Tibet etwas sagen sollte; allein das Königreich Boutan, das den wichtigsten, und zugleich merkwürdigsten Theil davon ausmachet, hat bereits den Stoff zu einem meiner vorigen Briefe gegeben. Ich will also nur noch zweyer besonderer Umstände Erwähnung thun, welche mir dazumal nicht bekannt waren, und die ich von einigen Reisenden gehöret habe. Sie sagen, daß die **Weiber** daselbst mehrere **Männer** auf einmal **heurathen** können; sollten es auch Verwandte, ja so gar Brüder seyn. Das erste Kind gehöret dem ältesten Manne; die nachfolgenden werden den übrigen, nach der Ordnung des Alters, zugeeignet. Wenn man ihnen wegen dieser Gewohnheit Vorwürfe machet, entschuldigen sie sich mit dem

Mangel an Frauenzimmer, derer es hier viel weniger giebt, als Mannspersonen.

Man behauptet ferner, daß wenn man an der Genesung eines Kranken zweifelt, man ihn vor die Stadt trägt, und in einer Grube, voller todter Körper wirft, wo er elendiglich umkommen muß; ingleichen, daß die Leichname den Raubvögeln überlassen werden, weil man sich zur Ehre rechnet, den Magen eines lebendigen Geschöpfes zu seinem Grabe zu haben.

Ich bin rc.

In der Tatarey, den 16. August 1746.

Der 76. Brief.

Fortsetzung von der Occidentalischen Tatarey.

Es bleibt mir noch übrig, Madame, Ihnen Rechenschaft von meiner Reise in diejenigen Länder der Occidentalischen Tatarey zu geben, die unter den Namen von Karazm, Usbek, und der großen und kleinen Bucharey bekannt sind. Urgenz,

die

die Hauptstadt des Königreiches Karazm, woher ich Ihnen gegenwärtig schreibe, liegt nur zwanzig Stunden von dem Caspischen Meere. Diese Stadt war in den vorigen Jahrhunderten sehr berühmt; seitdem aber ein Arm des Flusses Amur, der an ihren Mauern vorbey floß, einen andern Lauf genommen hat, hat sie alle ihre Herrlichkeit verloren. Ihr Umfang beträgt ohngefähr eine Stunde; ihre Mauern sind von getrockneten Ziegeln, und der Graben, der sie umgiebt, ist enge und voller Gesträuche. Ihre Gebäude sind nichts, als schlechte Hütten von Erde, nnd das alte Schloß ist fast nicht mehr zu bewohnen. Die Moscheen sind in nicht bessern Umständen; denn die Neigung der Tatarn ist, nicht sowohl zu erhalten, als vielmehr zu verwüsten. Der einzige Ort der Stadt, den sie noch unterhalten, ist eine in der Mitten gelegene Gasse. Der Plaz daselbst, wo Markt gehalten wird, ist über und über bedecket, um vor dem Regen gesichert zu seyn. Der veränderte Lauf des Flusses hat Gelegenheit gegeben, daß der größte Theil der Einwohner weggezogen ist, und aus einem sonst sehr fruchtbaren Boden hat er ein dürftiges Land gemachet. Un-

geachtet die Lage der Stadt zur Handlung sehr bequem ist, so bedeutet diese gegenwärtig wenig, da die Kaufleute unter den Mahometanischen Tatarn, welche dem Rauben und Plündern mehr ergeben sind, als die Heidnischen, keine Sicherheit finden. Die ordentlichen Abgaben betragen zwar nur drey von hundert; aber die Erpressungen sind oft größer, als der Werth der Waaren selbst.

Die übrigen Städte von Karazm verdienen diesen Namen nicht: nur elende Hütten, von Erde gebauet, und von den Turcomannen, und Usbeckischen Tatarn bewohnet, sieht man daselbst. Erstere haben ihren Ursprung aus Turkestan, woher, wie einige glauben, die Ottomannische Linie, welche den Türkischen Thron besitzet, entsprossen ist. Die Turcomannen verließen gegen das eilfte Jahrhundert ihr Land, in der Absicht, ihr Glück anderwärts zu suchen, und ließen sich an dem Flusse Amur, den die Alten Oxus nenneten, in der Gegend vom Caspischen Meere, nieder. Diese Völker sind groß, und stark vom Leibe, haben ein plattes, vierecktiges Gesicht, und eine braune Farbe. Im Sommer tragen sie lange Röcke vom leichten Zeuge, und wohnen unter

Zelten

Zelten in Gegenden, wo sie Wasser und Weyde find:n. Im Winter sind sie mit Schaafs-Fellen bekleidet, und bewohnen die Dörfer und Städte. Sie bekennen sich zur Mahometanischen Religion, oder haben vielmehr den Schein davon. Ueberhaupt sind sie unruhiger Gemüthsart; und mit vieler Mühe unterwerfen sie sich dem Joche der Tatarn. Da sie von diesen als bezwungene Völker angesehen werden, müssen sie Tribut und andere Auflagen bezahlen; und eben daher kommt der Haß, den sie gegen ihre Herren haben.

Turkestan, woher diese Völker gekommen sind, hat zur Hauptstadt einen Ort gleiches Namens, der an dem Flusse Sir liegt. Dieser Fluß stürzet sich in den See Aral, oder der Adler, der dem Caspischen Meere ähnlich sieht, und ohngefähr den vierten Theil seiner Länge ausmacht. Er ist einer der größten Seen im Nordlichen Asien: man giebt ihm wenigstens dreyßig Stunden von Mitternacht gegen Mittag, und funfzehn, von Morgen gegen Abend. Sein Wassrr, ob schon salzig, nähret eine große Menge von eben der Art Fischen, wie sie in dem Caspischen Meere sind. Diese See läuft niemals über, ob gleich die Flüsse Sir, Kesel, und

verschiedene andere hineinfallen. Die Einwohner leiten sein Wasser im Sommer, vermittelst kleiner Canäle, in ihre sandigen Ebenen; wenn es nun eingetrocknet ist, schießt auf der Oberfläche des Erdreiches ein Salz-Crystall an, wodurch das ganze Land hinlänglich mit Salze versorget wird.

Der **Sir** ist derjenige Fluß, den die Moscoviten **Daria** nennen. Zu unsern Zeiten hat man viel Redens von ihm gemachet, wegen seines vermeyntlichen Gold-Sandes, womit Peter der große Versuche anstellete. Die Erfahrung aber hat gelehret, daß der Gold-Sand nicht aus diesem Flusse kommt, sondern daß ihn die Bucharen in den Bergen, auf der Seite von Indien, sammeln, und gegen eingetauschtes Pelzwerk nach Siberien bringen.

Die **Stadt** Turkestan, ob sie gleich von Ziegeln gebauet ist, giebt einen traurigen Ort ab, wo nichts merkwürdig ist, als die Schönheit seiner Lage. Die **Einwohner** in der Provinz sind Räuber, die nichts zu leben haben, als was sie den Kalmucken, und den Russen nehmen. Sie gehen Haufenweise über die Gebirge, und gesellen sich zu den Mahometanischen Tatarn, mit welchen sie

bis

bis nach Siberien ſtreifen. Ihrer Gewohnheit nach wohnen ſie im Winter in den Städten; im Sommer aber campiren ſie an den Ufern des Caſpiſchen Meeres, und des Adler-Sees. Sie führen Säbel, Bogen, und Lanzen: mit Schießgewehre aber wiſſen ſie nicht umzugehen. Ihre meiſten Weiber ſind groß und wohlgeſtaltet; ein breites und plattes Geſicht verhindert nicht, daß ſie dennoch etwas angenehmes haben. Gekleidet ſind ſie ohngefähr wie ihre Nachbarinnen, die Kalmuckinnen, ausgenommen, daß ſie ihre Mützen ſpitzig, und auf der rechten Seite umgeſchlagen, tragen. Die Mannsperſonen ſind beſtändig zu Pferde, und wenn ſie nicht auf Raubereyen ausgehen, iſt die Jagd ihre einzige Beſchäfftigung. Ihren Weibern und Sclavinnen überlaſſen ſie die Sorge der Heerden und Wohnungen, und die Felder ackern ſie nicht, als im äußerſten Nothfalle. Es geſchieht oft, daß ſie auf ihren Streifereyen übel zugerichtee werden; ja ihre Beute kommt dem nicht bey, was ſie auf ihrem eigenen Grund und Boden erbauen könnten, wenn ſie Luſt hätten, ihn zu verbeſſern. Allein ſie lieben mehr, ſich allen Arten von Gefährlichkeit auszuſetzen, und vom Raube zu le-

hen, als sich an Arbeit zu gewöhnen, die ihnen ein ruhigeres, und bequemeres Leben verschaffen könnte. Den Persern, Armeniern, und zuweilen auch den Indianern, verkaufen sie die Sclaven, die sie in Karazm, und in Rußland machen; sie behalten ihrer nicht mehr für sich, als so viel sie zu Hütung ihres Viehes nöthig haben: doch geben sie kein junges Frauenzimmer, von denen, die sie aus Siberien entführen, weg. Unerachtet sie sich zur Mahometanischen Religion bekennen, haben sie doch weder Priester, noch Moscheen, sind aber mit den benachbarten heydnischen Nationen in beständigem Kriege.

Der Name der **Usbecks**, den die Tatarn von Karazm, und die von der Bucharey führen, kommt von einem ihrer ersten Khans her. Der Gebrauch, sich nach dem Regenten zu nennen, um ihm dadurch die allgemeine Neigung der Unterthanen darzuthun, ist von den Bewohnern dieser Länder zu allen Zeiten beobachtet worden: auch die Namen der Mongols, und Tatarn, haben keinen andern Ursprung. Die Lebensart der Usbecken kommt der, von den Turcomannen in Karazm, ziemlich bey; jedoch mit dem Unterschiede, daß diese von ihren Heerden,

jene aber vom Raube, leben. Sie streifen unabläßig in die Länder ihrer Nachbarn, besonders nach Persien. Bündnisse sind ein schwacher Zaum, sie zurück zu halten, denn die Sclaven, und die Beute, die sie machen, sind ihr ganzer Reichthum. Ungeachtet es an verschiedenen Orten dieses Landes, und sonderlich an den Ufern der Flüsse Kesel, und Sir, vortreffliche Weyde giebt, so treiben sie ihr Vieh doch selten dahin; sie finden nichts zu plündern, und die dasigen Einwohner sind darinnen eben so geübet, wie sie. Ueberdieß belästigen die Mahometanischen Tatarn einander nicht durch Streifereyen, sie müßten denn in offenbarem Kriege leben. Was die Kalmucken, und die Eluths anbelanget, die mit dem Königreiche Karazm gränzen, so pflegen sie sich zu Anfange des Sommers tiefer in ihr Land zu ziehen, um den Einfällen dieser gefährlichen Nachbarn nicht ausgesetzet zu seyn; sie kommen auch nicht eher, als mit dem Eintritte des Winters wieder zurück, wenn der Regen und Schnee die Wege unbrauchbar machen.

Die Usbecks jagen die **wilden Pferde** mit Raubvögeln. Sie richten sie ab, daß sie das Pferd bey dem Kopfe oder Halse fassen,

und

und indem sie es ermüden, ohne fahren zu lassen, können es die Jäger, die es nicht aus dem Gesichte verlieren, leicht töden. Dieses ganze große Land bringt kein anderes Gras hervor, als eine Art von Heidekraut, wovon aber die Heerden doch fett werden. Kein Brod wird nicht gebacken, und das Feld niemals geackert; die Einwohner haben das Pferdefleisch lieber, das sie in kleine Stücken hauen, und mit größtem Appetite essen. Ihr vorzügliches Getränke ist die Milch ihrer Stutten. Ihr Leben bringen sie in einem beständigen Müßiggange zu; sie setzen sich in große Haufen mitten auf das Feld zusammen, und unterhalten sich mit Gesprächen. Die Oberherrschaft haben verschiedene Prinzen aus einer Familie, davon aber nur einer den Titel als Khan, mit einer Art von Gewalt führet, die er blos seiner Geschicklichkeit zuzuschreiben hat. Seine ordentliche Residenz ist in der Stadt Urgenz; im Sommer aber pfleget er an dem Flusse Amur unter Zelten zu wohnen. Wenn ein solcher Fürst wider den andern Krieg führet, welches öfters geschieht, so begiebt sich der Ueberwundene mit seinen Anhängern in eine Wüste, und lebet daselbst von Plünderungen,

gen, so lange, bis er sich wieder erholet hat, und seine Rache nehmen kann. Die Turcomannen sind mit den Usbecks niemals einig, und ihr gegenseitiger Haß giebt beständig Gelegenheit zu Streite; daher kommen auch die Unruhen, die das Königreich Karazm unaufhörlich zerrütten. In alten Zeiten war dieses Land unter der Botmäßigkeit der Perser; nachher bemeisterten sich dessen die Araber; hierauf kam es unter die Gewalt des Gengis-Khan. Tamerlan eroberte es; allein die Perser bezwungen es zum zweyten male: doch behielten sie es wenige Zeit. Die Einwohner ruften die Usbecks zu Hülfe, und diese besitzen es noch bis auf den heutigen Tag.

Nicht weit von dem Königreiche Karazm liegt die große **Bucharey**. Die Städte Bockhara, Samarcanda, und Balk sind darinnen befindlich. **Erstere** ist sehr gros: ihre ziemlich hohen Mauern sind von Erde; und sie hat ein Schloß, wo der Khan seine ordentliche Residenz hat. Hier, wie in allen Städten der Tatarey, haben die Häuser ein armseliges Ansehen; doch scheinen die öffentlichen Gebäude besser gebauet zu seyn. Man hat mir von einem kleinen **Flusse** gesaget, der daselbst vorbey fließt, welcher so ungesun-

des

des Wasser hat, daß es bey denen, die davon trinken, Würmer in den Beinen erzeuget. Alle Tage kommen sie eines Zolles lang hervor, und, so, wie sie sich sehen lassen, werden sie gewickelt, um sie sachte heraus zu ziehen; zerreissen sie bey der Operation, so hat der Kranke einen ohnfehlbaren Tod zu erwarten. Unerachtet dieser Beschwerlichkeit, ist in Bokhara verboten, anderes Getränke als Wasser, und Stutten-Milch, zu trinken. Es sind besondere Leute bestellet, die in den Häusern nachsuchen müssen; und finden sie Wein, oder abgezogene Wasser, zerschmeissen sie die Fässer, die Schuldigen aber werden bestrafet. Ein dergleichen Trinker verräth sich oftmals durch seinen Athem, und sezt sich einer schweren Züchtigung aus. Die gewöhnlichste ist, daß er auf einem öffentlichen Platze gepeitschet wird. Dieses strenge Gesetz kommt von dem Oberhaupte ihrer Religion her, der in Bokhara mehr verehret wird, als der Khan selbst; ja er setzet die Khans so gar nach seinem Gefallen ab. Dieser ihre Gewalt, und Reichthum ist überhaupt sehr mäßig; und sie haben fast keine andern Einkünfte, als was sie von der Stadt zu ihrem Unterhalte bekommen. Man bezahlet ihnen den Zehnten

von

von allem, was verkaufet wird; eine Abgabe, die dem Volke allerdings beschwerlich fällt. Wenn der Khan Geld benöthiget ist, schickt er in die Kaufmannsladen, und läßt Waaren auf Credit ausnehmen, und verkaufet sie wieder um einen geringen Preis, so wie es unsere jungen Herren in Frankreich machen, die sich ruiniren wollen.

Der **Handel** in der Bucharey geschieht mit den Persern und Moscowiten: erstere bringen Halsbänder, seidene Stoffe, und andere Krämer-Waaren dahin, die sie gegen Sclaven vertauschen. Für eben diese Waaren aus Persien geben ihnen die Russen juchtene Häute, Schaafspelze, hölzerne Waare rc. Obgleich die Lage von Bokhara für den Handel mit diesen beyden Ländern sehr vortheilhaft ist, so kommen doch wenige fremde Kaufleute hin, weil sie unaufhörliche Bedrückungen zu erdulden haben. Unterdessen ziehen die Staaten des grossen Mogols, und ein Theil von Persien, alle Arten von trockenen Früchten daher, welche wegen ihres guten Geschmackes sehr bekannt sind.

Die berühmte Stadt **Samarcanda** hat von ihrer alten Pracht viel verloren. Sie war die Hauptstadt in des Tamerlans Reiche.

Allein

Allein so viel sie auch von ihrem vorigen Glanze eingebüßet hat, so ist sie doch noch heutiges Tages wichtig und volkreich. Sie hat eine Academie der Wissenschaften; die berühmteste in allen Mahometanischen Ländern, und diejenige, welche am meisten besuchet wird. Man kommt aus allen Gegenden dahin, zu studiren; aus Persien, vom großen Mogol, und aus der Türkey. Das Erdreich trägt vortreffliche Früchte; insonderheit werden die dasigen Melonen, so wie die im Königreich Karazm, gerühmet. Letztere halten sich lange Zeit frisch, und werden nach Astrakan, und Petersburg, an den Rußischen Hof, geschicket. Sie haben im Winter eben den Geschmack, den sie zur rechten Jahres-Zeit haben. Von Gestalt sind sie rund, ihre Schale ist grün, und das Fleisch ein wenig dunkeler, als das von den ordentlichen Melonen. Man kann alles essen, ausgenommen die Schale und Kerne: unerachtet sie außerordentlich kälten, sind sie doch niemals schädlich. Die Gewohnheit ist, daß man sie grün abbricht, und alsdenn erst reif werden läßt. In Samarcanda wird auch das beste seidene Papier von ganz Asien gemachet. Den Einwohnern würde ein

kleiner

kleiner Fluß, der durch die Stadt geht, und in den Amur fällt, große Vortheile bringen, wegen der Gemeinschaft mit den benachbarten Ländern, wenn sie sich Mühe geben wollten, ihn schiffbar zu machen; aber einen blühenden Handel in Samarcanda zu errichten, müßten andere Leute daselbst wohnen, als die Tatarn. Ihre Festungswerke bestehen aus großen Bollwerken von Erde; und die Häuser sind denen von Bokhara gleich.

Balk, heutiges Tages die ansehnlichste unter allen Städten der Mahometanischen Tatarn, ist groß, schön, und volkreich: die meisten dasigen Häuser sind von gehauenen Steinen, oder von Ziegeln. Das Schloß des Khans ist ein großes, auf Morgenländische Art eingerichtetes Gebäude, ganz von Marmor aufgeführet, welcher auf einem benachbarten Berge gebrochen wird. Weil die Fremden aller möglichen Freyheit in dieser Stadt genießen, ist sie der Mittelpunct der Handlung zwischen der Bucharey, und Indien geworden. Der schöne Fluß, der die Vorstädte durchströmet, trägt ein großes dazu bey. Ueberdieß bezahlen die Waaren nicht mehr, als zwey vom hunderte; die durchgehenden aber, gar nichts.

In der großen **Bucharey** rechnet man drey verschiedene **Nationen**: die Bucharen, als die åltesten Einwohner des Landes; die Mongols, die sich unter den Nachfolgern des Gengis-Khan daselbst niedergelassen haben; und die Usbecker Tatarn, die heut zu Tage die Regirung in Hånden haben. Die **Bucharen** sind von mittelmåßiger Größe, aber wohl gestaltet, sehen für das dasige Clima sehr weiß, haben große, braune, und feurige Augen, Habichts-Nasen, schwarze Haare, einen starken Bart, und kommen in nichts der Unförmlichkeit der Tatarn, unter denen sie wohnen, bey. Ihre Weiber, die überhaupt lang und wohl gemachet sind, haben eine vortreffliche Haut, und schöne Gesichts-Züge.

Beyde Geschlechter tragen Hemden und Beinkleider von Calico; die Mannspersonen haben darüber noch einen Cafftan, oder Weste, von Seide, der bis auf die Waden geht; und eine runde, tuchene Mütze, auf Pohlnische Art, mit einem breiten Gebråme. Einige tragen einen Turban, wie die Türken, und gürten den Cafftan mit einer Binde von seidenem Crepp, die etlichemal um den Leib geht. Wenn sie ausgehen, sind sie in Pelz

gekleidet. Ihre Halbstiefeln, die von besonders zugerichteter Pferde-Haut gemachet sind, haben die Form der Persianischen. Die Weiber-Röcke sind weit, und fliegen frey um sie herum. Auf dem Kopfe haben sie eine kleine flache Mütze; hinten aber fallen die Haare in Zöpfen herunter, und sind mit Perlen und Steinen gezieret.

Die Bucharen bekennen die Mahometanische **Religion**, nach der Türken Lehrart, und unterscheiden sich nur in etlichen wenigen Ceremonien. Ihren **Unterhalt** ziehen sie theils von mechanischen Künsten, theils von der Handlung, welche die Mongols und Usbeckischen Tatarn ihnen überlassen: weil aber wenige fremde Kaufleute zu ihnen kommen, insonderheit in denen Gegenden, wo die Mahometanischen Tatarn zu befehlen haben, so gehen sie in Menge nach China, Indien, Persien, und Siberien, und kommen mit großem Gewinne wieder zurück. Sie mengen sich niemals, und unter keinerley Vorwand, in Kriegs-Angelegenheiten, ob sie schon alle Städte in den Provinzen inne haben: ihre ganze Aufmerksamkeit geht auf ihre Privat-Verrichtungen. Sie bezahlen für jede Stadt, und für jedes Dorf, einen jährli-

chen **Tribut** an die Mongols, und Usbecks, die, wie ich Ihnen, Madame, gesaget habe, die Regenten des Landes sind. Diese Unterthänigkeit macht sie bey den Tatarn verächtlich, welche sie als eine schlechte, niederträchtige Nation ansehen, ohngefähr so, wie wir die Juden halten, ja einige glauben, daß sie von ihnen herstammen.

Die **Mongols**, die sich in der Bucharey niedergelassen haben, unterscheiden sich von den Eluths in Ansehung der Sitten und Gebräuche nicht, wohl aber in der Religion, welche die Mahometanische ist, und in der Neigung zum Plündern. Die **Usbecks** hingegen sondern sich in vielen Stücken von denen aus Karazm ab. Ueberhaupt hält man sie für die gesittetesten unter den Mahometanischen Tatarn, ob sie gleich der Räuberey und dem Diebstahl nicht weniger ergeben sind, als jene. Die **Kleidung** beyderley Geschlechts ist, mit Ausnahme der Stiefeln, die sehr unförmlich sind: wie die Persische; doch hat sie nicht das Annehmliche. Ihre Oberhäupter schmücken den Turban mit einer Reiher-Feder. Der Pillau, der nach Türkischer Art, nichts als gekochter Reiß ist, und das Pferde-Fleisch sind der Bucharischen

Usbecks

Usbecks ihre beste Speise: ihr Getränke wird aus Pferdemilch gemachet. Die Sprache ist aus dem Türkischen, Persischen, und Mongolischen zusammen gesetzet. Ihre Waffen sind der übrigen Tatarn ihren gleich. Sie geben sich für die beherztesten, und stärksten von ihrer Nation aus; und in der That werden sie in diesem ganzen Theile des Orients dafür angesehen. Auch ihre Weiber machen an dem Ruhme eines kriegerischen Muthes Anspruch: sie gehen mit ihren Männern zu Felde, und scheuen weder Wunden, noch Gefahr. Die meisten sind wohlgestaltet, und es fehlet ihnen nicht an Annehmlichkeit; ja es giebt einige unter ihnen, die als vollkommene Schönheiten in der ganzen Welt angesehen werden würden.

Diese Völker leben mit den Persern in beständigem Kriege: denn die schönen Ebenen von Khorasan begünstigen ihre Streifereyen. Nicht so leicht wird es ihnen, in die Staaten des großen Mogols zu fallen; sie finden sich durch hohe Gebirge abgesondert, die für ihre Reiterey zu unwegsam ist. Ihre Pferde, unerachtet ihres schlechten Ansehens, und daß sie sehr mager sind, laufen sehr geschwind, und sind nicht zu ermüden.

Ihr Futter kostet wenig: das schlechteste Gras, ja im Nothfalle, ein wenig Moos, ist ihnen hinlänglich. Zu dem, wozu sie die Tatarn brauchen, sind es die besten Pferde von der Welt.

Die Usbecks wohnen wenig in Städten, denn diese sind, wie ich gesaget habe, der Aufenthalt der Bucharen, oder der alten Einwohner. Diejenigen, welche sich mit dem Unterhalte von ihrem Viehe begnügen, wohnen in Hütten, und ziehen von einem Orte zu den andern, nach Beschaffenheit, daß sie diese Veränderungen bequem finden: aber diejenigen, die den Acker bauen, wohnen in Dörfern, und einzelnen Häusern.

Ich kann nicht begreifen, Madame, warum man den Namen, der **kleinen Bucharey**, einem benachbarten Lande giebt, das von weit größerem Umfange ist, als die große. Vermuthlich geschieht es, weil sie dieser weder an der Menge und Schönheit der Städte, noch an der Güte des Lebens, noch an der Zahl der Einwohner, beykommt. Kashgar war vor diesem die Hauptstadt; aber seitdem die Kalmucken Herren davon sind, ist sie in großen Verfall gerathen.. **Yarkien** ist heut zu Tage die erste Stadt

in

in diesem Reiche. Man sieht daselbst ein Schloß, das der Khan einige Monate bewohnet, wenn er glaubt, daß seine Gegenwart nöthig ist. Da dieser Ort der Mittelpunct ist der Handlung, zwischen Indien und dem nördlichen Asien, zwischen Tibet und Siberien, zwischen der großen Bucharey und China, so ist er sehr bevölkert, und reich. Die **Eingebohrnen** des Landes sind schön und wohlgestaltet, und es fehlet ihnen nicht an Höflichkeit. Sie haben viele Neigung zur Handelschaft, und eine ungemeine Begierde zu gewinnen. Ohne Vorsicht mit ihnen handeln, heißt, sich wollen betrügen lassen.

Die **Kleidung** der Mannspersonen unterscheidet sich von der Tatarn ihrer wenig: die Röcke gehen ihnen bis auf die halben Beine; und die Ermel sind oben bey den Achseln weit, und um den Ellbogen enge. Der Weiber Kleider sind vollkommen gemachet, wie die von den Männern; ihre Ohren-Gehenke aber gehen bis auf die Achseln. Sie theilen ihre Haare in Zöpfe, und verlängern sie mit Bändern, oder silbern und seidenen Büscheln, so, daß sie bis auf die Fersen hängen. Drey andere nicht so große

Büschel bedecken ihre Brust. Ueberdieses tragen sie Halsbänder, mit Perlen, allerhand kleinen Stücken Geldes, und andern vergoldeten oder versilberten Kleinoden besetzet, die einen großen Schein von sich geben.

Die **Weiber**, tragen wie die Männer sehr enge Beinkleider, und leichte Stiefeln, von Moscowitischen Leder, ohne Absätze und Solen. Sie ziehen darüber eine Art von Oberschuhen, oder Sandalen, nach Art der Türken, mit sehr hohen Absätzen. Auch die Mützen sind bey beyden Geschlechtern einerley, nur daß die Weiber, besonders aber die jungen Mägdgen, die ihrigen mit allerhand Zierrathen, als kleinen Stücken Geld, und Chinesischen Perlen, ausputzen. Die verheuratheten Personen unterscheiden sich von denen, die es nicht sind, durch einen langen Streif von Leinwand unter dem Kopfzeuge, den sie um den Hals wickeln, und hinten mit einem Knoten zusammen binden, davon das eine Ende bis auf den Gürtel herabhängt.

Die **Häuser** der Bucharen sind steinern, und ziemlich hübsch gebauet: man sieht aber wenig Hausrath darinnen. Man findet we-

der Stühle, Tische, noch andere Bequemlichkeiten; blos etliche Chinesische, mit Eisen beschlagene Kasten, worauf sie den Tag über die Matrazzen, welche sie die Nacht brauchen, legen, und sie mit einem buntfarbigen baumwollenen Teppiche zudecken.

Ihre **Reinlichkeit** in Zurichtung der **Speisen** ist außerordentlich: es geschieht solche in ihrem Zimmer, und in ihrer Gegenwart, durch Sclaven, die sie kaufen, oder den Kalmucken, Russen, und den andern benachbarten Völkern wegnehmen. Neben dem Camine haben sie eine Menge eiserner Töpfe und Kessel stehen. Ihr übriges **Küchengeräthe** besteht in etlichen porcelainenen Schüsseln, und in allerhand kupfernem Gefäße, worinnen sie den The kochen, oder das Wasser zum Waschen warm machen. Ein Stück Calico ist ihr Tischtuch, und ihre Servietten. Keine Messer und Gabeln brauchen sie nicht; man setzt das Fleisch, in Stücken geschnitten, auf, und mit den Fingern zerlegen sie es.

Ihre gewöhnliche **Speise** ist gehacktes Fleisch, davon sie **Pasteten**, in Forme eines halben Mondes, machen. Dieß ist ihr Vorrath auf Reisen, insonderheit zu Winterszeit:

terszeit: wenn sie solche in dem Froste haben ein wenig hart werden lassen, thun sie sie in einen Sack, und wenn sie der Hunger treibt, machen sie Suppen davon. Kein anderes Getränke haben sie fast nicht, als eine Art von schwarzen The, den sie mit Milch, Salz, und Butter zubereiten.

Die Bucharen bekommen ihre **Weiber** nicht anders, als für Geld; das ist, sie müssen sie mehr oder weniger theuer bezahlen, nach Beschaffenheit ihrer Schönheit. Es ist der kürzeste Weg reich zu werden, wer eine große Anzahl hübscher Töchter hat. Nach den Gesetzen ist verboten, daß Leute, die einander heurathen wollen, von dem Tage an des Contracts, bis zur Hochzeit, einander sehen oder sprechen. Die Hochzeits-Lustbarkeiten bestehen in Festen, die drey Tage dauern. Auch innerhalb des Jahres werden verschiedene große Feste gefeyert. Den Abend vor der **Hochzeit** versammelt sich ein Haufen junger Mägdgen bey der Braut, und bringen die Nacht mit Singen und Springen zu. Den andern Morgen früh kommt die ganze Gesellschaft wieder, und beschäfftiget sich, die Braut anzuputzen. Man saget es alsdenn dem Bräutigam, der in Be-

gleitung

gleitung von zehn oder zwölf Verwandten oder guten Freunden, und unter Musik, gar bald erscheint. Bey seiner Ankunft wird ein Pferde-Rennen angestellet, wobey er nach Beschaffenheit seines Vermögens Preise austheilet. Gemeiniglich sind es Damaste, Zobel- und Fuchs-Pelze, Calicos 2c. Die Feyerlichkeit, die bey der **Beschneidung** der Kinder vorgeht, ist von den Hochzeit-Festen wenig unterschieden.

Braut und Bräutigam können bey der **Trauung** einander nicht sehen; sie antworten aber dem Priester, jedes auf seiner Seite. Hernach kehret der neue Ehemann zurück in sein Haus, in eben der Ordnung, wie er ausgegangen war, und bewirthet daselbst zu Mittage seine Gesellschaft; nach dem Essen begiebt er sich zu der Braut; und nun dürfen sie erst mit einander reden. Er verläßt sie aber wieder, um den Abend zu ihr zurück zu kehren. Hier findt er sie im Bette, und legt sich, angezogen, und in Gegenwart etlicher Weiber, zu ihr, jedoch nur auf einen Augenblick. Diese Comedie wird drey Tage nach einander wiederholet: endlich, die dritte Nacht tritt er in alle Rechte des Ehestandes, und den folgenden Tag führt

er

er die neue junge Frau mit sich in sein Haus.

Die vierzig Tage, die eine Frau im **Kindbette** zubringt, werden als unrein gehalten, binnen welchen der Frau, auch die nach den Gesetzen in ihrer Religion üblichen Gebete untersaget sind. Das **Kind** erhält seinen **Namen** drey Tage nach der Geburt; und in den siebenten oder achten Jahre wird es **beschnitten**.

Obschon die **Vielweiberey** bey den Bucharen für eine Sünde gehalten wird, so sieht man doch Leute, die bis zehn Weiber haben. Der Mann hat allezeit die Freyheit, sie zurück zu schicken; aber die Frau ist alsdenn berechtiget, alles, was sie bekommen hat, zu behalten: wenn sie hingegen den Entschluß fasset, sich zu scheiden, nimmt sie von dem, was ihr zugehöret, nichts mit.

Die **Arzeneywissenschaft** ist in der kleinen Bucharey wenig bekannt. Wenn jemand **krank** wird, kommt der Priester, liest etwas aus einem Buche, bläst den Kranken etliche mal an, und schwenket ein Messer um seine Backen. Das gemeine Volk glaubet, daß dadurch die Wurzel der Krankheit zerschnitten werde. **Stirbt** der Kranke, legt ihm

ihm der Priester den Alcoran auf die Brust, und sagt einige Gebete her: hierauf wird der Körper in einen Sarg geleget, wozu man mehrentheils ein hübsches Holz ausliest, und er wird mit einer Hecke, oder mit Palissaden umgeben.

Die Bucharen haben kein anderes **Geld**, als etwas Kupfermünze. Wenn sie eine ansehnliche Summe in Silber oder Golde zu bezahlen haben, wägen sie es, wie die Chineser.

Ungeachtet die Mahometanische **Religion** in allen Städten und Dörfern der kleinen Bucharey die herrschende ist, so werden doch andere Religionen ebenfalls geduldet, und genießen einer völligen Freyheit.

Die heydnischen Kalmucken, als Herrrn des Landes, glauben, daß es nicht erlaubet sey, Gewalt zu brauchen, wenn man eines andern Glaubens-Lehren widerlegen will. Die Mahometanischen Bucharen haben einige Kenntniß von **Christo**, sie ist aber durch wunderliche Begriffe sehr verstellet. Sie erklären, zum Beyspiele, das Geheimniß der **Menschwerdung** auf folgende Art. Sie sagen, Maria, als eine arme Weyse, sey im vierzehn-

vierzehnten Jahre dem Zacharias empfohlen worden, welcher Sorgfalt für ihre Erziehung getragen hätte. Als sie zum ersten male die ihrem Geschlechte eigene Beschwerlichkeit empfunden hätte, wäre sie zu einem benachbarten Brunnen gegangen, sich zu baden. Daselbst hätte sie eine Stimme gehöret, worüber sie sehr erschrocken wäre; sie hätte daher geeilet, ihre Kleider wieder anzuziehen, und sich weg zu begeben: allein ein Engel wäre ihr erschienen, und hätte ihr gesaget, sie würde schwanger werden. Sie hätte darauf bescheiden geantwortet, daß, da sie niemals einigen Umgang mit einer Mannsperson gehabt hätte, sie nicht begreifen könnte, wie diese Prophezeyung eintreffen sollte. Alsdenn hätte der Engel auf ihre Brust gehauchet, und ihr das Geheimniß zu erkennen gegeben. In diesem Augenblicke hätte sie empfangen, und, nachdem die Zeit ihrer Entbindung herangenahet wäre, hätte sie sich ganz bestürzet in einen Wald begeben, und daselbst einen Sohn glücklich zur Welt gebracht. Der Stamm eines verfaulten Baumes, gegen welchen sie sich gestemmet hätte, wäre sogleich ausgeschlagen, und hätte Blätter bekommen. Das Kind wäre ein

Prophet

Prophet geworden; hätte aber viel Haß und Verfolgung erleiden müssen.

Nach den Begriffen der Bucharen ist es eine Sünde, zu sagen, daß Gott im Himmel sey. Sie meynen, daß, da er überall ist, es eine Verunehrung seiner Unermeßlichkeit sey, wenn man seine Gegenwart auf einen besondern Ort einschränkete. Sie können sich nicht einbilden, daß der Mensch ewige Strafe leiden werde: sie geben zwar einen Ort der Strafe zu, wo die Gottlosen ihre Sünden büßen sollen; aber auch ein Paradies für die Frommen; bis es endlich Gott gefallen werde, eine neue Welt zu schaffen. Alle Jahre haben sie eine Fasten von dreyßig Tagen, während welcher sie keine Speise zu sich nehmen, als des Abends; sie essen aber die Nacht über zweymal, und trinken nichts anders als The. Wer dieses Gesetz übertritt, muß entweder den besten Theil seiner Sclaven frey lassen, oder an sechs und dreyßig Personen ein Gastgebot geben, ungerechnet achtzig Hiebe, die ihm der oberste Priester auf den nackenden Rücken mit einem ledernen Riemen geben läßt. Wahr ist es, man kann leicht Erlaß bekommen, und es geschieht selten, daß man zu dieser Art von Execution schreitet.

Die Handwerksleute haben besondere Erlaubniß, bey Tage zu essen.

Die letzten Khans der Kalmucken, welche die kleine Bucharey erobert haben, haben Magistratspersonen eingesetzet, derer Nachkommenschaft noch itzt fortdauert, und derer einer dem andern untergeben ist. Die vom letzten Range haben die Aufsicht über zehn oder zwölf Familien; die von dem folgenden höhern, gebieten über hundert; und die ersten sind über tausend gesetzet. Alle stehen unter einem Ober-Haupte, den der Khan unter den ältesten Fürsten des Reichs ausliest. Diese obrigkeitlichen Personen entscheiden alle Streitigkeiten der Unterthanen, und müssen ihren Bericht an ihre Obern erstatten.

Ich habe Ihnen schon gesaget, Madame, daß die Stadt Urgenz, woher ich diesen Brief schreibe, nicht weit vom Caspischen Meere liegt; an dessen Ufern aber gehe ich öfters spatzieren. Dieses Meer hat etwas so ausserordentliches, daß, wenn ich nichts davon erwähnte, ich Ihnen einen der merkwürdigsten Oerter meiner Reisen vorenthalten würde. Das Vortreffliche dieses Meeres ist, zu sehen, daß es allezeit in den Grenzen, die ihm die Vorsicht gesetzet hat, eingeschlossen bleibt;

und

und daß die Menge der hineinfallenden Flüsse, die es natürlicherweise merklich aufschwellen sollten, es nicht austreten läßt. Dieser ehrfurchtsvolle Gehorsam hat unsere Erdbeschreiber in Ungewißheit gesetzet, in Ansehung der Verbindung, welche dieses Meer mit andern nothwendig haben muß, denen es seinen Ueberfluß mittheilet. Seit der Zeit, daß es das Wasser so vieler Flüsse aufnimmt, hätte es augenscheinlich nicht allein das Königreich Persien, sondern ganz Asien überschwemmen sollen, wofern es nicht durch unterirrdische Canäle eben so abliefe, wie es durch die in seinen Schooß gesammelten Ströme zunimmt. Die Schwierigkeit ist, zu wissen, unter welchem Lande diese Canäle weglaufen, und mit welchem Meere sie sich vereinigen? Es giebt dieserwegen verschiedene Meynungen, welche ich von einigen Mitgliedern der Academie zu Samarcanda habe erwägen hören.

Einige behaupten, dieser Ablauf geschehe unter Georgien, in das schwarze Meer: sie gründen ihre Meynung theils auf die geringe Entfernung eines Meeres von dem andern, theils auf die Ströme, die man in dem schwarzen Meere wahrnimmt, und die ihre Richtung vom Morgen gegen Abend nehmen, be-

sonders derjenige, der durch die Meerenge bey Constantinopel fließt. Das schwarze Meer selbst, das durch die erstaunende Menge Wassers, welches ihm das Caspische Meer unter der Erde zuschicket, aufschwellt, muß sich durch diese Meer-Enge in das kleine Meer von Marmora ergießen. Eben diese Meynung dienet auch, zu erklären, warum die hefftigen Bewegungen auf dem schwarzen Meere so beständig, und seine Wellen stärkre sind, als auf allen anderen Meeren.

Andere geben vor, das Caspische Meer nehme seinen Ausfluß unter Persien, und vereinige sich durch einen unterirrdischen Weg von vier hundert Stunden, in der Gegend des Persischen Meerbusens, mit dem Indianischen Meere. Ihre Ursachen sind folgende: In ganz Persien, wo es selten regnet, und wo wenige Flüsse sind, findt man Wasser, wenn man auch nicht tief in die Erde gräbt; dieses Wasser ist etwas salzig; unterdessen trinkt man es, und gewöhnet sich daran. Was diese Meynung bestätiget, ist, daß man das Erdreich an vielen Orten mit Salpeter bedecket, und ganz weiß sieht: daher das Salz daselbst so gemein ist, daß man es beynahe umsonst haben kann. Ferner giebt

es in eben diesem Lande weitläuftige, wüste, und unbebauete Gegenden, die beständig eines Fußes hoch unter Wasser stehen, welches nirgends her, als aus der Erde, kommen kann; denn in der Nähe giebt es weder Bäche, noch Brunnen, noch Quelle, und der Regen, wie ich schon gesaget habe, ist selten. Hierzu kommt, daß die Perser auch an den trockensten Oertern Wasser im Ueberflusse finden: diesen Umstand nutzen sie folgendergestalt. An dem Hange eines Hügels graben sie in die Erde, und augenblicklich entsteht ein Brunnen. Zwanzig Schritte weiter hinunter, machen sie einen zweyten, und weil sie die Erde zwischen beyden wegnehmen, befördern sie den Zusammenfluß, und erhalten einen Canal. Ein dritter Brunnen, den sie darunter graben, und den sie durch Wegräumung der Erde mit den vorigen verbinden, vergrößert den Canal. Auf solche Art, fahren sie fort, und folgen dem Hange des Erdreichs, bis der letzte Brunnen, der mit dem Felde fast wagrecht steht, einen großen Bach abgiebt, der sich vermittelst kleiner gemachten Gräben über die Felder ergießt. Was aber die zweyte Meynung noch mehr begünstiget, ist, daß so bald sie einen Brun-

nen graben, sich sogleich ziemlich große Fische darinnen finden. Freylich sind sie unschmackhaft, wegen der langen Zeit die sie unter der Erde zugebracht haben, da sie mit dem Abflusse des Caspischen Meeres sind fortgeführet worden. Endlich finden die Leute, welche längst dem Persischen Meerbusen wohnen, alle Jahre zu Ende des Herbstes eine große Menge Weiden-Blätter: da nun dieser Baum in selbiger Gegend von Persien gänzlich unbekannt ist, hingegen die Ufer des Caspischen Meeres davon voll sind, so kann man mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß diese Blätter nicht anders von einem Ende von Persien zu dem andern sind gebracht worden, als durch das Wasser der unterirrdischen Canäle.

Unerachtet aller angeführten Gründe, sagte einer von diesen Gelehrten, so wollte ich lieber glauben, daß dieses Meer gar keinen Ausgang hat, und daß es durch die bloße Ausdünstung, in seinem warmen Clima eben so viel Wasser verliert, als es von denen hineinfallenden Flüssen empfängt. Auf diese Art verlieret der Ocean, dessen Grenzen eben so abgemessen sind, als die vom Caspischen

spischen Meere, ohne Zweifel das viele Wasser, welches ihm alle Flüsse zu führen.

Das Caspische Meer hat eine längliche, aber sehr ungleiche Figur. Seine Länge, von Mitternacht gegen Mittag, beträgt ohngefähr hundert und funfzig Stunden, und seine Breite vierzig, oder funfzig. Das Wasser ist ungemein salzig, ausgenommen an den Oertern, wo es durch den Fluß Wolga versüßet wird. Die Russen sind das einzige Volk, welche dieses Meer beschiffen: die Perser, und übrigen Einwohner der Küsten haben nur Fischer-Barken. Es ist sehr Fischreich; von Muscheln aber findt mau nichts, als eine Art von Petunkeln, die eine ganz vortreffliche Farbe haben. An einigen Oertern ist dieses Meer ungemein tief, und hat keine andere Ebbe und Fluth, als die der Wind verursachet.

In den herumliegenden Gegenden habe ich eine erstaunende Menge wilder Gänse angetroffen. Die Einwohner fangen sie mit Netzen, mehr ihrer Federn, als des Wildprets wegen, das allerdings kein sonderlich herrliches Essen machet. Wenn sie ihre Netze aufgestellet haben, verbergen sie sich in Hütten von Sträuchern, und auf gewisse Wei-

ten setzen sie ausgestopfte Gänse in ihrer natürlichen Stellung hin. So bald nun der Jäger lebendige gewahr wird, macht er ihr Geschrey vermittelst eines Stückgen Birkenholzes, das er im Maule hat, nach, und rufet sie; da fliegen sie denn einige Zeit um ihn herum, und setzen sich endlich unter die Ausgestopften. Der Jäger zieht hierauf an einem Stricke, und fängt unter seinem Netze so viel er habhaft werden kann. Man könnte sich dieses Mittels in andern Ländern mit Vortheile bedienen.

Was ich Ihnen, Madame, in Ansehung der Gegend um das Caspische Meer, und dieses ganzen Theiles der Tatarey vornehmlich bemerken lassen muß, ist ein **berühmtes Volk**, welches aus diesen Ländern gekommen ist, und mächtige Monarchien in Europa, Asia, und Africa aufgerichtet hat; ein Volk, welches weitläuftigere Reiche besessen hat, als die Römer; welches berühmte Kaiser, Gesetzgeber, und Eroberer gehabt hat; ein Volk, mit welchem die Chineser, Indianer, Perser, Araber, Griechen, Römer, die Franzosen, Pohlen, Ungarn, und Russen, häufigen Streit, und Kriege auszuhalten gehabt haben; welches zu dem Un-

tergan-

tergange des Occidentalischen Reiches beygetragen, der Kalifen ihres verwüstet, Frankreich, Italien, Deutschland, und alle Völker des nördlichen Europa verheeret hat; ein Volk endlich, welches länger als zwey tausend Jahre in Ansehen gestanden, und von Peking bis Paris, unter den Namen der Hunnen, Türken, Alanen, Vandalen, und Occidentalischen Tatarn, in allen Gegenden wo seine Waffen eingedrungen sind, Furcht und Schrecken verbreitet hat. Schon in den ersten Zeiten der Chinesischen Monarchie geschieht dieses Volkes Erwähnung; und man kann es unter die Zahl derjenigen Colonien rechnen, die kurze Zeit nach der Sündfluth die Ebenen von Sinear verließen. Fast alle Regirungen der Chinesischen Kaiser sind mit den Einfällen der Hunnen bezeichnet: aber Teou-Man, der zwey hundert Jahre vor Christi Geburt gelebet hat, ist der erste ihrer Fürsten, dessen Name bis zu uns gekommen ist. Folgendes, Madame, hat mir ein Gelehrter von Samarcanda, der in der Geschichte dieser Nation sehr bekannt war, von diesem Monarchen erzählet. Er hatte einen Sohn, dem die Regirung nach seinem Tode rechtmäßigerweise zukam. Dieser

ser junge Prinz **Me-Te** genennet, lebte an dem Hofe seines Vaters ruhig, als eine Frau sich einfallen ließ, Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn anzustifften. Es war die Gemahlinn des Teou-Man, die selbst einen Sohn von ihm hatte, welchem sie die Krone, zum Nachtheile des ältesten, zuwenden wollte. Der Kaiser, der nicht Standhaftigkeit genug hatte, sich einer Frau, die er liebte, zu widersetzen, entzog dem Me-Te seine Gnade, entfernete ihn vom Hofe, und schickte ihn zu den benachbarten Völkern als Geißel. In der Absicht, daß er bey diesen Barbarn um das Leben kommen sollte, kündigte ihnen der Kaiser Krieg an, und glaubte, sie würden sich an seinem Sohne rächen. Nach erfolgter Niederlage suchten diese Völker auch wirklich den jungen Prinzen, und wollten ihn töden. Allein Me-Te wurde in Zeiten davon benachrichtiget, er entfloh, wendete sich wieder in die Staaten seines Vaters, und fand Mittel, sich einen Anhang zu machen. Die Geschichte erzählet, er habe eine Art von Pfeilen erfunden, die er **beurtheilende Pfeile** nennete. Er übte seine Leute, nach den Vögeln damit zu schießen, und wer nicht traf, wurde am Leben gestrafet. Um sich

endlich der Unerschrockenheit und Treue seiner Soldaten mehr und mehr zu versichern, trieb er die Grausamkeit so weit, daß er sie auf diejenigen unter ihren Weibern, die sie am liebsten hatten, schießen ließ. Unter seinem Gefolge duldete er nur solche Leute, die seine barbarischen Befehle ausübeten; die andern ließ er töden. Me-Te, mit seinem Haufen, überfiel seinen Vater Teou-Man, verfolgte ihn, tödete ihn, und verschonete weder dle Kaiserinn, noch ihren Sohn, noch die Großen, die sich ihm nicht unterwerfen wollten. Die Orientalischen Tatarn, von der großen Menge Misvergnügter benachrichtiget, die dieser grausame Fürst wider sich empöret hatte, suchten die Gelegenheit zu nutzen, und fiengen Krieg mit ihm an. Es hatte dieser Monarch in seinen Gestütten ein Pferd von großem Werthe, das außerordentlich geschwind im Laufen war: dieses ließen sie durch Gesandte fordern, in der Vermuthung, Me-Te würde es ihnen abschlagen, sie aber dadurch einen Vorwand erhalten, ihm den Krieg anzukündigen. Der Kaiser versammelte die Vornehmsten seiner Nation die der einstimmigen Meynung waren, man sollte das Pferd nicht verwilligen; allein, der

Fürst, der die Anforderung nicht erheblich genug hielt, um mit seinen Nachbarn zu brechen, ließ das Pferd den Gesandten abfolgen. Die Tatarn glaubten, sie hätten die Hunnen furchtsam gemacht, wurden daher noch verwegener, und verlangten eine von des Me-Te Weibern. Dieser, der nichts als Frieden suchte, verwilligte sie, wider die Meynung seiner Räthe, und versicherte, seine Neigung zu einer Frau würde ihn niemals vermögen, seine Unterthanen, durch einen mit gefährlichen Nachbarn angefangenen Krieg unglücklich zu machen. Die Tatarn aber, die schlechterdings Krieg verlangten, forderten endlich ein Stück ödes Landes, das beyden Nationen bisher zur Grenze gedienet hatte. Die Vornehmsten unter den Hunnen hielten den Vortheil, den man aus diesem Stücke Landes ziehen würde, für sehr gering, und schienen ganz gleichgültig dabey zu seyn. Der Kaiser aber dachte anders: dieses Land war ein Gut, das nicht sein eigen war, er sah es als dem Staate zugehörig an, und glaubte, er könne darüber nicht gebieten, wie über sein Pferd, und seine Frau. Weil er sich also durch diese Anforderung beleidiget fand, zog er wider die Orientalischen

Tatarn

Tatarn zu Felde, ſchlug ſie, tödete ihren König, machte eine große Menge Gefangener, und führte vieles Vieh weg.

Die Gemeinſchaft der Chineſer mit den **Occidentaliſchen Tatarn** war nicht hinlänglich, letztere geſitteter zu machen, ſondern ſie behielten ihre wilde Lebensart. Gewiſſe Staats-Urſachen hatten eine Chineſiſche Prinzeßinn gezwungen, einen König der **Hunnen** zu heurathen. Ihren Verdruß nun, wegen ihres Aufenthaltes bey einer ſo wilden Nation, zu vertreiben, beſchäfftigte ſie ſich zuweilen, Verſe zu machen, und ſchilderte darinnen ihr unglückliches Schickſal ab. Hier iſt die Ueberſetzung einiger ihrer Verſe, welche die Geſchichtſchreiber aufbehalten haben. „Meine Familie hat mir einen Gemahl gegeben, und mich gezwungen, in einem entfernten Lande zu wohnen. Daſelbſt ſind elende Zelte mein Palaſt, Pfähle ſeine Mauern; rohes Fleiſch iſt meine Speiſe, geronnene Milch mein Getränke. Ach, werthes Vaterland! ich gedenke deiner unabläßig; mein Herz iſt tödlich verwundet; wäre ich doch ein Vogel, daß ich wieder zu dir kommen könnte!“

Die Occidentalischen Tatarn, die Europa verheeret haben, wurden von verschiedenen Anführern beherrschet, davon die berühmtesten Valamir, Aspar, und Attila hießen. Von diesen Fürsten wurden einige von den Römern, einige aber von anderen Völkern überwunden. Attila drang in das Land der Burgunder ein, die an dem Rheine wohneten, und veranlaßete ein grausames Blutvergießen. Er eroberte Trier, Strasburg, Speyer, Worms, Maynz, Besançon, Laon, Tull, Metz, Orleans, und setzte alles, bis nach Paris, in Schrecken. Allein zwey Schlachten, die er verlor, eine in der Gegend von Orleans, die andere in der Ebene von Troyes, nöthigten ihn, über den Rhein zurück zu gehen. Doch suchte er seinen Schaden zu ersetzen, und stellte sich an die Spitze einer neuen Armee, die er nach Italien führte, wo er verschiedene Städte einnahm und verwüstete. Man hat vieles von seinen Raubereyen erzählet, aber wenige Geschichtschreiber haben angemerket, daß er auch die Tugend zu schätzen wußte; daß er sonst nie als nur gegen seine Feinde grausam und stolz, mitten unter seinem Volke hingegen sanftmüthig und gütig

war.

war. Er achtete weder Pracht noch Reichthum; er nahm sich der Armen an, hörete ihre Klagen, und beschützte die Unterdrückten. Dieses Bild machen seine Landesleute noch heutiges Tages von ihm, und sein Name steht bey ihnen noch immer in großer Verehrung.

Die Macht der Occidentalischen Tatarn nahm in Europa mit Attila ein Ende. Die von ihnen überwundenen Völker schüttelten das Joch ab; und die Hunnen rieben sich unter einander durch innerliche Uneinigkeit selbst auf. Unter verschiedenen Anführern zerstreueten sie sich in die nördlichen Ebenen von Circaßien, an das schwarze Meer, und an die Donau, woselbst sie nach und nach unter die andern Barbarn vermenget wurden. Nach der Beschreibung der Gelehrten von Samarcanda sahen diese Völker von Gesichte häßlich: von Jugend auf machten sie sich Narben in die Backen, damit sie Zeitlebens keinen Bart bekommen möchten. Ihr Körper war niederstämmig, und so übel gestaltet, daß er einem Stücke Holze ähnlich sah. Ihre Lebensart war hart. Wurzeln, und halb rohes, zwischen dem Sattel und Rücken ihrer Pferde gahr gewordenes Fleisch machte

ihre

ihre Speise aus. Ihre Weiber und Kinder ließen sie unter Zelten, sie aber schweiften in den Wäldern und Feldern herum, und hatten keine bleibende Wohnung. Hunger, Durst, und übele Witterung ertrugen sie mit Gelassenheit, und waren blos mit Häuten, oder leinenem Zeuge bekleidet, das sie auf dem Leibe verfaulen ließen. Beständig waren sie zu Pferde, hielten auch auf diese Art ihre Zusammenkünfte. Sie stritten ohne Ordnung, und machten dabey ein erbärmliches Geschrey. Ihre Pferde waren so flüchtig, daß man mit Verwunderung ansah, wie sie auf den Feind los fielen, und in einem Augenblicke verschwanden. Uebrigens waren diese Völker betrügerisch, unbeständig, ohne Religion, haabsüchtig, grausam, rachgierig, mit einem Worte, den mehresten heutigen Kalmucken in allem gleich.

Andere Colonien dieser Nation hatten sich in verschiedene Oerter der Tatarey zerstreuet. In den folgenden Zeiten sind sie unter allerhand Namen wieder zum Vorscheine gekommen; aber der Name der Hunnen ist gänzlich verloren gegangen: der von den Türken hat seinen Platz genommen. Ihr Anführer legte sich den Titel als Khan bey, den auch

alle

alle seine Nachfolger beybehalten haben. Sie drungen von der Abend-Seite ein, und errichteten viele Herrschafften, die sie den Kalifen, mehrentheils aus ihren Provinzen, entzogen. Bloß Türkische Sclaven bemächtigten sich Aegyptens, und ließen sich daselbst nieder. Andere machten sich Herren von Khorasan, und von einem Theile von Indien. Sie sonderten sich in verschiedene Linien ab, davon sich eine in Persien fest setzete, und ihre Herrschafft von Antiochia, bis nach Turkestan, ausbreitete. Eine andere, die durch die Meerenge bey Constantinopel aufgehalten wurde, entriß den Griechen Klein-Asien. Eine dritte endlich errichtete ein Reich in Syrien. Der Einbruch dieser Bärbarn beängstigte die morgenländischen Länder; das von ihnen eroberte und in eine harte Gefangenschaft versetzte Gelobte Land ermunterte die Christen: fast ganz Europa brachte unzählige Armeen auf die Beine, die unter dem Namen der Kreuzritter nach Asien giengen, und die Türken aus Jerusalem verjagten.

Unter diesen Umständen kommt **Genghis-Khan** aus dem innersten von Turkestan hervor, durchzieht ungeheuere Länder, und überschwemmet ganz Asien. Seine Kinder setzen seine großen Unternehmungen fort,

und

und bezwingen das weitläuftige Reich von China. Persien wird erobert, Klein-Asien beängstiget, Rußland zu einer Provinz gemachet, und Ungarn verheeret. Während dieser Zeit brechen einige übrig gebliebene, und in die Gebirge geflüchtete Türken aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und legen den Grund zu dem Ottomannischen Reiche, das den Christen Constantinopel entreißt. Auf einer andern Seite sieht Turkestan den Obersten einer Horde sich empor heben, der das Reich des Genghis-Khan über den Haufen wirft: der berühmte Tamerlan durchstreift fast ganz Asien, und kommt, so zu sagen, bis vor die Thore von Constantinopel. Er gründet ein mächtiges Reich, aus dessen Ruinen hernach das Indianische entstanden ist. Die Prinzen von seiner Nachkommenschaft regiren noch itzt in der Tatarey, und theilen solche mit den Nachkommen des Genghiskhan. Dieses, Madame, ist die Schilderung derjenigen großen Veränderungen, welche diesen Theil von Asien zu einen der berühmtesten Länder in der Welt gemachet haben.

Ich bin rc.

Urgenz, den 22. October, 1746.

Ende des sechsten Theils

Ver-

Verzeichniß
der in diesem Theile befindlichen Materien.

Der 67. Brief.

Japan.

Die Inseln Gotho: nöthige Vorsichten, wenn man ~~nach~~ Japan kommt. 3
Der Haven von Nangasaqui: was beobachtet wird, wenn die Holländer daselbst einlaufen: die Untersuchung ihrer Schiffsladung. 4
Der öffentliche Verkauf dieser Waaren. 6
Beschreibung der Stadt Nangasaqui. 7
Ihre merkwürdigen Gebäude: wo die Holländer wohnen. 9
Der Chineser Wohnung: der Japaner Character. 10
Dreyerley Religionen in Japan: die erste Sintos. 11
Der Dairi hat das Recht, Heilige zu machen. 12

Ceremonie der Vergötterung: der Dairi selbst wird angebetet. 13
Er empfängt von den Göttern des Landes Besuche. 14
Lehre, und Gebräuche der Sintoisten. 15
Ihre Feyer festlicher Tage. 16
Noch andere Feste dieser Religion. 17
Die Wallfahrt nach Isje ist ein Haupt-Artickel dieser Religion: Beschreibung des dasigen Tempels. 18
Eine nicht weit davon gelegene Höhle: die Geistlichen dieses Tempels. 19
Die Zeit der Reise dahin: wie diese Andachts-Reisen angestellet werden. 21
Was die Pilgrime zu beobachten haben, damit sie diese Reise mit Nutzen thun. 22
Sie bekommen eine kleine Schachtel, worinnen die Erlaßung ihrer Sünden ist. 23
Eine Gesellschaft von Eremiten in Japan: ihr Institut. 24
Die Sintoisten haben noch andere Brüderschaften, und Bettel-Orden: eine Gesellschaft von Nonnen. 26
Die Ordens-Gesellschaft der Blinden: ihr Ursprung. 27

Noch

Noch eine dergleichen Brüderschaft: ihr Ursprung. 28
Sie erhält sich durch ihren Fleiß, und Arbeit. 29
Die Secte von Budsdo, als die zweyte Religion der Japaner: ihr Stiffter. 30
Ihre Lehre. 31
Der Japanischen Bonzen Character: sie stehen in großem Ansehen. 33
Besondere Feste der Budsdoisten. 34
Ein anderes Fest, das sehr grausam ist. 35
Die dritte Secte in Japan, Siuto, ist die Religion der Moralisten. 36
Warum sie fast alles Ansehen verloren hat. 37
Geschichte der Einführung des Christenthums in Japan. 38
Dessen geschwinde Ausbreitung. 39
Der Bonzen Haß, und Verfolgung des Christenthumes. 40
Es wird in Japan gänzlich vertilget. 41
Grausame Verfolgung der Christen. 42
Warum die Holländer in Japan geduldet werden. 43
Abscheuliche Ceremonie des Jesumi. 44

Der 68. Brief.

Fortsetzung von Japan.

Ursprung des Japanischen Reiches. 45
Sin-Mu, Stiffter der Monarchie: Geschichte einer Chinesischen Colonie, die sich in Japan niederläßt. 46
Japan ist beständig von einer Familie beherrschet worden. 47
Hat itzt zwey Landesherren, einen Geistlichen, Dairi genennet, und einen Weltlichen, den Cubo. 48
Der Dairi hat nur den Schein der Regierung. 49
Die ihm gelassenen Vorzüge: Besuche, die ihm der Cubo machen muß: Beschreibung dieser Reisen. 50
Besondere Hochachtung der Japaner für den Dairi. 53
Anzahl der Götzenbilder in den Zimmern dieses Fürsten. 54
Seine geistliche Würde ist erblich. 55
Einkünfte des Dairi: äusserliche Prahlerey seines Hofstaates. 56
Die Wahl einer Amme des Thronfolgers: Verheurathung des Dairi. 57

Seine

Seine Hofstatt besteht aus lauter Geistlichen: ihr Hochmuth. 58
Die Generale der geistlichen Orden müssen sich am Hofe aufhalten. 59
Kleidung der geistlichen Hof-Bedienten: Eid, den die Japaner wegen Verschwiegenheit in Staats- und Religions-Sachen leisten müssen. 60
Regirung, u. Macht des weltlichen Kaisers. 61
Seine Residenz, und Hofbedienten: diese müssen sechs Monate bey Hofe zubringen: ihre Unterwürfigkeit. 62
Die Leib-Wache des Cubo: seine übrigen Truppen. 63
Mittel, die er anwendet, die Großen in der Unterthänigkeit zu erhalten. 64
Die Thronfolge des Cubo ist erblich: seine Einkünfte. 65
Die unter dem Cubo stehenden Fürsten: jährlicher Aufwand des Cubo: warum er Kaiser heißt. 66
Sein Gefolge, wenn er ausgeht. 67
Eintheilung des Japanischen Reiches: Spione, welche der Cubo bey den Großen unterhält. 68
Die Statthalter der kaiserlichen Städte. 69

Ihre Besoldung: ihre Hausbedienten. 70
Polizey der Stådte: ihre Vorgesetzten. 71
Die Commissaire, und Gerichtsschreiber der Gassen. 72
Die Stadt-Boten von Nangasaqui, 73
Lårmen und Geschrey in dieser Stadt. 74

Der 69. Brief.

Fortsetzung von Japan.

Beschreibung der Schönheit des Landes: die Landstrassen. 76
Aufgesetzte Grånzsteine, und Seulen. 77
Große Menge von Leuten auf den Landstrassen. 78
Gefolge der Großen, wenn sie an den Hof reisen. 79
Die im Reiche eingerichteten Posten. 81
Wie die Japaner zu reisen pflegen: unanståndige Gewohnheit der Sesselträger: Gebrauch der Fecher auf der Reise. 82
Die auf den Landstrassen befindlichen Wirthshåuser: ihre Einrichtung, und Bequemlichkeit. 83
Kleine Wirthshåuser findet man überall; ihre Annehmlichkeit. 84

Man

Man trift daselbst viele lüderliche Weibspersonen an. 85
Ursprung dieser lüderlichen Häuser. 86
Erziehung, Einrichtung, und Preis der darinnen befindlichen Mägdgen. 87
Große Neigung der Japaner zu dergleichen Frauenzimmer. 88
Andere Oerter eines noch viel schändlicheren Gewerbes. 89
Reise nach Jedo. 90
Hinrichtung einer Frau, die ihrem Manne war untreu geworden. 91
Die peinlichen Gesetze in Japan. 93
Beyspiel der Strenge dieser Gesetze. 94
Was für Martern bey Criminal-Processen eingeführet sind. 95
Die Vornehmen werden auf eine Insel verbannet: der Körper eines im Gefängnisse verstorbenen Uebelthäters wird noch bestrafet. 96
Schutz-Götze der Reisenden: warme sehr berühmte Bäder: der beste The in Japan wächst um Meaco. 97
Wie der The für den Kaiser zubereitet wird. 98

Gegend des besten Reißes: Beschreibung der Stadt Sanga, und der hübschen Weiber in dieser Provinz. 99
Gestalt der Japaner: ihre Gemüthsbeschaffenheit. 100
Ihre übrigen Tugenden. 101
Ihre Fehler, und Laster. 102
Ihr Fleiß, und Liebe zum Ackerbaue. 103
Die Stadt Kokura: der Haven von Osacka: wie die Holländischen Gesandten von den Statthaltern in den Städten empfangen werden. 104
Die Japaner machen bey ihren Besuchen viele Ceremonien. 105
Sie sind unsere moralischen Antipoden: Beschreibung der Stadt Osacka. 106
Das Schloß zu Osacka: seine Besatzung, und Commendanten. 107
Die Einwohner von Osacka sind den Lustbarkeiten sehr ergeben: ihre Stadt wird der Schauplatz der Ergötzlichkeiten genennet. 108
Die bey einem Japanischen Gastmahle gewöhnlichen Ceremonien: die Japaner sind sehr reinlich: ihre Speisen. 109

Ihr

Ihr Getränke: ihre Ragouts: sie haben Musik bey ihren Gastgeboten. 110
Ihre Comedien: Sitten ihrer Schauspieler. 111
Ihre Schaubühne, Maschinen, und Verzierungen. 112
Beschaffenheit ihrer dramatischen Stücken: die Einwohner geben die Kosten zu den Schauspielen. 113
Die Schauspieler ziehen mit ihren Maschinen in der Stadt herum: die Schauspiele werden an Festtagen vorgestellet. 114
Mehrentheils in den Tempeln: merkwürdiges Fest, wo, zu Ehren des Schutzpatrones jeder Stadt, Comedie gespielet wird. 115
Beschreibung der Auftritte, und Maschinen. 116
Vergleichung dieser Schauspiele mit den Possenspielen am Fronleichnams-Feste zu Aix, in Provence. 117

Der 70. Brief.

Fortsetzung von Japan.

Die Gegend von Osacka nach Meaco ist ungemein bevölkert: Beschreibung der kleinen Stadt Jodo. 118

Ankunft in Meaco: Beschreibung eines dasigen Festes. 119
Besuche bey den Statthaltern. 120
Beschreibung der Hauptstadt Meaco, und des Palastes des Dairi. 121
Meaco ist die Niederlage aller Waaren von Japan, und der Mittelpunct der Handlung: Anzahl ihrer Einwohner: ihre Tempel. 122
Die Kostbarkeit der Japanischen Tempel. 123
Beschreibung der kaiserlichen Pagode. 124
Garten, der diesen Tempel umgiebt. 125
Ein benachbarter kleinerer Tempel: ein berühmter Brunnen: Unterschied der Japanischen Tempel. 126
Würde und Rang ihrer Götzen: Bauart der Tempel: Beschreibung der Götzen. 127
Ihre Anzahl: prächtige Klöster. 128
Beschreibung der Tempel der alten Götter des Landes. 129
Alle Landesstrassen sind mit Götzen besetzet. 130
Alle Handwerke haben ihre besonderen Götter: auch die Thiere haben ihre Tempel. 131
Zahme Thiere in Japan: ihre Beschaffenheit. 132

Die Japaner haben ehedem eine besondere Hochachtung für die Hunde gehabt. 133
Die Katzen stehen noch in Ansehen: auch der Kranich. 134
Ratten und Mäuse sind sehr gemein: die weiße Ameise, ein gefährliches Ungeziefer; wird der Bohrer genennet. 135
Der Flecken Oitz, sein See, und hoher Berg: besondere Producte dieser Gegend: der beste Taback: die Bambus-Röhre, welche die Holländer Rottang nennen. 137
Ein berühmtes Pulver wider alle Krankheiten. 138
Pilgriminnen, oder Bettel-Nonnen: ihr Bezeigen. 139
Beschreibung eines Leichenbegängnisses. 140
Die Toden werden in Japan nicht allezeit verbrennt. 143
Wenn ein vornehmer Herr stirbt, töden sich viele seiner Unterthanen. 145
Der Japaner Meynung wegen der abgeschiedenen Seelen. 146
Fest, das dieserwegen gestiftet ist. 147
Wie die Trauer in Japan eingerichtet ist. 148
Herumziehende Comedianten in den Provinzen. 149

Sie erhalten kein ehrliches Begräbniß: Geschichte des Schlosses zu Oruano. 150
Der berühmte Fluß Osingava: die Art, über solchen zu kommen. 151
Der Berg Fudsi, ist einer der höchsten in der Welt. 152
Der See Fakone wird für das Fegefeuer der Kinder gehalten. 153
Seltenheiten einer kleinen Kapelle, die als Reliquien im Lande angesehen werden. 154
Die Stadt Odovara, wo der wohlriechende Caschou verfertiget wird. 155
Beschreibung der Städte, Dörfer, und Flecken in Japan. 156
Wie die Schlösser der Adelichen gebauet sind. 157
Ihre Gärten. 158
Häßlicher Anblick in der Vorstadt von Jedo. 159
Kostbare Brücke in Jedo. 160
Pracht von Jedo. 161

Der 71. Brief.

Fortsetzung von Japan.

Beschreibung der Stadt Jedo: Anzahl ihrer Einwohner. 162

Palast des Kaisers. 163
Dessen innere Beschreibung. 164
Wo der Schatz, und das Archiv des Reiches verwahret werden: noch andere schöne Paläste dieser Stadt. 165
Audienz der Holländer bey dem Kaiser. 166
Was dabey vorgegangen ist. 167
Beschreibung des Mittagmahles. 168
Ceremonien, welche die Holländer sich ehedem bey diesen Audienzen haben müssen gefallen lassen. 169
Allerhand Fragen, welche man ihnen gethan hat. 174
Die kaiserlichen Geschenke für die holländischen Gesandten: auch die Vornehmen bey Hofe schicken Geschenke. 178
Die dabey gewöhnlichen Complimente. 179
In der Hauptstadt haben die Fremden mehr Freyheit, als in dem übrigen Reiche. 180
Scharfe Polizey in allen Städten. 181
Wenn jemand auszieht, oder ein Haus kaufet. 182
Wenn jemand verreisen will. 183
Wenn jemand eines Verbrechens wegen angeklaget

angeklaget wird; oder Streit entsteht; oder ein Mensch getödet wird. 184
Hochzeit-Gebräuche in Japan. 186
Wie die Trauung verrichtet wird. 187
Die Weiber bringen kein Heurathsgut mit: die Japaner heurathen ihre nächsten Verwandtinnen: Erbtheil der Kinder. 189
Gebrauch, die Kinder zu ersäufen: die Mägdgen werden zeitig verheurathet: Eheleute können sich leicht scheiden. 190
Ehebruch wird am Leben gestrafet: die Vielweiberey ist verstattet. 191
Die Japanischen Weiber leben sehr eingezogen: mengen sich in keine Angelegenheiten. 192
Ihre Vorzüge: Gewalt der Männer, wenn die Weiber ihnen untreu sind: Beyspiel davon. 193
Beyspiele von der Weiber Keuschheit, Bescheidenheit, und Treue. 194
Der Japaner gute Erziehung ihrer Kinder. 195
Vortrefliches Beyspiel kindlicher Liebe. 196
Von Jugend auf werden den Kindern Triebe zur Ehre beygebracht; selbige wird zuweilen zu weit getrieben: Beyspiel davon. 199

Der

Der Kinder Unterricht: Erlernung der Künste und Wissenschaften. 200
Das weibliche Geschlecht legt sich auch auf die Wissenschaften: die Japaner lieben die speculativischen Wissenschaften nicht: ihre Art zu rechnen, und die Zeit zu messen. 201
In Jedo werden alle Calender gemachet; in der Sternkunde sind die Japaner unerfahrener, als die Chineser, aber nicht so abergläubig. 202
Ihre Kenntniß in der Theologie: Ursache, warum das Christenthum vertilget worden ist. 204
Die Japaner haben große Hochachtung für ihre Religion. 205
Sie haben keine Kenntniß von der Anatomie: desto mehr von der Botanick: ihre Heilungsmittel vermittelst der Nadel, und dem Feuer. 206
Verschiedene Arten der Blatter-Krankheit. 210
Die Portugiesische Krankheit: Japanische Aerzte: Rechts-Kenntniß. 211
Schreibart der kaiserl. Befehle. 212

Der

Der 72. Brief.

Fortsetzung von Japan.

Japanische Landes-Erzeugungen: der Papierbaum. 213
Wie das Papier gemachet wird. 214
Der Lack- oder Firniß-Baum. 215
Tannen- und Cypressen-Bäume. 216
Der Fleiß der Japaner ersetzet die Dürftigkeit ihres Bodens: auch die wildesten Erzeugungen nutzen sie. 217
Sie backen Kuchen aus Moose: ihr Fleiß im Ackerbaue: ihre Getreide-Arten. 218
Ihre Hülsen-Früchte. 219
Die Obrigkeit belohnet den Fleiß der Ackers-Leute: alle Felder werden jährlich gemessen. 220
Ihre Verpachtungen: Maulbeerbäume: Eigenschaft der Seide: Feigen- und Castanien-Bäume: Aepfel- und Birn-Bäume kennet man fast gar nicht. 221
Nußbäume: Weinbau: Pomeranzen und Citronen: Kirschbäume: Menge von Blumen: Japan hat wenig wilde Thiere. 222

Die

Die Einwohner ziehen wenig zahme Thiere auf: auch wenig Vögel: Schönheit ihrer Ennten. 223
Eine Art von Fliegen, von ganz besonderer Schönheit: haben Gelegenheit zu einer hübschen Fabel gegeben; Fische, und Muscheln: auch Wallfische. 224
Wie selbige genutzet werden: der Todfeind des Wallfisches: noch ein anderer sehr giftiger Seefisch. 225
Viele Gewitter, und Erdbeben, in Japan: Clima des Landes: die Wasser-Monate: die Luft ist vortrefflich. 226
Die Einwohner werden sehr alt: zwey Meer-Strudel: Wolken, welche die Japaner Wasser-Drachen nennen: sehr häufige Erdbeben. 227
Aus den Bergen entspringen heilsame Quellen: Metalle, und Minerale. 228
Das Land erzeugt vielen Schwefel: Gold, Silber, Kupfer: Ambra: letzterer mit Opium vermenget, ist ein heilsames Mittel wider das Unvermögen. 229
Größe von Japan: Anzahl, und Eigenschaft seiner Inseln. 230
Abtheilung dieses Reiches. 231

Das Land Yesso, und Kamtschatka: im letztern wohnen die Kurilen, und die Koraken. 232
Schilderung der Bewohner von Yedso. 233
Beschreibung der Kurilen. 234
Ihre Kleidung: Weiber, und Kinder. 235
Die Kurilen sind eifersüchtig: wie der Ehebruch bestrafet wird. 236
Der Kurilen Neigung, Beschäfftigung, Handel, und Waffen. 237
Wie sie mit den Gefangenen umgehen: ihre Religion. 238
Ihre Häuser, Polizey: Schilderung der Koraken. 239
Ihre große Uneinigkeit: sonderbares Getränke, aus Erd-Schwämmen gemachet: wie die Armen sich dessen bedienen. 240
Wie sie die Fische zubereiten: ihre Hütten: ob Kamtschatka mit America zusammen hängt. 241
Unterschied des Standes bey den Japanern: ihr Adel: dessen Eintheilung. 242
Die Geistlichkeit: Kauf- Handwerks- und Ackerleute: die Soldaten: in Japan giebt es reiche Handelsleute. 243

Die

Die Japaner ändern ihren Namen verschiedenemale: Wissenschaften in Japan. 244
Sie haben Academien, und Schulen; ihre Musik. 245
Wie weit sie es in der Malerey, und in den mechanischen Künsten gebracht haben. 246
Ihr Porcelain: das alte wird höher gehalten, als das Chinesische. 247
Kostbarkeit der Maatsubos, einer Art von Porcelaine. 248
Japanische Buchstaben, Sprache, und Schreibart. 249
Ihre Schiffskunst, Seewesen, und Handlung. 250
Welche Waaren contreband sind: die Fremden, welche, ausser den Holländern, nach Japan handeln dürfen. 252
Der Chineser Handel ist sehr eingeschränkt. 253
Worinnen ihr Handel besteht. 254
Eiue Art Silber-Münze, Japanische Stangen genennet: Beschaffenheit des übrigen Geldes: die Japanische Kleidung. 255
Wie das Frauenzimmer gekleidet ist. 257
Character der Japanischen Nation. 258

Das Land ist sehr volkreich; wohl angebauet: die zwey vornehmsten Städte: die Japaner sind kriegerisch. 259
Schwierigkeit dieses Land anzufallen. 260
Die Kinder werden von Jugend auf kriegerisch gewöhnet: der Japaner vortreffliches Gewehr: sie leben sehr mäßig. 261
Sie werden zu öffentlichen Arbeiten angehalten: eines ihrer merkwürdigsten Gesetze verbietet den Umgang mit fremden Völkern. 262

Der 73. Brief.

Korea.

Reise eines Chinesischen Gesandten nach Korea, 264
Wie diese Gesandten daselbst empfangen werden. 265
Erste Beherrscher von Korea: die folgenden Bezwinger dieses Reiches: die Koreer huldigen itzt dem Chinesischen Kaiser. 267
Dieser ertheilet dem Könige, und der Königinn ihre Titel: Beweis davon in einem Schreiben an den Kaiser. 268

Unerachtet ihrer Unterthänigkeit haben sie die höchste Gewalt in ihrem Lande. 270
Der königl. geheime Rath: Statthalter, und Magistratspersonen. 271
Die königl. Einkünfte: der Staatsbedienten Besoldung; das peinliche Recht ist sehr streng. 272
Strafe des Ehebruchs. 273
Strafe des Todschlages. 274
Strafe des Diebstahles; der Schuldner: die Bastonnade. 275
Militar-Verfaßung, 277
Militarische Mönche. 278
Pracht des Fürsten, wenn er öffentlich erscheinet: Einhändigung der Bittschriften. 279
Korea ist eine Halbinsel: ihr Seewesen. 280
Religion: viele Tempel: sie stehen außerhalb den Städten. 281
Glaubenslehren: Mönche: Klöster. 282
Mönche, die am Hofe leben: sie werden Königs-Mönche genennet. 283
Nonnen-Klöster: ihr Unterschied: lustige Lage der Klöster. 284
Lüderliche Gesellschaft in den Klöstern: der Koreer Gestalt, und Character. 285

Sie sind nicht kriegerisch, sondern furchtsam. 286
Armseliges Ansehen ihrer Häuser. 287
Der Adelichen Wohnungen: die Koreer haben keine Wirthshäuser. 288
Verbotene Ehen: wie viel ein Mann Weiber haben kann: die Weiber werden wenig geachtet. 289
Erbschafts-Theilungen: wie lange die Trauer währet. 290
Wenn die Toden begraben werden. 291
Ceremonien bey der Beerdigung. 292
Der Koreer Hochachtung für die Wissenschaften: wie die Kinder unterrichtet werden. 293
Ihre Erziehung ist nicht streng: öffentliche Gebäude zum Unterrichte der Jugend: die Koreer lieben die Moral: ihre Sprache: haben Bibliotheken. 294
Sind äußerst unwissend: ihr Calender: Größe von Korea: wie viel Städte, und Flüsse. 295
Clima: Landes-Producte, worunter die Ginsen-Wurzel einträglich ist. 296
Bergwerke: Pelzwerk: Vieh, Vögel, Crocodille: Handel mit den Japanern, und Chinesern: ihr Geld. 297

Der 74. Brief.

Die Orientalische Tatarey.

Die Mantcheoux-Tatarn. 298
Verschiedene Meynungen ihres Ursprunges: die Mongol-Tatarn: beyde Völker machen die große Tatarey aus: deren Größe. 299
Ihre ehemalige Beschaffenheit unter dem Genghis-Khan: ihre itzige: Eintheilung der Mantcheoux-Tatarn, oder der Orientalischen Tatarey: Mugden ist die Hauptstadt: die dasigen Gerichtshöfe. 300
Zwey prächtige Grabmale der ersten Regenten: der Statthalter giebt ein Gastgebot. 301
Die Gegend um die Stadt Mugden: die übrigen Städe sind schlecht: auch wenige Landhäuser. 302
Fabriken in Mugden von Baumwollenem Papiere: Fabel eines außerordentlichen Vogels. 303
Vergleichung dieses Vogels mit dem Phönix der Alten. 304
Der Statthalter veranstaltet eine Jagd, nach Tatarischer Art. 305

Die Statthalterschaft von Kirin=Ula: die Stadt Ninguta: in dieser Gegend findt man die kostbare Wurzel, Gin=Seng. 306
Der Fluß Usuri: dessen angebauete Gegenden: dasiger Gebrauch der Hunde. 307
Die Fischerey verschafft diesen Völkern Unterhalt, und Kleidung: der Fluß Songari: der weiße Berg. 308
Statthalterschaft von Tsi=Tsi=Kar. 309
Fluß, und Stadt Saghalia: hier werden schöne Zobel verkaufet. 310
Auch viele Perlen: die Art sie zu fischen: die Stadt Mer=Ghen. 311
Die Solons=Tatarn: ihre Art zu jagen. 312
Wie die Zobel gefangen werden: die Tunguts=Tatarn. 313
Ihre Art zu leben, und Gebräuche. 314
Ihre Kleidung. 315
Ihre Furcht vor den Blattern. 316
Ihre Lebensart auf der Jagd. 317
Der Mantcheoux=Tatarn Religion. 318
Ihre Zauberey: die dabey gewöhnlichen Ceremonien. 319
Beyspiel von ihrem Bezeigen. 320
Zu dieser Völker Religion gehören auch gewisse Opfer. 322

Ihre Sprache: sie haben ein Wörterbuch: Reichthum ihrer Sprache. 323
Sie schreiben auf viererley Art. 325
Die Mantcheoux sind für ihre Sprache sehr eingenommen: Beyspiel davon. 326
Vergleichung mit der Chinesischen und mit den Europäischen Sprachen. 328
Clima des Landes. 329
Eine besondere Art Ziegen in diesem Lande. 330
Eine besondere Art Maulesel: Pferde und Trampelthiere. 331
Elendthiere: der Chulon: Tiger, und Leoparden. 332
Wie die Hirsch = Jagd angestellet wird: schwarze Füchse; ihr Pelz ist das kostbareste Rauchwerk: weise Hasen; ihre große Menge. 333
Sie werden nicht gegessen: wichtiger Handel damit. 334

Der 75. Brief.

Die Occidentalische Tatarey.

Die Mongolischen Tatarn sind Vasallen von China; haben aber eigene Fürsten. 334

Das berühmte Reich des Genghis-Khan ist von ihnen entstanden. 335
Größe, und verschiedene Völker ihres Landes: ihre Sprache und Lebensart: ihre Horden, und Khan: ihre Wohnung. 336
Ihr Getränke: sie sind sehr unreinlich: sie werden die stinkenden Tatarn genennet. 337
Ihre Gestalt, Gemüthsart, und Kleidung. 338
Ihr Gewehr: Vieh-Heerden: Vielweiberey: wie sie ihre Toden begraben: ihr Handel. 339
Ihre Religion: die Lamas, ihre Priester: dieser ihre Lebensart. 340
Die Mongols werden in Fahnen eingetheilet: ihr höchstes Tribunal ist in Peking: der Kaiser von China ist ihr Groß-Khan. 341
Unter allen Mongolischen Tatarn sind die Kalkas die berühmtesten: ihr oberster Priester heißt Khoutouktou. 342
Beschreibung dieses außerordentlichen Mannes. 343
Die Eluths, oder Kalmucken: ihr Land: es hat große Wüsteneyen, aber vortreffliche Weyde: zünden das Gras im Frühjahre an. 345

Es

Es fehlet diesem Lande an Wasser. 346
Die Eluths treiben keinen Ackerbau: jede Horde hat einen gewissen Landes-Bezirk inne: Beschreibung des Vielfrases. 347
Der Eluths Lebensart: ihre Verheurathung. 348
Ehrfurcht für ihre Väter. 349
Auf gewissen Bergen findt man Menschen-Gerippe: Muthmasung davon. 350
Die Nation der Eluths theilet sich in verschiedene Zweige: ihr Fürst heißt der große Khan der Tatarn: der Groß-Lama: das Land von Karazm, und Usbek. 352
Jeder Zweig hat seine Stämme, und Oberhäupter: wie der Nachfolger des Khan erwählet wird. 353
Die Kahns wohnen unter Zelten: ihr Lager: ihr Hofstaat: ihre Einkünfte. 354
Kriegs-Verfassung: der Eluths Waffen. 355
Ihre Art Krieg zu führen: ihre Schlachten. 356
Des großen Khans Länder. 357
Seine Truppen: wie er Gesandte empfängt. 358
Krieg der Chineser mit dem Tatar-Khan. 359

Ursprung

Ursprung des Namens Kalmucken. 360
Ihre Kleidung: der Weibspersonen Kleidung. 361
Ihre Hütten stehen auf Wagen. 362
Wie ihr Hausgeräthe fortgebracht wird: wie sie in ihren Hütten eingerichtet sind. 363
Wie sie Fleisch essen. 364
Ihr Getränke: wie sie Butter machen. 365
Wenn sie sich lustig machen wollen. 366
Wie sie zum Trinken nöthigen. 367
Ihre Verheurathung: bey der Geburt der Kinder werden die Wahrsager geholet. 368
Wenn sie krank werden: wenn der Kranke stirbt: Beschaffenheit ihrer Gesetze. 369
Wie die Verbrechen gestrafet werden: der Kalmucken Götzen. 370
Einige besondere Umstände des Landes Tibet: die Weiber heurathen mehr als einen Mann. 371
Wie die Einwohner dieses Landes mit ihren Kranken, und Verstorbenen umgehen. 372

Der 76. Brief.

Fortsetzung von der Occidentalischen Tatarey.

Die Länder Karazm, Usbek, die große und kleine Bucharey: Urgenz, die Hauptstadt von Karazm. 372
Beschreibung dieser Stadt. 373
Uebrige Städte von Karazm: die Turcomannen. 374
Das Land, und die Stadt Turkestan: der See Aral, oder der Adler-See. 375
Der Fluß Sir: sein vermeyntlicher Gold-Sand: Einwohner von Turkestan. 376
Ihre Weiber. 377
Ihre Religion: die Usbeks: ihre Lebensart. 378
Ihre Art, die wilden Pferde zu jagen. 379
Ihre Nahrung: sie lieben den Müßiggang: ihr Regente heißt Khan: seine Residenz. 380
Ehemalige Beherrscher von Karazm: die große Bucharey: die Stadt Bokhara: ein kleiner Fluß, der daselbst vorbey fließt. 381

Sein

Sein ungesundes Wasser erzeugt Würmer in den Beinen: das Land steht unter einem Khan, der wenig Gewalt hat. 382
Der Handel dieses Landes: die berühmte Stadt Samarcanda. 383
Sie hat eine Academie der Wissenschaften: berühmte Melonen dieser Gegend: in dieser Stadt wird das beste seidene Papier gemachet. 384
Die Stadt Balk: sie ist der Mittelpunct der Handlung des Landes. 385
Die drey Nationen in der großen Bucharey: Beschreibung der Bucharen: ihre Kleidung. 386
Ihre Religion: ihr Unterhalt: sie bezahlen Tribut. 387
Die Mongols: die Usbeks: ihre Kleidung, und Lebensart. 388
Ihre Sprache, Waffen, und Weiber: ihre Kriege: ihre Pferde. 389
Ihre Wohnung: die kleine Bucharey: Yarkien ist die Hauptstadt. 390
Die Einwohner dieses Landes: ihre Kleidung. 391
Der dasigen Weiber Kleidung: die Häuser. 392

Der

Der Bucharen Zurichtung ihrer Speisen: ihr Küchengeräthe: ihre Speisen. 393
Ihr Getränke: wie sie sich verheurathen: Hochzeit-Ceremonien. 394
Sie beschneiden ihre Kinder: Trauungs-Ceremonien. 395
Wenn eine Frau ins Kindbette kommt: die Vielweiberey ist verboten: Misbrauch davon: Ceremonien bey den Kranken: wenn der Kranke stirbt. 396
Der Bucharen Geld: ihre Religion: sie haben einige Kenntniß von Christo: falsche Begriffe von seiner Menschwerdung. 397
Was sie für Begriffe von Gott haben: ihre Fasten. 399
Ihre Magistratspersonen: Beschreibung des Caspischen Meeres: dessen merkwürdige Eigenschaft. 400
Verschiedene Meynungen dieserwegen. 401
Wie die Perser ihre Brunnen machen. 403
Figur des Caspischen Meeres: sein Wasser, und Fische: in dasiger Gegend giebt es viele wilde Gänse: wie sie gefangen werden. 405

Ein berühmtes Volk ist ehedem aus dieser Gegend gekommen. 406
Der Hunnen erster Fürst: Geschichte seines Sohnes Me-Te. 407
Geschichte einer Chinesischen Prinzeßinn. 411
Der Occidentalischen Tatarn vornehmste Anführer, Valamir, Aspar, und Attila: Character, und Tugenden des Attila. 412
Verfall der Hunnen: ihre Gestalt und Lebensart. 413
Der Name der Hunnen geht gänzlich verloren, und der von den Türken nimt seinen Platz: dieser ihr Anführer heißt Khan. 414
Wie sich die Türken ausgebreitet haben: Genghis-Khan, und seine Nachkommen. 415
Tamerlan, und seine Nachfolger. 416

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laporte, Joseph de, 1714-1779 / Wichmann, Christian August, 1735-1807 / Bergmann, Gustav

Reisen eines Franzosen oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit

Bd.: 6

Leipzig (1771)

It.coll. 215 h-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465870-0
VD18 80353738-001